

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**

135. Jahrbuch 2016

Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung von



Ministerium für Wissenschaft,
Forschung und Kunst
Baden-Württemberg

Landkreis
Breisgau-Hochschwarzwald

Kulturamt

Autoren des 135. Bandes:

BACHMANN, MICHAEL, Prof. Dr., Siegen/St. Märgen
BRUNNER, BENEDIKT, M.A., Bonn
BIGOTT, BORIS, Dr., Schallstadt/Stuttgart
DEISENROTH, KARLHEINZ, Freiburg
HELLBERG, FLORIAN, Offenburg
HILLENBRAND, EUGEN, Dr., Merzhausen
HOCKENJOS, KLAUS, Dr., Freiburg
JOOS, CLEMENS, M.A., Villingen-Schwenningen
KALCHTHALER, PETER, M.A., Freiburg
KNECHTLE, JULIA, M.A., Freiburg
KRAMB, BORIS, Freiburg
LEONARDI, MARCO, Dr., Catania (I)
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg
LÜRBEKE, DOROTHEE, Dr., Reutlingen
MANGEL, JOHANNES, Dr., Göttingen
MEINEKE, STEFAN, Dr., Freiburg
OHLER, NORBERT, Dr., Horben
SAUERBORN, FRANZ-DIETER, Dr., Buggingen
SCHADEK, HANS, Dr., Freiburg
SCHERB, UTE, Dr., Freiburg
SCHÖPFLIN, FRIEDRICH, Müllheim
TORN, BENJAMIN, B.A., Freiburg
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal
WAGNER, HEIKO, Dr., Kirchzarten
WIDMANN, HANS-PETER, Dr., Ebringen

Redaktionsausschuss: Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. BERTRAM JENISCH, FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. HANS SCHADEK, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Schriftleitung: Dr. HANS-PETER WIDMANN

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ e.V.

Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.
(Telefon: 0761/201-2701; E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de)

ISSN 1434-2766

Satz und Druck: schwarz auf weiss, Litho und Druck GmbH, 79104 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis 135. Band

Beiträge

	Seite
HEIKO WAGNER: Kelten und Alemannen im Dreisamtal – Die Schließung einer Fundlücke	7
BENJAMIN TORN: Die Deutschordenskommende Freiburg. Beziehungen, Förderer, Schenker und Brüder der Kommende im 13. Jahrhundert	21
MICHAEL BACHMANN: <i>Ecclesia</i> und <i>synagoga</i> ! Neues und Altes zur Geburtsszene im Vorhallen-Tympanon und zum Pauluspfeiler im Hauptschiff des Freiburger Münsters	43
HANS SCHADEK: <i>SI AN DIC VNT NIT AN MIC.</i> Der Freiburger Kannengießer Ludwig Dürckenheimer († 1583) und seine Zinnplatte aus dem Bestand der Adelhauser Dominikanerinnen – als Relikt der Sprichwortblüte des 16. und 17. Jahrhunderts	59
FRANZ-DIETER SAUERBORN: Joseph Kränckel – Uhrmacher und breisgau-landständisch geometrischer Revisor	87
KLAUS HOCKENJOS: Der Bernshof in Günterstal	107
JULIA KNECHTLE: Die Breisgau Loge in Freiburg im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zwischen Akkulturation und jüdischer Identität	127
STEFAN MEINEKE: <i>Unsere wahre, eigentliche Heimat [...] bleibt nun doch einmal der Schwarzwald [...], denn dort haben wir am leichtesten und frohesten geatmet [...].</i> Der Historiker Friedrich Meinecke und seine Freiburger Zeit (1906-1914)	147
DOROTHEE LÜRBKE: Die Wohnversorgung älterer Hilfsbedürftiger in Freiburg zwischen 1955 und 1975 ...	171

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

THOMAS ADAM: Feuer, Fluten, Hagelwetter. Naturkatastrophen in Baden-Württemberg, Darmstadt 2015. (FLORIAN HELLBERG)	191
---	-----

Burgen am Hochrhein, hg. vom Europäischen Burgeninstitut – Einrichtung der Deutschen Burgenvereinigung e.V. (Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 4/2015), Neuwied 2015. (BORIS BIGOTT)	191
Der Erste Weltkrieg am Oberrhein, hg. von ROBERT NEISEN und MARKUS EISEN (Rombach Wissenschaften), Freiburg/Berlin/Wien 2015. (HANS-PETER WIDMANN)	192
Gewalt und Widerstand in der politischen Kultur des späten Mittelalters, hg. von MARTIN KINTZINGER, FRANK REXROTH und JÖRG ROGGE (Vorträge und Forschungen LXXX), Ostfildern 2015. (DETLEF VOGEL)	193
ISO HIMMELSBACH: Erfahrung – Mentalität – Management. Hochwasser und Hochwasserschutz an den nicht-schiffbaren Flüssen im Ober-Elsass und am Oberrhein (1480-2007) (Freiburger Geographische Hefte 73), Freiburg 2014. (MARCO LEONARDI)	194
JÖRG KOCH: Marmor, Stein und Eisen bricht. Bismarckdenkmäler und Bismarckgedenken am Oberrhein, mit einem Vorwort von VERA LENGSELD, Ubstadt-Weiher u.a. 2015. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	195
ROLF-ULRICH KUNZE: „Möge Gott unserer Kirche helfen!“ Theologiepolitik, Kirchenkampf und Auseinandersetzung mit dem NS-Regime. Die Evangelische Landeskirche Badens 1933-1945 (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte 6), Stuttgart 2015. (BENEDIKT BRUNNER)	195
Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. IV: Erweckung/Innere Mission/Diakonie/Theologinnen, hg. von GERHARD SCHWINGE (Sonderveröffentlichung des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden 9), Ubstadt-Weiher u. a. 2015. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	196
Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Mittelalter (11.-14. Jahrhundert), hg. von CLAUDIA ZEY (Vorträge und Forschungen 81), Ostfildern 2015. (EUGEN HILLENBRAND)	198
ERWIN MORGENTHALER: Geschichte des Bildungswesens in den badischen Markgraftschaf-ten, hg. vom Freundeskreis Pfinzgaumuseum – Historischer Verein Durlach e.V., Ubstadt-Weiher u.a. 2015. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	199
ANNEMARIE OHLER: Das Christentum im Breisgau. Wanderungen durch das Mittelalter, Freiburg 2015. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	200
Die Ortenauer Reichsritterschaft am Ende des Alten Reiches, hg. von JOACHIM BRÜSER und KONRAD KRIMM (Oberrheinische Studien 33), Ostfildern 2015. (CLEMENS JOOS)	203

GEORG PATZER: Die Geschichte des Südwestens. Wie wir wurden, was wir sind, Darmstadt 2015. (DETLEF VOGEL)	203
Schule und Bildung am Oberrhein in Mittelalter und Neuzeit, hg. von URSULA HUGGLE und HEINZ KRIEG (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte LX), Freiburg/München 2016. (FRIEDRICH SCHÖPFLIN)	204
„Solange die Welt steht, ist soviel Blut nicht geflossen“. Feldpostbriefe badischer Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918, hg. von dem Landesverein Badische Heimat e.V. und dem Landesverband Baden-Württemberg im Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., ausgewählt, mitgeteilt und kommentiert von MARCEL KELLNER und KNUD NEUHOFF (Schriftenreihe der Badischen Heimat 9), Freiburg/Berlin 2014. (KARLHEINZ DEISENROTH)	206
HELGE STEEN: Bergbau auf Lagerstätten des Südlichen Schwarzwaldes – Ein Beitrag zur Bergbaugeschichte und Lagerstättenkunde zwischen Dreisamtal und Hochrhein (mit ergänzendem Kartenband), Norderstedt 2013. (HEIKO WAGNER)	207
MARTIN STRASSBURGER: Montanarchäologie und Wirtschaftsgeschichte des Bergbaus im Schauinsland vom 13. Jahrhundert bis um 1800, hg. von BERND PÄFFGEN (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 275), Bonn 2015. (HEIKO WAGNER)	208
<i>Orts- und personengeschichtliche Literatur</i>	
Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte in der Neuzeit, hg. von CHRISTIANE PFANZ-SPO-NAGEL, R. JOHANNA REGNATH, HEINRICH SCHWENDEMANN und HANS-PETER WIDMANN (Schlaglichter regionaler Geschichte 2), Freiburg 2015. (BORIS BIGOTT)	209
Aufgeklärter Kunstdiskurs und höfische Sammelpraxis. Karoline Luise von Baden im europäischen Kontext, hg. von CHRISTOPH FRANK und WOLFGANG ZIMMERMANN in Verbindung mit HOLGER JACOB-FRIESEN und PIA MÜLLER-TAMM, Berlin/München 2015. (JOHANNES MANGEI)	210
JUTTA BENDT: Ricarda Huch in Freiburg (Spuren 108), Marbach 2015. (UTE SCHERB)	212
Freiburger Münster. Verborgene Schätze. Die Sammlungen des Münsterbauvereins, hg. vom Freiburger Münsterbauverein (Schriftenreihe Münsterbauverein 6), Freiburg/Berlin 2015. (PETER KALCHTHALER)	212
HEIKO HAUMANN: Eine „Judenaktion“ 1938 in Elzach. Die Ausschreitungen gegen die Familie Türkheimer – Hintergründe, Verantwortung, Folgen, hg. von der Stadt Elzach, Ubstadt-Weiher u.a. 2015. (CLEMENS JOOS)	213

THOMAS LIEBERT: Die historische Wasserführung der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau. Bodenfunde, Baubestand und Schriftquellen als Spiegel der Wasserbaukunst des Ordens (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 26), Darmstadt 2015. (MARCO LEONARDI)	214
Okkultes Freiburg. Ereignisse – Personen – Schauplätze, hg. von GÜNTHER KLUGERMANN, ANNA LUX und UWE SCHELLINGER, Kassel 2015. (BORIS KRAMB)	215
WERNER SCHÄFFNER: Thaddäus Rinderle aus Staufen. Mathematikprofessor an der Albertina in Freiburg (1748-1824). Über sein Mönchsleben im Benediktinerkloster St. Peter und seine Tätigkeiten als Hochschullehrer, Staufen 2014. (JOHANNES MANGEI)	216
CAROLA SCHARK u.a.: Dem Vergessen entreißen. Gedenkbuch zum 70. Jahrestag der Bombardierung Freiburgs am 27. November 1944, hg. vom Landesverein Badische Heimat e.V. und der Stadt Freiburg i.Br. (Schriftenreihe der Badischen Heimat 10), Freiburg/Berlin/Wien 2014. (NORBERT OHLER)	216
DIRK SCHINDELBECK: „Wir waren nur verhandelbare Masse“. Nachkriegsschicksale aus dem Waisenhaus in Freiburg-Günterstal, Freiburg 2014. (NORBERT OHLER)	217
ULRICH ZASIUS: „Geschichtsbuch“ der Stadt Freiburg im Breisgau. Eine Sammlung exemplarischer Einzelfälle zur städtischen Politik, Rechts- und Verwaltungspraxis im Spätmittelalter, hg. von HANS SCHADEK, Bd. 2: Biographien, von ROSEMARIE MERKEL und HANS SCHADEK (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 40/2), Freiburg 2015. (EUGEN HILLENBRAND)	218

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind
ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

Vereinschronik 2016

Vorstand, Ausschuss, Ehrenmitglieder	221
Veranstaltungen 2016	221
Kassenbericht 2015	223
Mitgliederwesen	224

Kelten und Alemannen im Dreisamtal – Die Schließung einer Fundlücke

Von
HEIKO WAGNER

Im Jahre 1979 – vor fast 37 Jahren – fand die vom Alemannischen Institut veranstaltete Tagung „Kelten und Alemannen im Dreisamtal“ statt; der Band mit den Tagungsbeiträgen ist 1983 erschienen.¹ Neuere Entwicklungen machen es nun möglich, eine Bilanz zu ziehen und aufzuzeigen, was seither erreicht worden ist.

Forschungsgeschichte

Der damalige Forschungsstand ist ungefähr so zu umreißen: die keltische Siedlung „Tarodunum“ war nach wie vor ein Suchbild. Bekannt war seit alters her die 200 Hektar einfassende Befestigungsanlage auf den Gemarkungen Burg und Buchenbach. Von Rolf Nierhaus wurde an eine Refugiumsfunktion gedacht; städtische Funktionen wollte er dem Platz „Tarodunum“ nicht zubilligen.² Generell waren außer einigen keltischen und römischen Keramikfunden aus der Grabenverfüllung der Toranlage im Osten keine weiteren Spuren bekannt, wenn man von den eisernen Nägeln der Befestigungs konstruktion (*murus gallicus*) absieht. Bezüglich der Römerzeit galt immer noch der Forschungsstand von 1936, als Georg Kraft die Reste zweier Gebäude innerhalb der Wallanlage ausgrub.³ Die Namenkunde wurde 1979 von Bruno Boesch behandelt, der im Allgemeinen den schon seit Ende der 1950er-Jahre von Wolfgang Kleiber postulierten keltischen und romanischen Sprachrelikten im Dreisamtal und im mittleren Schwarzwald kritisch bis ablehnend gegenüberstand.⁴ Kleiber kam damals vermutlich nicht zu Wort, publizierte aber an anderer Stelle seine Namenrelikte weiter, die sich durch weitere Belege vermehrten.⁵ Gerhard Fingerlin konnte für das Frühmittelalter erstmals auf Funde der späten Merowingerzeit

¹ Kelten und Alemannen im Dreisamtal – Beiträge zur Geschichte des Zartener Beckens, hg. von KARL SCHMID (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i.Br. 49), Bühl/Baden 1983.

² ROLF NIERHAUS: Zur literarischen Überlieferung des Oppidums Tarodunum, in: Kelten und Alemannen (vgl. Anm. 1), S. 45-70; DERS.: Römische Straßenverbindungen durch den Schwarzwald, in: Badische Fundberichte 23 (1967), S. 117-157, bes. S. 135 (Nachdruck in DERS.: Studien zur Römerzeit in Gallien, Germanien und Hispanien, hg. von RAINER WIEGELS [Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i.Br. 38], Bühl/Baden 1977, S. 157-193, bes. S. 174f.); DERS.: Zu den topographischen Angaben in der „Geographie“ des Klaudios Ptolemaios über das heutige Süddeutschland, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 6 (1981), S. 475-500.

³ GEORG KRAFT/RUDOLF HALTER: Römische Gebäude im Gebiet von Tarodunum (Gemarkung Burg), in: Badische Fundberichte 13 (1937), S. 100-112.

⁴ BRUNO BOESCH: Zarten und Zähringen, in: Kelten und Alemannen (vgl. Anm. 1), S. 15-24.

⁵ WOLFGANG KLEIBER: Auf den Spuren des voralemannischen Substrats im Schwarzwald, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 108, NF 69 (1960), S. 305-371; DERS.: Tarodunum/Zarten, Beiträge zum Problem der Kontinuität, in: Alemannisches Jahrbuch 1971/72 (1973), S. 229-238; DERS.: Zwischen Antike und Mittelalter. Das Kontinuitätsproblem in Südwestdeutschland im Lichte der Sprachgeschichtsforschung. Ein Überblick, in: Frühmittelalterliche Studien 7 (1973), S. 27-52; DERS./MAX PFISTER: Aspekte und Probleme der römisch-germanischen Kontinuität. Sprachkontinuität an Mosel, Mittel- und Oberrhein sowie im Schwarzwald, Stuttgart 1992.

(7. Jahrhundert) hinweisen.⁶ Sie waren damals schon keine Neufunde mehr, sondern stammten aus der 1901 durch Ernst Fabricius am Osttor der keltischen Befestigung unternommenen Grabung. Die Funde waren damals als nicht bestimmbar Rostklumpen glücklicherweise aufbewahrt worden, was wiederum die Klugheit und Voraussicht dieses herausragenden Forschers eindrucksvoll belegt. Die nun mit neuen Methoden mögliche Freilegung und Restaurierung erbrachte eine silbertauschierte Gürtelschnalle, zwei Messer und eine Riemenzunge, die mindestens zwei verschiedene Bestattungen im Torbereich anzeigen. Einige im Jahre 1901 gezeichnete merkwürdige Steinstrukturen könnten noch von den zugehörigen Grabgruben stammen.⁷

Die Schriftquellen zum Dreisamtal⁸ setzen im Jahre 765 im Rahmen einer Schenkung mit der Erstnennung von *villa qui dicitur Zarduna* und einer *marca Zardunensis* ein. Ein gewisser Drutpert übergab Güter an das Kloster St. Gallen, zusammen mit seinem Leibeigenen Waldcozo, mit Wiesen, Feldern, Wegen und Wasser. Im Jahre 802 übertrug eine Person namens Waltger Güter in Ebringen an St. Gallen; die Übertragung wurde in Zarten vollzogen (*actum publici nuncupante Zartuna*). Im Jahre 816 wird eine bereits bestehende Kirche in Zarten genannt, von der ein Anteil an das Kloster St. Gallen ging. In dieser Urkunde wird außerdem Besitz östlich des Schwarzwalds in der Umgebung der Wutach genannt, nämlich Ewattungen, Ühlingen und Achdorf. Damit wird auch bereits eine funktionierende Wegverbindung über den Schwarzwald hinweg deutlich belegt, deren genauer Verlauf daraus jedoch nicht zu ermitteln ist. Der Schenker, ein gewisser Cozpert, war mit Sicherheit hochrangig und dem Umfeld des fränkischen Königs zuzurechnen. Wer die Zartener Kirche zu welchem Zeitpunkt gegründet hatte und der eigentliche Besitzer war, wird leider nicht genannt. In seiner Freiburger Dissertation von 2003 konnte Bernhard Mangei etwas Licht ins Dunkel bringen.⁹ Die Lage Zartens ist topographisch durch die Hochuferkante der Dreisam und die darüber verlaufenden Verkehrswege vorgezeichnet. Außerdem finden sich im Zentrum des Zartener Beckens die höchsten Ertragsmesszahlen, was die Landwirtschaft angeht. Sie betragen in Zarten 56, bei Ebnet hingegen nur 43, ebenso bei Kirchzarten. In Burg fallen sie auf 38, in Stegen auf 34 und in Buchenbach auf 32 ab. In den Randbereichen und Seitentälern sinken sie noch weiter. Mangei machte deutlich, dass hier im Zartener Becken ein – allerdings nicht ausdrücklich genannter – früher Königsgut-Komplex zu vermuten ist, dessen herrschaftliches und soziales Zentrum Zarten bildete. Aufgrund des Patroziniums von Ebnet und lokaler Gerichts- und Zinstermine konnte er als frühestes Patrozinium der heutigen Johanneskapelle in Zarten die „fränkischen“ Heiligen Remigius und Hilarius benennen. Die zentralörtliche Funktion Zartens im Frühmittelalter scheint noch ein Reflex auf die Funktion der keltischen Großsiedlung zu sein, die bei Zarten zwischen etwa 150 und 80 v. Chr. bestanden hatte. Sie war im Frühjahr 1987 durch den Verfasser bei Geländebegehungen nachgewiesen worden, womit eine der wichtigsten Fragen des Kolloquiums von 1979 geklärt

⁶ GERHARD FINGERLIN: Merowingerzeitliche Grabfunde aus Tarodunum, in: Kelten und Alemannen (wie Anm. 1), S. 71-76.

⁷ GERHARD FINGERLIN: Das keltische Oppidum von Tarodunum – Forschungsstand und Perspektiven, in: Kelten und Alemannen (wie Anm. 1), S. 25-44, bes. S. 35, Abb. 8 (nach Franz Fischer: Beiträge zur Kenntnis von Tarodunum, in: Badische Fundberichte 22 [1962], S. 37-49, bes. Tafel 15).

⁸ MICHAEL BORGOLTE: Besitz- und Herrschaftsverbindungen über den Schwarzwald in der Karolingerzeit, in: Kelten und Alemannen (wie Anm. 1), S. 77-99; DARGLEFF JAHNKE: Die St. Johannes-Kapelle in Zarten – ein denkmalpflegerisches Kleinod, in: 1250 Jahre Zarduna – Kirchzarten im Jubiläumsjahr. Beiträge zur Geschichte, hg. von Gemeinde Kirchzarten, Kirchzarten 2015, S. 66-73; BERNHARD MANGEI: Herrschaftsbildung von Königtum, Kirche und Adel zwischen Oberrhein und Schwarzwald. Untersuchungen zur Geschichte des Zartener Beckens von der merowingischen bis zur salischen Zeit, Dissertation, Freiburg 2003 (elektronisch publiziert in freidok), bes. S. 85.

⁹ MANGEI (wie Anm. 8).

war.¹⁰ Durch eine ebenfalls im Jahre 1987 durchgeführte Ausgrabung des damaligen Landesdenkmalamts Freiburg erwies sich die im Ostteil des Zartener Beckens gelegene keltische Befestigungsanlage als überhaupt nicht fertiggestellt.¹¹ Sie blieb demnach bei der Auffassung der Siedlung um etwa 80 v. Chr. als Bauruine liegen. Eine unbefestigte Siedlung sollte – aufgrund der schwieriger werdenden Zeiten oder auch zur Repräsentation eines starken Gemeinwesens – durch eine befestigte Siedlung abgelöst werden; im Erfolgsfall hätte man die Siedlung um etwa 1 km nach Osten verlegt. Die Auffindung der keltischen Siedlung bei Zarten zeigte, dass der Name „Tarodunum“ (Mitte 2. Jahrhundert n. Chr.: *tarodounon* bei Ptolemaios) ortskonstant tradiert worden ist.¹² Darüber hinaus konnte in den Folgejahren im gesamten Dreisamtal eine dichte Besiedlung sowohl der keltischen Spätlatènezeit (2./1. Jahrhundert v. Chr.) als auch der Römerzeit (ca. spätes 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr.) kartiert werden.¹³

Damit konnte eine große topographische Lücke geschlossen werden; das Dreisamtal erwies sich als alt besiedelt, womit die Sprachrelikte Kleibers in einem neuen Licht erschienen. Die Sprachrudimente vermehrten sich durch weitere Belegsammlungen Kleibers und der Forschungsstand wurde in zwei größeren Veröffentlichungen zusammen mit der Archäologie dargestellt.¹⁴ Die zweite Lautverschiebung deutet darauf hin, dass die Sprachrelikte spätestens im 6. Jahrhundert von germanischen Sprechern übernommen worden sein müssen, worauf auch Mangei hinwies. Damit tat sich nach wie vor eine große Zeitlücke auf, die durch die schlechten Erhaltungsbedingungen im überackerten Dreisamtal mit seinen relativ sauren und steinigten Böden mitverursacht war. Mangei umschrieb es so: „Durch namenkundliche Quellen scheint [sich] eine [bisherige] archäologische Fund- bzw. Forschungslücke für die Zeit des 4. bis 6.

¹⁰ Veröffentlichungen u.a.: HEIKO WAGNER: Kirchzarten und Ötigheim – zwei neue keltische Siedlungen am Oberrhein, in: *Die Ortenau* 70 (1990), S. 68-83; DERS.: Tarodunum – a large celtic settlement in south-western Germany, in: *Actes du XIIe Congrès International des Sciences Préhistoriques et Proto-historiques*, Bratislava, 1-7 septembre 1991, tome 3, Bratislava 1993, S. 260-262; DERS.: Die latènezeitliche Siedlung Zarten (Tarodunum) und die Besiedlung des Zartener Beckens, in: *Germania* 79 (2001), 1. Halbband, S. 1-20; DERS.: Der Glasschmuck der Mittel- und Spätlatènezeit am Oberrhein und den angrenzenden Gebieten (Ausgrabungen und Forschungen 1), *Remshalden* 2006, bes. S. 47-63, 228-247, 291-298, 323-336 und 505-509 sowie Tafeln 14-18, 28f. und 31; DERS.: Die keltische Großsiedlung Tarodunum im Dreisamtal, in: *Berichte der Naturforschenden Gesellschaft Freiburg i.Br.* 99 (2009), S. 175-194; DERS.: Die keltische Großsiedlung Zarten „Rotacker“ (Tarodunum), in: *1250 Jahre Zarduna – Kirchzarten im Jubiläumsjahr. Feste, Konzerte, Vorträge, Führungen, Ausstellungen, Teilband I*, hg. von der Gemeinde Kirchzarten, Kirchzarten 2015, S. 46f.

¹¹ ROLF DEHN/HEIKO WAGNER/GABRIELE WEBER: Neues zu Tarodunum, Gemeinde Kirchzarten, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987* (1988), S. 85-88; GABRIELE WEBER: Neues zur Befestigung des Oppidums Tarodunum, Gde. Kirchzarten, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 14 (1989), S. 273-288.

¹² MANGEI (wie Anm. 8), bes. S. 91.

¹³ HEIKO WAGNER: Tarodunum und das Zartener Becken in der keltischen Zeit (Latènezeit) und in der Römerzeit, in: *Tarodunum/Zarten – Brigobannis/Hüfingen. Kelten, Galloromanen und frühe Alemannen im Schwarzwald in interdisziplinärer Sicht*, hg. von WOLFGANG KLEIBER (Akademie der Wissenschaften und der Literatur – Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 2009/4), Stuttgart, 2009, S. 21-53, bes. die Abb. auf S. 169; DERS.: Römische Besiedlung im Schwarzwald – von der Auffindung des Undenkbaren, in: *Archäologische Nachrichten aus Baden* 82 (2011), S. 10-26, bes. S. 16, Abb. 3; DERS.: Archäologische Beiträge zur frühen Besiedlung im Schwarzwald, in: WOLFGANG KLEIBER: *Schwarzwälder Namenbuch – Die Schwarzwaldromania in sprachlicher und außersprachlicher Sicht* (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz – Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Einzelveröffentlichung 13), Stuttgart, 2015, S. 57-77, bes. S. 164, Abb. B 2.

¹⁴ Wie Anm. 13.

Jahrhunderts zu füllen, bis aus dem 7. Jahrhundert wieder vereinzelte Bodenfunde vorliegen.“¹⁵ Bei den Geländebegehungen der letzten Jahrzehnte fielen im Dreisamtal immer wieder vereinzelte weiche Keramikscherben auf, die auffällige Poren zeigten. Sie gehörten zur sogenannten „Karbonatithaltigen Ware“, deren kalkige Magerung ausgewittert war. Diese Ware wurde jedoch vom 6. bis zum 11. Jahrhundert n. Chr. im Bereich Kaiserstuhl und Umgebung produziert und konnte daher – bei schlechter Erhaltung – keine genaueren Datierungen als „Merowinger- bis Salierzeit“ liefern.

Neue Aufschlüsse

Inzwischen – fast 37 Jahre nach dem Kolloquium bzw. 34 Jahre nach dem Erscheinen der damaligen Publikation – kann nun eine neue Bilanz vorgelegt werden. Sie basiert wesentlich auf den Ergebnissen einer archäologischen Baubegleitung eines neu entstehenden Gewerbegebietes. Es erstreckt sich am nordwestlichen Ortsrand von Kirchzarten, liegt jedoch weitgehend auf der alten Gemarkung Zarten. Vom Verfasser wurde im Frühjahr 2015 zunächst die Baustelle der Firma FSM im Winkel zwischen der Zartener Straße und der B 31 kontrolliert. Im Sommer und Herbst 2015 folgte dann – im Auftrag der Gemeinde Kirchzarten und der Archäologischen Denkmalpflege (Landesamt für Denkmalpflege, inzwischen beim Regierungspräsidium Stuttgart angesiedelt) – die Begleitung der Erschließungstraße für das neue Gewerbegebiet, d.h. der Planierung der künftigen Straße und diverser Leitungsgräben. Insgesamt kamen – im Vergleich zum Areal der spätkeltischen Großsiedlung Zarten „Rotacker“ – relativ wenige Funde zutage. Die Fundstücke lagen – trotz teilweise ordentlicher Fragmentgröße – einzeln im gelbbraunen Lehm oder aber im abgeschobenen Aushub. Sie wurden wohl einmal eingepflügt oder mit verpflügtem Erdreich in eine Bodensenke eingeschwemmt und blieben dort ungestört liegen, d.h. sie wurden in der Folgezeit nicht mehr vom Pflug erreicht. Generell zeigt sich in den Profilen, d.h. den senkrechten oder auch abgeböschten Wänden der Leitungsgräben, ein sanftes Auf und Ab der eiszeitlichen Schotteroberfläche. Die ehemalige Landoberfläche des Gneiskieses war ursprünglich flachwellig und das pauste sich auch in die braune Lehmschicht durch. Spätere Bewirtschaftung der Landoberfläche und Erosion führten zu einer stärkeren Verflachung der Geländestruktur.

Befunde in Form dunkler Erdverfärbungen (verfüllte Gräben, Pfostenlöcher, Gruben und dergleichen) zeigten sich nicht. Das hängt vermutlich mit mehreren Faktoren zusammen: Eine ehemals geringe Besiedlungs- und Nutzungsdichte des Areals in alter Zeit spielt sicher eine Rolle, außerdem die starke Überpflügung seit vielen Jahrhunderten. Vielleicht kamen auch noch bodenkundliche Phänomene wie eine „Entfärbung“ von Befunden und damit die farbliche Angleichung an den natürlichen Lehmboden hinzu. Dieser schwierigen Befundlage wird in den nächsten Jahren im Rahmen anstehender Baumaßnahmen (Erweiterung des Gewerbegebiets, neues Wohngebiet nahe des Kurhauses u.a.) weiter nachgegangen werden.

Einige Streuungen von Steinen könnten herausgesammelte Steine in einem ehemaligen Grenzgraben oder als Verfüllung in einem Baumloch gewesen sein. Mauerstrukturen oder einzelne Rollierungen ergaben sich nicht.

¹⁵ MANGEL (wie Anm. 8), S. 12.

Die Mittel- und Spätlatènezeit

Was die Mittel- und Spätlatènezeit (hier: 150 bis 80 v. Chr.) – also die Zeit der spätkeltischen Großsiedlung – angeht, so erfüllte sich die im Stillen gehegte Hoffnung – oder Befürchtung – eines keltischen Gräberfelds nicht; dennoch wird weiter darauf das Augenmerk gerichtet und danach gesucht werden.

Die keltischen Funde in der Erschließungstrasse und auch in der Baustelle der Firma FSM dürften keltische Wirtschaftsflächen anzeigen und als Abfall mit dem Dünger (?) dorthin gelangt sein, oder als Auffüllmaterial auf nasse Feldwege. Es könnte stellenweise auch eine eher einfache, dünne Besiedlung von geringer Dauer gegeben haben, von der sich jedoch keine Spuren mehr abzeichnen. Die keltischen Besiedlungsspuren hätten in diesem Fall nicht tief in den Boden eingegriffen und könnten durch Beackerung schon während der Römerzeit und im Mittelalter verwischt worden sein. Eine Bebauung mit Schwellbalken anstelle von senkrechten Pfosten hätte nur wenig in den Boden eingegriffen und verschwindet nahezu spurlos.

Schon in der Baustelle der Firma FSM (Frühjahr 2015) zeigten sich verstreute Funde, die dem „Streubereich“ der keltischen Siedlung Zarten „Rotacker“ zuzuordnen sind. Dasselbe Bild ergab sich in der neuen Erschließungstrasse. Keltische und auch römische Funde scheinen sich etwa auf Höhe der angrenzenden Firma FSM etwas zu häufen, kommen aber auch weiter westlich vor. Einzelne Keramikscherben streuen auch auf den angrenzenden Feldern. Bedeutendere Funde wie Münzen oder Glasarmringfragmente konnten bei den Baumaßnahmen im Jahre 2015 keine geborgen werden. Sie liegen jedoch von älteren Begehungen der Felder nördlich und südlich der Trasse durch den Verfasser vor.

In der neuen Erschließungsstraße kommen einige Fragmente von Amphoren der späten Römischen Republik (hier: ca. 150 bis 80 v. Chr.; Abb. 1) vor. Insgesamt handelt es sich um eine Randscherbe von annähernd dreieckigem Profil (Abb. 2), ein Fragment von einem geraden Henkel mit ovalem Querschnitt, einen Amphorenzapfen (d.h. den unteren Abschluss einer Amphore, Abb. 3; ein weiterer aus der Baustelle der Firma FSM) und um Scherben der Wandung. An manchen Stücken fallen kleine schwarze Teilchen auf. Es handelt sich um Kristalle des Augits, eines vulkanischen Minerals. Es ist charakteristisch für die Amphoren aus dem direkten Umfeld des Vesuvs in Mittelitalien. Diese relativ groben Kristalle wurden absichtlich zugegeben, um die Brenneigenschaften der großen Amphoren zu verbessern, d.h. sie vor dem Reißen während des Brandes zu bewahren.

In Mittelitalien lagen große Weingüter, in denen der begehrte Wein angebaut wurde (über 160 Jahre vor dem verheerenden, berühmten Vesuvausbruch von 79 n. Chr.). Dazu gehörten auch große, leistungsstarke Töpfereien, die die Amphoren als „Verpackung“ für den Wein anfertigten. Leider sind in Zarten keine Stempelungen oder Pinselaufschriften erhalten geblieben. Sie hätten näheren Aufschluss über den Produzenten des Weines oder den genauen Amphoreninhalt liefern können. Derartige Funde von Aufschriften sind nördlich der Alpen jedoch selten.

Wesentlich mehr Amphorenscherben als in der Erschließungsstraße wurden jedoch schon vor Jahren im zentralen und östlichen Bereich der keltischen Großsiedlung am „Rotacker“ gefunden.

Der Weg der Amphoren von Mittelitalien bis zum Endverbraucher war lang. In einem der Häfen Mittelitaliens (z.B. Neapel) wurden die Weinamphoren – Leergewicht 25 kg, Inhalt ca. ebenso schwer – auf große seegängige Schiffe verladen. Diese konnten Hunderte von Amphoren fassen. Aufgrund ihres Designs (langschmale Form mit massivem Amphorenzapfen als unterem Abschluss) konnten sie platzsparend gestapelt und miteinander verkeilt werden. Die Fahrt ging über das Tyrrhenische Meer, vorbei an Sardinien und Korsika nach Marseille in Südfrankreich (ursprünglich griechischer Hafen *Massalia*, von den Römern *Massilia* genannt). In Mar-



Abb. 1
Weinamphore Typ Dressel 1A aus Breisach-Hochstetten,
Archäologisches Museum Colombischlössle Freiburg,
ältere Präsentation (Foto: Heiko Wagner).

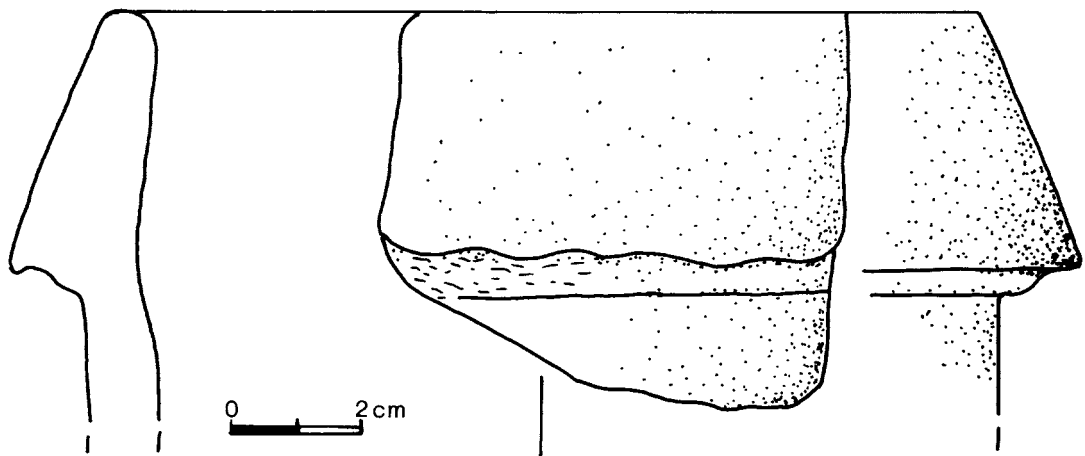


Abb. 2 Randscherbe einer spätrepublikanischen Weinamphore (2./1. Jh. v. Chr.), Erschließung Gewerbegebiet „Fischerrain“ (Zeichnung: Heiko Wagner).

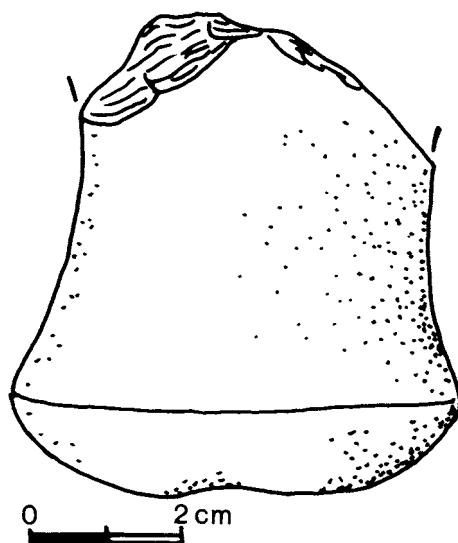


Abb. 3 Zapfen (unterer Abschluss) einer spätrepublikanischen Weinamphore (2./1. Jh. v. Chr.).
Erschließung Gewerbegebiet „Fischerrain“ (Zeichnung: Heiko Wagner).

seile wurden die Amphoren auf flachbodige Flussschiffe umgeladen. Ihr Weg ging die Rhône aufwärts und weiter in ihre Nebenflüsse. Mit einem Südwind konnten die Schiffe noch segeln; häufiger musste jedoch gegen die Strömung gerudert, mit langen Stangen gestakt oder mithilfe langer Seile getreidelt werden. Voraussetzung für das Treideln waren ausgebaute Uferpfade und das Niederhalten des Baumbewuchses am Wasser. Auf dem Flussweg (auf der Saône, dann auf dem Doubs) kam man am keltischen Oppidum *Vesontio*/Besançon vorbei bis Mandeure/Mathay in der Burgundischen Pforte (in der keltischen Zeit *Epomanduodurum*). Im Einzugsbereich des Jura ging hier das Wasser aus; man hatte ohnehin die Wasserscheide zwischen Rhône und Rhein erreicht. Dort wurden die Amphoren auf Wagen umgeladen; ausgebaute Wege sind schon für die keltische Zeit gelegentlich archäologisch nachgewiesen und auch schon für ältere Zeiten vorauszusetzen. Im Elsass überquerte man die Ill; manche Amphoren wurden wohl zur Versorgung der Siedlungen im Elsass weiter ill-abwärts transportiert. Die Hauptmenge erreichte jedoch den Oberrhein mit der keltischen Großsiedlung Basel-„Gasfabrik“ (heute Novartis-Areal, am Hochufer des Rheins). Hier konnten die Weinamphoren wieder auf flachbodige Flussboote umgeladen werden und den Rhein abwärts bis zur keltischen Siedlung Breisach-Hochstetten transportiert werden. Dort angekommen mussten sie wiederum am Ufer entladen und mit Karren weiter nach Osten ins Dreisamtal gefahren werden. Mit zunehmender Entfernung vom Erzeuger, durch die geringere Transportkapazität von Flussbooten gegenüber großen Schiffen, aufgrund des mehrfachen Umladens – und wohl auch der Besteuerung durch die Oberhäupter der Stämme, deren Territorium passiert wurde – verteuerte sich der Wein natürlich immer mehr. Ein Teil des angekommenen Weins wurde in der Siedlung Zarten „Rotacker“ konsumiert. Das Leergut – die Amphoren – wurden in der Siedlung und in ihrem Umfeld entsorgt. Leergut wurde vom Händler nicht zurückgenommen und war auch kaum anderweitig verwendbar. Die Scherben wurden gelegentlich dazu benutzt, feuchte Stellen in der Siedlung oder vielleicht auch auf Feldwegen zu verfüllen und wieder begehbar zu machen.

Ein Teil wurde vermutlich erneut umgeladen und zu diesem Zwecke jedoch erstmals umgefüllt. Die schweren und unhandlichen Amphoren eignen sich kaum zum Transport mit Tragtieren, besonders im steilen Gelände. Die Beladung eines Saumtieres (Esel, Maultier oder Pferd) mit einer einzelnen Amphore wäre schwierig und würde wohl ein sperriges, schweres Tragegestell erfordern. Eine Beladung mit einer einzelnen Amphore ohne diese Vorkehrungen würde wohl zu Verletzungen des Tieres führen und die Amphore wäre außerdem bruchgefährdet. Eine Beladung mit zwei Amphoren, an beiden Seiten des Saumtieres angehängt, kommt aufgrund des zu hohen Gesamtgewichtes (etwa 100 kg) nicht infrage. Für Maultiere im Gebirge wird eine Beladung von etwa 60 bis 80 kg angenommen.

Die Lösung war das Umfüllen in lederne Schläuche. Allerdings entfällt damit die Versiegelung der Amphore und damit gleichsam die Herstellergarantie. Ob der Wein dabei teilweise „unterschlagen“ und die Restmenge gestreckt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Gelegenheit dazu hätte jedenfalls bestanden ...

Mittels Lederschläuchen konnte der Wein anders portioniert werden, das Gewicht der Umverpackung entfiel und die Saumtiere ließen sich weitaus schonender beladen, da sich die Schläuche der Körperform des Tieres anpassten und so die Scheuerstellen weitgehend vermeiden ließen.

Für die Archäologie führt dieses Umfüllen einerseits zu einem erhöhten Anfall von Amphorenscherben, u.a. am Ostrand der Zartener Siedlung nahe der Badenova-Station (Umspannwerk, heute mit unterirdischen Leitungen). Andererseits ist dieses Umfüllen für die Archäologie nachteilig, denn damit verliert die Forschung die Spur des Weines. In den jenseits des Schwarzwalds versorgten Gebieten finden sich oftmals keine Amphoren. Wo sie noch auftreten, haben sie offenbar andere Wege genommen – durch das Schweizer Mittelland über die dortigen Flüsse und Seen zum Hochrhein oder auch neckaraufwärts zum Rand der Schwäbischen Alb.

Von den Kelten selbst wurde mit der – aus dem Mittelmeerraum entlehnten – Töpferscheibe eine braune bis schwärzliche Feinkeramik hergestellt. Aus ihr bestanden flaschenartige Gefäße, Schüsseln und sogenannte „Tonnen“, jedoch keine Kochtöpfe. Diese Feinware enthielt keine Magerungskörner (d.h. mineralische Zuschläge wie Quarzkörner, Feldspat, Sand, Glimmer) und war nicht zum Gebrauch im Feuer geeignet. Sie ist eher als Tafelgeschirr anzusehen; ihre Oberflächen waren poliert und glänzen teilweise heute noch. Einige Fragmente stammen aus der Erschließungsstraße und aus der Baustelle der Firma FSM (Abb. 4).

In nur geringer Menge scheint im Bereich der Erschließungsstraße und auf der Baustelle der Firma FSM die sogenannte „Grobkeramik“, eine grobe Gebrauchsware, aufzutreten. Sie ist mit grobem Quarzsand und auch mit Glimmer (d.h. mit Materialien aus dem Schwarzwald) gemagert und wurde ebenfalls in der Siedlung produziert. Sie ist meist dunkelgrau bis schwärzlich bei brauner Oberfläche. Die spätkeltische Grobkeramik ist – vor allem in kleinen, schlecht erhaltenen Bruchstücken – nicht immer klar von der römischen Grobkeramik späterer Jahrhunderte abzugrenzen. Das ist mit dem Weiterlaufen älterer Töpfertraditionen in der Römischen Kaiserzeit und mit der Verwendung derselben Tonlagerstätten und ähnlicher, lokal vorkommender Zuschläge zu erklären.

Die Römerzeit (1. bis 3. Jahrhundert n. Chr.)

Aus der Römerzeit sind einige Fragmente von *Terra sigillata*, Glanztonware, feintoniger Keramik von Krügen und dunkler Grobkeramik vorhanden. Wie die spätkeltische Keramik streuen sie auf Höhe der Firma FSM und auch weiter westlich. Eine brauntonige Randscherbe, der Kragenrand einer Schüssel, aus der Baustelle FSM ist sehr groß (Abb. 5). Einzelne Keramikscherben wurden auch auf den Feldern nördlich und südlich der Erschließungsstraße aufgelesen.

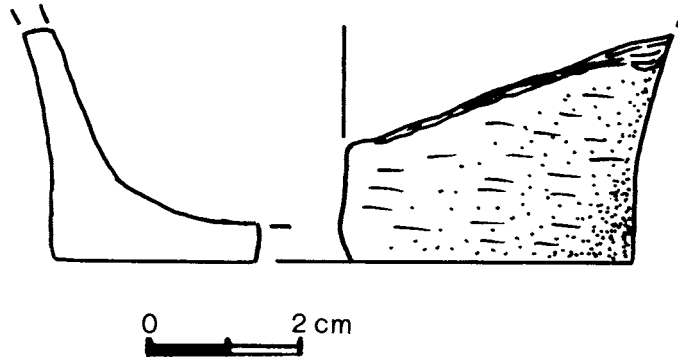


Abb. 4 Bodenscherbe eines Gefäßes aus dunkler Feinkeramik. Latènezeit (hier: 2./1. Jh. v. Chr.). Baustelle FSM (Zeichnung: Heiko Wagner).

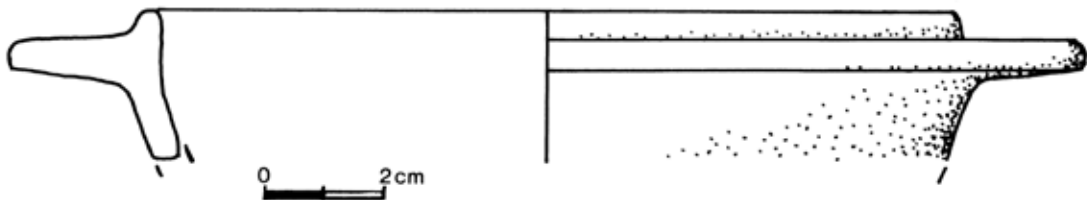


Abb. 5 Kragenrand einer brauntonigen Schüssel (Römerzeit). Baustelle FSM (Zeichnung: Heiko Wagner).

Etwa im Bereich der Firma FSM und vielleicht auch weiter westlich wäre mit einer römischen Fundstelle zu rechnen. Es dürfte sich um kleine Höfe (sogenannte „ländliche Einzelsiedlungen“) gehandelt haben. Sie scheinen aber ebenfalls zerplügt worden zu sein; vermutlich waren die ehemals vorhandenen Bauten kaum in den Boden eingetieft.

Die Spätantike/Völkerwanderungszeit (4./5. Jahrhundert n. Chr.)

Bis vor kurzem bestand die oben genannte große Zeitlücke zwischen dem Ende der römischen Verwaltung im rechtsrheinischen Gebiet im mittleren bis späten 3. Jahrhundert n. Chr. und dem 7./8. Jahrhundert. Der Zeitraum für die Aufgabe des Limes und die Auflassung des Gebiets liegt – je nach Untersuchungsregion – zwischen etwa 250 bis 270/280 n. Chr. Im späten 3. Jahrhundert wurden erste Kastelle am Rhein (Breisach „Münsterberg“, Basel „Münsterhügel“) errichtet, die später durch zahlreiche weitere Anlagen ergänzt wurden. Das reguläre römische Heer und die Verwaltung hatten sich ins Elsass und in die Nordschweiz zurückgezogen. Am Rhein entstand eine neue Grenzzone, die durch Bauten des Militärs (am Hochrhein auch durch Türme) und durch Patrouillen von schnellen Flussschiffen gesichert wurde. Die römischen Ansprüche am rechtsrheinischen Gebiet bestanden jedoch weiter. Stellenweise holte man Rohstoffe (Holz, Steine) und unterhielt auch am rechtsrheinischen Ufer einige befestigte Brückenköpfe (z.B. an der Burg Sponeck bei Jechtingen sowie gegenüber von Kaiseraugst) und Schiffsländen (einfache

cher Landeplatz an einem Gewässer wie z.B. bei Mannheim-Neckarau oder Ladenburg). Die Sicherung dieses rechtsrheinischen Vorfelds wurde jedoch nun anders organisiert. Die spätrömischen Kaiser beauftragten oft eingewanderte germanische Gruppen, welche vertraglich eingebunden wurden (sogenannte Foederati) und die Erlaubnis zur Ansiedlung direkt vor der römischen Grenzlinie erhielten. Sie siedelten hier mit ihren Familien, bewirtschafteten das Land und übernahmen oft die Wirtschaftsflächen der aufgegebenen römischen Gehöfte; außerdem wurden sie offensichtlich bezahlt. In dieser Politik sind jedoch einige Brüche zu verzeichnen; bei Wechseln der Kaiser oder der Anführer der germanischen Gruppen kam es immer wieder zu Vertragsbrüchen, weil man sich nicht mehr vertraglich gebunden fühlte oder aber eine zeitweilige Verminderung der römischen Truppen am Oberrhein zu Raubzügen nach Gallien nutzen wollte. Die jeweiligen Stammesführer agierten zeitweise im Auftrag und im Sinne der Römer, zeitweise aber auch gegen sie. Die als *reguli* (Kleinkönige) bezeichneten Anführer verschiedener Teilstämme der nun genannten Alamanni erbauten sich kleinere und größere befestigte Höhensiedlungen wie etwa den Zähringer Burgberg bei Gundelfingen. Zwei Höhensiedlungen oder Heerlager (?) wurden am Ausgang des Kinzigtales archäologisch untersucht.¹⁶ Eine kleinere Höhensiedlung, die anscheinend in diese Zeit gehört, konnte der Verfasser kürzlich oberhalb des Elztales lokalisieren. Kleine Weiler und Gehöfte lagen oft auf günstigen Lössflächen, so nördlich des Kaiserstuhls oder in Vörstetten.¹⁷

Dieses Bild wird nun ergänzt und verändert durch den Neufund einer großen handgemachten, in Art einer Bodenplatte nach außen vorspringenden Bodenscherbe (Abb. 6a + b) und einiger Wandscherben aus Grobkeramik aus dem Gewerbegebiet Kirchzarten. Die Keramik ist mit Quarz und Glimmer gemagert und wurde wohl im Tal oder anderswo am Schwarzwaldrand produziert. Ob es sich um eine offene Schüssel oder um einen steilwandigeren Kumpf (henkelloses Gefäß mit meist grob kugelige Form) handelte, lässt sich nicht entscheiden. Die genannte Form des Gefäßbodens ist typisch für die handgemachte Keramik der frühen Alamannen. Als Zuwanderer aus der Ferne (Mecklenburg, Brandenburg, Thüringen u.a.) brachten sie – zuvor kaum von den Römern beeinflusst – ihre eigene Töpfertradition mit und behielten sie bei. Zusätzlich importierten sie auch etwas *Terra sigillata* sowie spezielle Kochgefäße (aus der Eifel) von den Römern; davon wurde im Dreisamtal bisher leider noch nichts gefunden. Die frühalamannische Keramik ist generell recht weich und brüchig und ist – besonders am Schwarzwaldrand – nur unter günstigen Bedingungen erhalten bzw. noch identifizierbar.

Lag die bisherige Verbreitung der frühalamannischen Fundstellen des 4. und frühen 5. Jahrhunderts n. Chr. eher in der Rheinebene, so verschiebt sich nun der Akzent mit der ersten frühalamannischen Fundstelle im Dreisamtal stärker in den Randbereich des Schwarzwalds. Vermutlich sicherten frühe Alamannen – für oder gegen die Römer – den Weg über den Schwarzwald, hinter dem damals ebenfalls frühe Alamannen ansässig geworden waren. Die bisher bestehende Zeitlücke im Dreisamtal kann nun deutlich geschlossen werden. Die Neufunde werfen auch ein neues Licht auf die Überlieferung diverser keltischer und gallo-römischer Namen im Dreisamtal.

¹⁶ MICHAEL HOEPER/HEIKO STEUER: Eine völkerwanderungszeitliche Höhenstation am Oberrhein – der Geißkopf bei Berghaupten, Ortenaukreis, in: *Germania* 77, 2. Halbband (1999), S. 185-246; MICHAEL HOEPER: Völkerwanderungszeitliche Höhenstationen am Oberrhein – Geißkopf bei Berghaupten und Kügeleskopf bei Ortenberg (Archäologie und Geschichte – Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 12), Ostfildern 2003.

¹⁷ CHRISTEL BÜCKER: Frühe Alamannen im Breisgau (Archäologie und Geschichte – Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 9), Sigmaringen 1999.

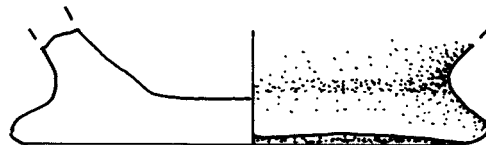
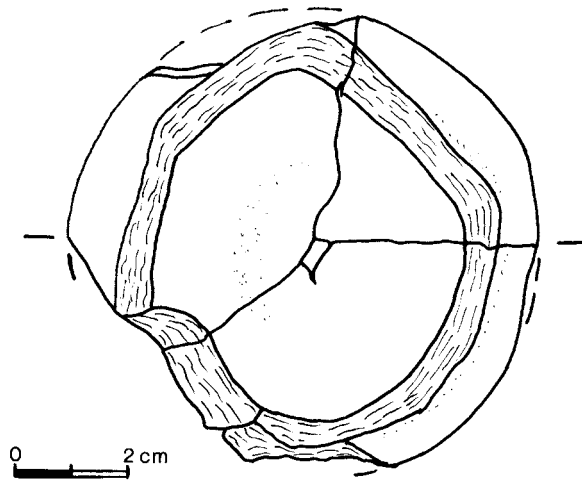


Abb. 6a + b Bodenscherbe eines frühalamannischen Gefäßes (4. Jh. n. Chr.), aus mehreren Fragmenten geklebt. Erschließung Gewerbegebiet „Fischerrain“. a) Schrägansicht von der Seite; b) Ansichten von oben (innen) und von der Seite (mit Schnitt) (Foto und Zeichnung: Heiko Wagner).

Die Merowingerzeit (5./6. bis frühes 8. Jahrhundert n. Chr.)

Eine in derselben Baustelle gefundene Bodenscherbe eines scheibengedrehten, dickwandigen braunen Keramiktopfes mit relativ rauer Oberfläche und rötlicher, glatterer Innenseite mit auffälligen Drehspuren (Abb. 7) ist merowingerzeitlich. Sie ist damit etwas älter als die Erstnennung von *Zarduna* im Jahre 765. Funde der Merowingerzeit lagen bisher nur aus der Grabung von Ernst Fabricius am „Heidengraben“ vor. Der Neufund schließt damit zusammen mit den oben genannten frühalamannischen Funden eine zeitliche und auch eine topographische Lücke.

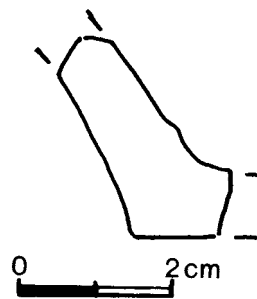


Abb. 7 Bodenscherbe eines Keramiktopfes der Merowingerzeit (ca. 6./7. Jh. n. Chr.). Schnittzeichnung. Erschließung Gewerbegebiet „Fischerrain“ (Zeichnung: Heiko Wagner).

Ergebnis

Neben einzelnen Funden der Steinzeit konnte besonders Keramik der keltischen Spätlatènezeit erfasst werden. Auch die römischen Funde fügen sich in das übliche Siedlungsbild des Dreisamtals ein. Ihre Menge und Verbreitung könnte auf Siedlungsplätze hinweisen, von denen sich jedoch im Boden außer den Keramikscherben nichts erhalten hat.

Am wichtigsten sind die Funde der frühalamannischen Phase (4./5. Jahrhundert n. Chr.) und der Merowingerzeit. Sie schließen eine lange Zeitlücke von etwa 400 Jahren. Bisher waren die Erstnennung *Zarduna* von 765 und die Grabfunde vom „Heidengraben“ aus dem 7. Jahrhundert die ältesten Besiedlungsbelege des frühen Mittelalters im Dreisamtal. Die Schließung dieses Hiatus (Zeitraum ohne Funde) hilft nun mit, die Annahmen des Sprachwissenschaftlers Wolfgang Kleiber hinsichtlich der Kontinuität gewisser keltischer und römischer Namen im Dreisamtal zu bestätigen (*Tarodunum*, *tragisama* = Dreisam, „Nadelhof“/ze *noden von nauda* = Sumpf, Gummie von *cumba* = Senke, Koblitzmatten von *confluentis* = Zusammenfluss u.a.).

Es ist davon auszugehen, dass auch in den Umbruchszeiten (zwischen spätkeltischer und römischer Zeit sowie nach der Römerzeit) jeweils ein – vielleicht nicht allzu zahlreicher – Grundbestand von Leuten im Dreisamtal ansässig blieb und sich hier selbst versorgen konnte. Die Namen von Bächen und einzelnen Gewannen konnten so später an neu Eingewanderte weitergegeben werden.

Die Neufunde zeigen an, dass es sich beim Dreisamtal immer um einen günstigen Siedlungsraum handelte. Neben der Siedlungsgunst auf etwa 400 m Meereshöhe spielte dabei wohl auch die Sicherung des alten Verkehrswegs über den Südschwarzwald für die frühen Alaman-

nen (bzw. die späten Römer) und auch für die Franken eine Rolle. Neufunde von merowingerzeitlicher Keramik im östlichen Schwarzwald (Gündelwangen, anscheinend auch bei Schluchsee und Lenzkirch) unterstützen diese Interpretation.

Frühmittelalterliche Urkunden – auch die frühen Nennungen von Zarten – zeigen an, dass der frühmittelalterliche Adel Besitz auf beiden Seiten des Schwarzwalds (z.B. in Ewattingen an der Wutach) hatte. Daher hatte man damals ein Interesse an der Offenhaltung und Sicherung der auf ältere Zeiten zurückgehenden Verkehrswege, wie es sich auch andernorts durch Siedlungsspuren und Einzelfunde im Glotter- und Elztal sowie im Kinzigtal zeigt.

Die Deutschordenskommende Freiburg. Beziehungen, Förderer, Schenker und Brüder der Kommende im 13. Jahrhundert*

Von
BENJAMIN TORN

In den 1190er-Jahren entstand vor Akkon ein Feldspital, aus dessen Personal binnen kurzer Zeit der dritte große Ritterorden, der Deutsche Orden, hervorging. Die Ordensbrüder legten Mönchsgelübde ab und widmeten sich als Ritter dem Kampf gegen ‚Ungläubige‘ sowie dem Hospitaldienst. Zur Unterstützung dieser beiden Kernaufgaben entstanden schon bald Ordenshäuser in Europa, vor allem nördlich der Alpen, so auch in Freiburg im Breisgau.

Diese Ordenskommende wurde bislang kaum näher untersucht. Neben kurzen Überblicksdarstellungen¹ gibt es lediglich drei Aufsätze, von denen zwei recht knapp gehalten und vor allem besitzgeschichtlich orientiert sind.² Am detailliertesten untersuchte Manfred Hellmann die Freiburger Ordenskommende vor gut 60 Jahren.³ Seitdem sind verschiedene Arbeiten zu den Strukturen und Ordensprovinzen generell⁴ sowie zu einzelnen Kommenden⁵ und Regionen⁶ erschienen, sodass eine Neubetrachtung der Anfangszeit der Freiburger Kommende neue Erkenntnisse verspricht.

* Dieser Artikel basiert auf dem am 03.11.2015 im Rahmen des Landesgeschichtlichen Kolloquiums der Universität Freiburg gehaltenen Vortrag, der die Ergebnisse meiner unter der Betreuung von Prof. Dr. Jürgen Dendorfer verfassten Bachelorarbeit zusammenfasste. Für den Druck wurde der Beitrag jedoch teilweise neu konzipiert.

¹ HANS SCHADEK/JÜRGEN TREFFEISEN: Klöster im spätmittelalterlichen Freiburg. Frühgeschichte, Sozialstruktur, Bürgerpflichten, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 2001, S. 421-467. Daneben finden sich in weiteren Überblickswerken kurze Textabschnitte oder Erwähnungen.

² HERMANN BROMMER: Die Deutschordenskommende Freiburg, in: Der Deutsche Orden und die Ballei Elsass-Burgund. Die Freiburger Vorträge zur 800-Jahr-Feier des Deutschen Ordens, hg. von DEMS. (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts 63), Bühl (Baden) 1996, S. 331-366; HERMANN SCHMID: Der Deutsche Orden in Freiburg (1263-1806). Aus Anlaß des teilweisen Wiederaufbaus des ehemaligen Ritterhauses, in: Freiburger Diözesan-Archiv 106 (1986), S. 75-89.

³ MANFRED HELLMANN: Bemerkungen über das Verhältnis der Deutschordenskommende zur Stadt Freiburg, in: Schau-ins-Land 72 (1954), S. 17-25.

⁴ Vor allem die verschiedenen Studien Klaus Militzers sind zu nennen, angefangen mit DERS.: Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich (Quellen- und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 16), Marburg 2018. Hervorzuheben ist auch seine umfassende Studie zur Ordensstruktur, DERS.: Von Akkon zur Marienburg. Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Deutschen Ordens 1190-1309 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 56), Marburg 1999.

⁵ PETER HEIM: Die Deutschordenskommende Beuggen und die Anfänge der Ballei Elsass-Burgund. Von der Entstehung bis zur Reformationszeit, Bonn 1977; JÖRG SEILER: Der Deutsche Orden in Frankfurt. Gestalt und Funktion einer geistlich-ritterlichen Institution in ihrem reichsöffentlichen Umfeld (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 61), Marburg 2003.

⁶ PETER CONRADIN VON PLANTA: Adel, Deutscher Orden und Königtum im Elsaß des 13. Jahrhunderts. Unter Berücksichtigung der Johanniter (Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte 8), Frankfurt a.M. u.a. 1997.

Im Zentrum dieses Beitrags soll dabei die Frage stehen, welche Personen und Personen-
gruppen mit der Freiburger Deutschordenskommende Beziehungen eingingen, die für die Kom-
mende förderlich waren, und wer sich eher zurückhielt. Damit hängen vor allem zwei Prob-
lemkomplexe zusammen. Erstens, wer übertrug der Kommende Besitzungen und Rechte oder
stiftete an sie und zweitens, wer trat sogar selbst in den Orden ein? Davor gilt es jedoch, die
,Gründung‘ der Kommende neu zu betrachten, um die Ausgangssituation zu klären. Soweit
möglich wird auch auf die jeweiligen Hintergründe dieser Handlungen – sprich Motive oder
Personenkonstellationen – eingegangen werden. Indem besondere Einzelfälle erörtert und diese
mit vergleichbaren Beispielen ergänzt werden, soll ein möglichst dichtes und umfangreiches
Bild gewonnen werden. Durch eine analytische Einteilung von Personengruppen nach ihrem
sozialen Status kann schließlich die oftmals geäußerte These, dass vor allem niederadlige Fa-
milien den Deutschen Orden förderten,⁷ fallbezogen überprüft werden. ‚Familie‘ wird dabei im
Folgenden eher grob als Zusammenschluss vermutlich verwandter Personen zu begreifen sein,
die sich durch die Verwendung eines gemeinsamen Familiennamens auszeichnen.

Der Untersuchungszeitraum dieses Beitrags beginnt mit der Ersterwähnung der Freiburger
Kommende 1258 und endet mit dem Jahr 1309, als sich mit dem Umzug des Hochmeisters des
Deutschen Ordens auf die Marienburg endgültig der Schwerpunkt des Ordens in Richtung Bal-
tikum verlagerte, was u.a. auch mit einer langsamen Änderung der Verwaltungsstruktur und
Zielrichtung des Ordens einherging.⁸ Mit dieser Eingrenzung wird somit ein Zeitraum über
etwa zwei Generationen hinweg untersucht werden, der lang genug ist, um genug Material be-
trachten zu können, gleichzeitig aber auch kurz genug, sodass noch die Prüfung der direkten
Beziehungen und Kommunikationsmöglichkeiten der beteiligten Personen möglich ist.

Auf eine statistische Auswertung muss allerdings verzichtet werden, da das untersuchte
Quellenmaterial dafür nicht ausreicht und auch zu viele Lücken aufweist. Die schriftliche Über-
lieferung besteht vor allem aus im Freiburger Urkundenbuch edierten Urkunden.⁹ Umfassendere
Besitz- oder Personenverzeichnisse sind für das Freiburger Ordenshaus nicht erhalten geblie-
ben.¹⁰ Bei den aufgrund dieser Quellenlage gezogenen Schlussfolgerungen gilt daher immer zu
berücksichtigen, dass lediglich für größere Schenkungen Urkunden ausgestellt wurden, sodass
kleinere Gaben unterhalb der Wahrnehmungsebene bleiben.¹¹

Vor Beginn der eigentlichen Analyse sind ein paar begriffliche Vorbemerkungen bezüglich
der Ordenshäuser notwendig. Als Quellenbegriff erscheint meist *domus*. Diese Bezeichnung

⁷ Als Handbuchdarstellung beispielsweise bei ARMAND BAERISWYL: Einleitung. Der Deutsche Orden, in: Helvetia Sacra Abteilung IV. Die Orden mit Augustinerregel, Bd. 7, 2. Teil: Die Johanniter, die Templer, der Deutsche Orden, die Lazariter und Lazariterinnen, die Pauliner und die Serviten in der Schweiz, bearb. von BERNARD ANDENMATTEN u.a., Basel 2006, S. 559-587, hier S. 562; vgl. beispielsweise das Ergebnis der Untersuchung von VON PLANTA (wie Anm. 6), S. 271-273; vgl. auch MACIEJ DORNA: Die Brüder des Deutschen Ordens in Preußen 1228-1309. Eine prosopographische Studie, Wien/Köln/Weimar 2012, S. 53-57.

⁸ Vgl. MILITZER, Von Akkon zur Marienburg (wie Anm. 4).

⁹ Freiburger Urkundenbuch (FUB), bearb. von FRIEDRICH HEFELE, 3 Bde., Freiburg 1940-1958.

¹⁰ Das Archiv des Freiburger Ordenshauses gelangte nach dessen Auflösung in den Besitz des Generallandesarchivs Karlsruhe (GLA Karlsruhe). Nach Auskunft des dortigen Archivars Kurt Andermann finden sich dort jedoch weder Kopialbücher noch Anniversarien. Lediglich im Bestand 66 (Beraine und Urbare) sind Stücke aus der Provenienz des Freiburger Ordenshauses vorhanden, die aber erst aus dem 16. bis 18. Jahrhundert stammen und deshalb nicht berücksichtigt wurden.

¹¹ Vgl. KARL BORCHARDT: Competition between the Military-Religious Orders in Central Europe, c. 1140-c. 1270, in: The Military Orders Volume 4: On Land and by Sea, hg. von JUDI UPTON-WARD, Aldershot 2008, S. 29-34, hier S. 29f.

konnte sich sowohl auf einfache Niederlassungen, die keinen Hausverwalter (Komtur) besaßen, als auch auf solche, die einen solchen hatten, beziehen. Für letztere Verwaltungseinheiten werden im Folgenden die Begriffe „Haus“ und „Kommende“ synonym verwendet, während sonst von „Niederlassung“ die Rede sein wird.¹²

Die Entstehung der Kommende Freiburg

Zahlreiche Deutschordenskommenden entstanden im Verlauf des 13. Jahrhunderts,¹³ allerdings unter unterschiedlichen Umständen. Mancherorts ist der Ursprung völlig unklar, während andernorts eine einzige umfangreiche Schenkung klar fassbar die Grundlage bildete. In letzterem Fall stand die ‚Gründerfamilie‘, von der diese Schenkung ausging, meist auch in den folgenden Jahrzehnten als Förderer hinter ‚ihrer‘ Kommende.¹⁴ Zwar ist auch bei der Freiburger Kommende eine größere Besitzübertragung 1263 durch Graf Konrad I. von Freiburg festzustellen,¹⁵ doch deuten kleinere Indizien – vor allem zwei frühere Urkunden – auf ein komplexeres Bild hin.

Der erste Nachweis für die Existenz des Deutschen Ordens in Freiburg stammt aus dem Jahr 1258 – fünf Jahre vor der gräflichen Schenkung.¹⁶ Papst Alexander IV. verlieh für den Besuch der Deutschordenskirche in Freiburg – *ecclesia hospitalis sancte Marie Theutonicorum in Fri-burch Constantiensis diocesis* – einen Ablass (Abb. 1). Dieser wurde u.a. für den Jahrestag der Kirchweihe gewährt, d.h. die Kirche muss demzufolge schon konsekriert gewesen sein. Leider lassen sich keine Anhaltspunkte für eine genauere Identifizierung dieser Kirche herausarbeiten. Aus demselben Jahr stammt eine zweite Urkunde, die einem rückseitigen Vermerk des 17. Jahrhunderts zufolge aus dem Archiv der Freiburger Kommende stammt, auch wenn darin selbst von keiner Freiburger Niederlassung explizit die Rede ist.¹⁷ Der Deutsche Orden wurde bei einer

¹² Zu diesen Begrifflichkeiten und ihren Problemen vgl. MILITZER, Entstehung der Deutschordensballeien (wie Anm. 4), S. 3. Zur generellen Verwaltungsstruktur vgl. DERS., Von Akkon zur Marienburg (wie Anm. 4), passim, und zum Aufbau einer Kommende ebd., S. 196-207.

¹³ Vgl. die nach Ordensprovinzen geordnete Darstellung bei MILITZER, Von Akkon zur Marienburg (wie Anm. 4), S. 223-333.

¹⁴ Teilweise wird in diesem Zusammenhang auch von „Hauskommende“ gesprochen, vgl. ebd., S. 416; vgl. UDO ARNOLD: Europa und die Region – widerstreitende Kräfte in der Entwicklung des Deutschen Ordens im Mittelalter, in: Ritterorden und Region – Politische, soziale und wirtschaftliche Verbindungen im Mittelalter, hg. von ZENON HUBERT NOWAK (Ordines militares Colloquia Torunensia Historica 8), Torun 1995, S. 161-172, hier S. 166; vgl. ALOIS SEILER: Deutscher Ritterorden, in: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte. 2. Bd.: Die Territorien im Alten Reich, hg. von MEINRAD SCHAAB und HANS-MARTIN SCHWARZMEIER, Stuttgart 1995, S. 610-636, hier S. 614; vgl. KLAUS MILITZER: Die Einbindung des Deutschen Ordens in die süddeutsche Adelswelt, in: Ritterorden und Region (siehe oben), S. 141-160, hier S. 143f. Zur Rolle solcher Gründer im Elsass vgl. VON PLANTA (wie Anm. 6), S. 65-70. Zur Komplexität von Gründungssituationen vgl. MILITZER, Von Akkon zur Marienburg (wie Anm. 4), S. 196f. und 416f. Als besonders kompliziert erweist sich die Entstehung Frankfurts und Sachsenhausens, vgl. SEILER (wie Anm. 5), S. 14-27.

¹⁵ FUB I, Nr. 192. HELLMANN (wie Anm. 3), S. 18, hält diese für eine typische Schenkungsurkunde und übergeht einige Details. Zu den Grafen generell vgl. EVA-MARIA BUTZ: Adlige Herrschaft im Spannungsfeld von Reich und Region. Die Grafen von Freiburg im 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 34/1), Freiburg 2002.

¹⁶ FUB I, Nr. 168. Die Erwähnung von 1256 bei HEIM (wie Anm. 5), S. 11, geht wohl auf einen Notizirrtum und dem Vertauschen von Seitenzahlen und Urkundennummern im FUB zurück.

¹⁷ FUB I, Nr. 171.

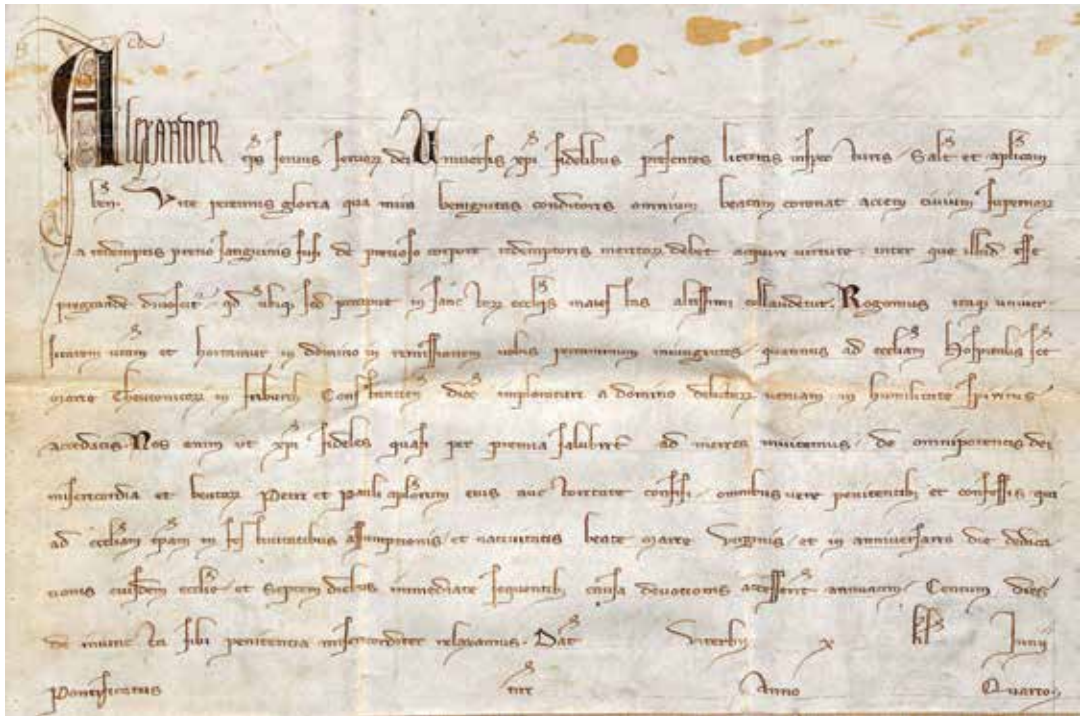


Abb. 1 Papst Alexander IV. verleiht für den Besuch der Kirche der Deutschherren zu Freiburg einen Ablass, Urkunde vom 23. Mai 1258 (GLA Karlsruhe, Bestand E Nr. 234a).

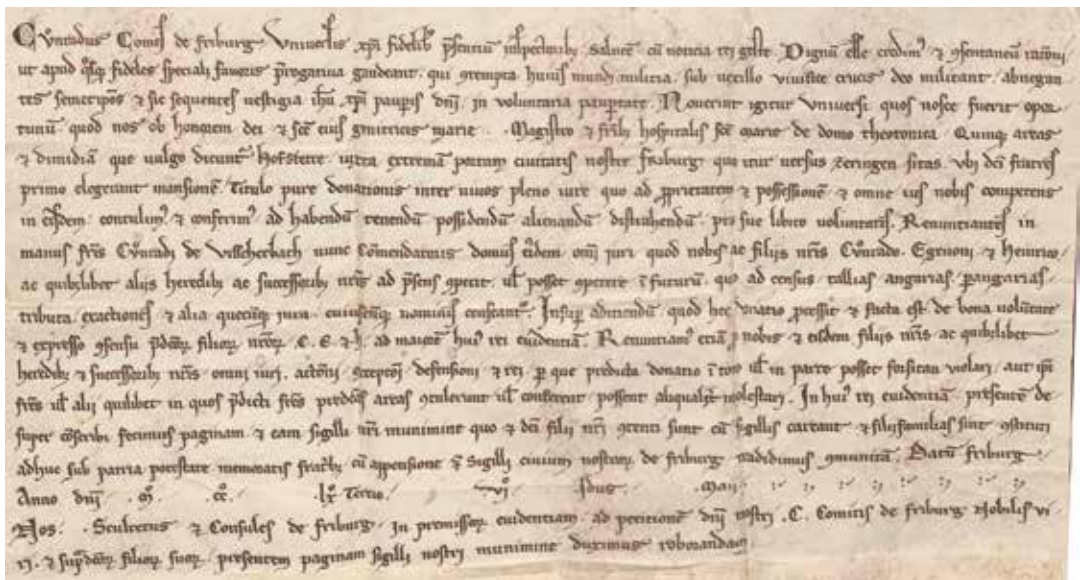


Abb. 2 Graf Konrad von Freiburg schenkt den Deutschherren zu Freiburg 5 1/2 Hofstätten beim äußeren Tor gegen Zähringen, Urkunde vom 10. Mai 1263 (GLA Karlsruhe, Bestand 21 Nr. 2683).

Streitschlichtung durch den *gubernator sancte Marie de domo Tevthonica per provincias Burgundie et Alsacie ac Brisgaudie* vertreten. Es ging um eine Auseinandersetzung zwischen dem Kloster Schuttern einerseits sowie dem Deutschen Orden und Konrad Kolman dem Jüngeren, einem Mitglied der Freiburger Ratsfamilien, andererseits.¹⁸ Die in den Urkunden auftauchenden Namen Ulrich Rindkauf, als Schlichter und Aussteller, sowie Konrad Bickenreute, als Zeuge, begegnen später auch unter den Deutschordensbrüdern. Auch wenn es sich nicht um dieselben Personen handeln muss und einige Fragen offenbleiben, so kann doch angenommen werden, dass spätestens zu diesem Zeitpunkt der Orden Verbindungen in den Breisgau besaß. Im Zuge der Schlichtung gelangte er auch zu dortigem Besitz. Die Bezeichnung des Ordensvertreters als Verantwortlichen für den Breisgau – eine seltene Angabe – kann entweder dadurch erklärt werden, dass es dort schon länger Besitz gab bzw. Besitzerwerbungen geplant waren oder dass seine Zuständigkeit für die Region im konkreten Streitfall betont werden sollte.¹⁹ Endgültig ist dies nicht zu beantworten.

Die wichtigste Urkunde ist jedoch die ‚Gründungsurkunde‘ von Graf Konrad I. von Freiburg aus dem Jahr 1263 (Abb. 2).²⁰ Darin überließ er dem Ordenshaus 5 ½ Hofstätten in Freiburg. Diese lagen *iuxta extremam portam civitatis nostre Friburg, quo itur versus Zeringen [...], ubi dicti fratres primo elegerant mansionem*. Es scheint sich um eine für solche Schenkungen typische Urkunde zu handeln, die zu vergeichbaren Tätigkeiten der Grafen passt.²¹ Einige Details sind jedoch aus mehreren Gründen aufschlussreich.

Die Lage der Kommende innerhalb der gerade entstehenden Neuburg beim äußeren Tor, dem Mönchstor, ist der Forschung schon lange bekannt (Abb. 3). Dass die Ordensbrüder einen gewissen Einfluss auf diese Platzwahl ausübten, wurde bislang jedoch nicht betrachtet. Der Schlüssel liegt in den beiden Worten *primo elegerant*. Entweder wurde ein Platz für die Zukunft gewählt oder es handelt sich um eine bereits bestehende – wie auch immer geartete Niederlassung. Für letzteres spricht zum einen die Verwendung des Wortes *primo*, zum anderen muss die 1258 von Alexander IV. erwähnte Kirche existiert haben oder zumindest im Bau gewesen sein. In beiden Fällen war der Orden somit mehr als ein bloß passiver Empfänger einer Schenkung.

Noch einen weiteren wichtigen Hinweis gilt es zu beachten: Konrad von Fischerbach ist *nunc commendator domus eiusdem omni iuri*, wodurch die Freiburger Niederlassung erstmals als Kommende anzusprechen ist.²² Allerdings werden der kausale Zusammenhang und das zeitliche Verhältnis nicht ganz deutlich. Zwei Szenarien erscheinen plausibel: Bei ersterem wurde Konrad von Fischerbach infolge der Schenkung zum Komtur. Damit begünstigte der Freiburger Graf den Orden, um die Niederlassung in der eigenen Stadt in ihrer Bedeutung und im Rang zu erhöhen. Inwiefern die Initiative dabei von ihm selbst ausging und welche genauen Gründe dafür eine Rolle spielten, bleibt offen. In dem zweiten denkbaren Szenario wurde Konrad von Fischerbach in der bestehenden Niederlassung zum Komtur ernannt, bevor die gräfliche Schenkung erfolgte. Diese kann dann als gräfliche Reaktion darauf gesehen werden. Der Graf bestätigte und vergrößerte womöglich – der neuen Stellung der Freiburger Niederlassung angemessen – deren Besitz. Demnach wäre der Graf eher in einer passiven Rolle zu sehen, während den Ordensbrüdern, die sich strategisch günstig bei einem neu entstandenen Stadttor niederlie-

¹⁸ Vgl. JAN GERCHOW/HANS SCHADEK: Stadtherr und Kommune. Die Stadt unter den Grafen von Freiburg, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau (wie Anm. 1), S. 133-214, hier S. 140.

¹⁹ Vgl. HEIM (wie Anm. 5), S. 11.

²⁰ FUB I, Nr. 192.

²¹ Vgl. die tabellarische Übersicht bei BUTZ (wie Anm. 15), S. 319f.

²² Erst mit dem Nachweis eines Komturs ist eine Kommende nachweisbar. Daher auch die Unterscheidung von „Niederlassungen“ und „Kommenden“, vgl. MILITZER, Von Akkon zur Marienburg (wie Anm. 4), S. 196f.

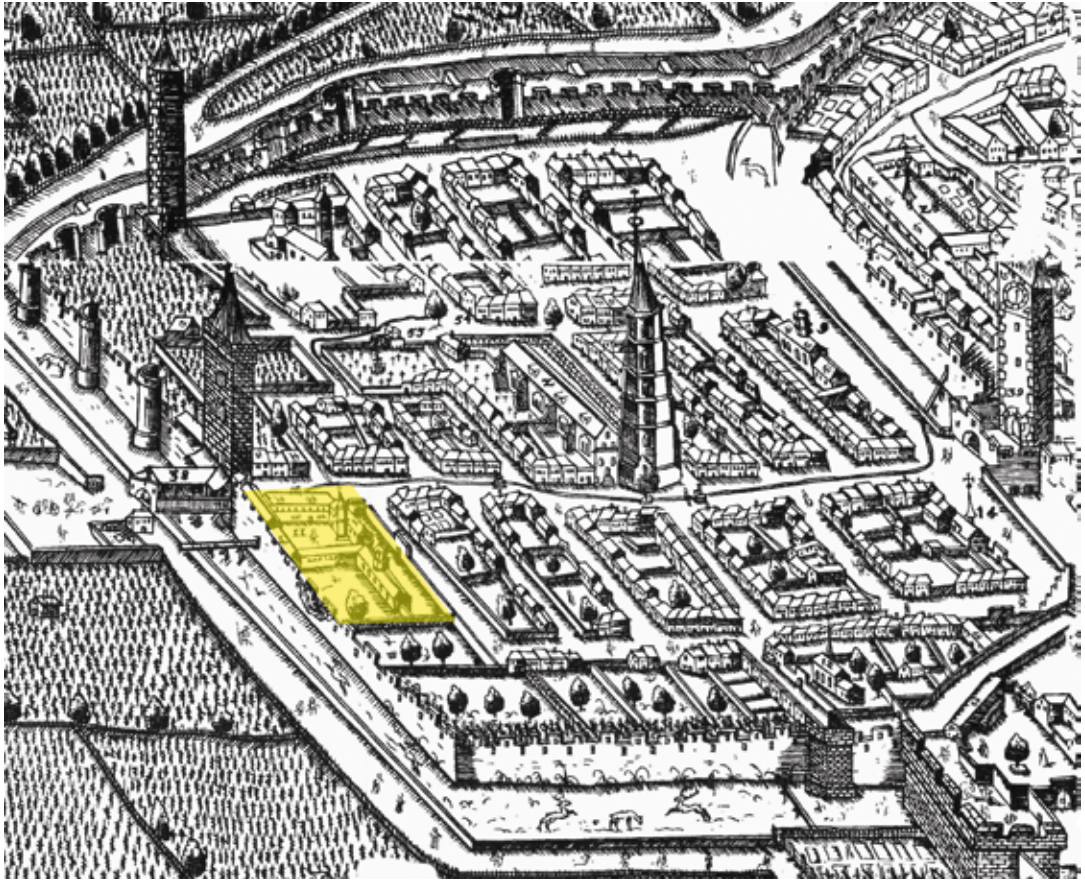


Abb. 3 Die Deutschordenskommande (gelb markiert) beim Mönchstor in der Vorstadt Neuburg. Ausschnitt der Freiburg-Ansicht von 1589, sogenannter „Großer Sickingingerplan“ (StadtAF, M 7701/27).

ßen, die aktivere Rolle zukam. Weshalb sich der Deutsche Orden oder einzelne Mitglieder in Freiburg überhaupt ansiedelten, ist die Frage. Vielleicht erhoffte man sich von der sich entwickelnden Stadt zahlreiche Chancen und Möglichkeiten.

Zusammengenommen sprechen diese Hinweise eher weniger für eine gezielte Ansiedlung des Ordens durch Graf Konrad, sodass sich dessen Bedeutung relativiert. Vielmehr scheinen einige den Deutschherren nahestehende Personen des Breisgaus und womöglich Ordensbrüder selbst dafür gesorgt zu haben, dass sich die Gemeinschaft in der Stadt bzw. am Stadtrand niederließ. Dies muss um das Jahr 1258 herum geschehen sein. Dieser Niederlassung wurde dann nachträglich – nämlich fünf Jahre später – die gräfliche Erlaubnis gewährt. Zu diesem Zeitpunkt wird auch der erste Komtur fassbar, sodass spätestens von da an von einer Kommande in Freiburg gesprochen werden kann.

Beziehungen, Förderer und Schenker

Doch wer förderte die Kommende in der auf die Gründung folgenden Zeit?²³ Zu wem bestanden welche Beziehungen? Die Beantwortung dieser Frage wird anhand einer analytischen Trennung verschiedener Personengruppen, mit denen die Ordensbrüder agierten, erfolgen.

Durch ihren Status als Stadtherren und ihre Rolle bei der Gründung kann die Freiburger Grafenfamilie als eine solche Gruppe betrachtet werden. Konrads I. Schenkung von 1263 wurde bereits erörtert.²⁴ Sie stellt dessen einzigen Kontakt zur Kommende dar. Dabei gaben auch seine Söhne Egeno II., Konrad und Heinrich ihre Zustimmung. Egeno II. gewährte 1272, dem Jahr seiner Herrschaftsübernahme, der Kommende das Recht, in *dez herzogen walt* Holz zu holen. Begründet wurde die Verleihung dieses Privilegs damit, dass sie zu seinem Seelenheil und dem Seelenheil seiner Ahnen dienen sollte. Diese ‚klassische‘ Begründung dürfte in diesem Fall wohl mit dem Tod von Egenos Vater Konrad I. im Jahr davor in Zusammenhang stehen. Neben dieser einzigen direkten Förderung tritt Egeno II. häufig als siegelnde oder bestätigende Autorität auf.²⁵

Eine besondere Bedeutung kommt ihm schließlich in einem Konflikt zwischen der Stadt und der Kommende 1292 zu, wobei die Gebäude des Ordens zerstört wurden. Darauf wird noch einzugehen sein. Die acht Monate später getroffene Einigung der Streitparteien erfolgte mit *des graven Egen herren von Friburg willen uñ wissende uñ arbeite*.²⁶ Dies wäre kaum weiter bemerkenswert, wäre nicht auch der Sohn des Grafen an der Zerstörung beteiligt gewesen, was Graf Egeno veranlasste, eine zweite Priesterpfünde für die Kommende einrichten, sozusagen als Sühne für das Fehlverhalten des Sohnes. Als zusätzliche Bußleistung gelobte der Graf oder sein Sohn über *Rin ze varende, mit swem er will, ze besserunge dem orden uñ nüt widerkomen, e das in der meister wider lade, es were denne das der meister ime daran gnade tete, das er belibe*.²⁷ Ob die alleinige Ankündigung der Buße als symbolische Wiedergutmachung ausreichte oder ob dieses Exil tatsächlich aufgesucht wurde, ist unbekannt. Aufgrund des Schweigens der Quellen erscheint ersteres plausibler. In beiden Fällen dürfte Recht und Ansehen des Ordenshauses wiederhergestellt worden sein.

Interessanterweise können zu einem früheren Zeitpunkt in einem Testament, das Graf Heinrich, der Bruder Egenos, 1276 aufsetzen ließ, zwei Freiburger Deutschordensbrüder als Zeugen nachgewiesen werden: Johannes Spörlin und Rudolf von Offnadingen.²⁸ Ganz so schlecht kann das Verhältnis zwischen der gräflichen Familie und der Ordenskommende demzufolge damals nicht gewesen sein. Insgesamt scheint aber eher eine gewisse Distanz zwischen den Grafen und der Kommende geherrscht zu haben, die nicht nur durch die fehlenden finanziellen Mittel der

²³ HELLMANN (wie Anm. 3), S. 23, behandelt diese Förderung sehr knapp und geht nur auf die Schenkungen an die Kommende ein. Andere Aspekte blendet er aus.

²⁴ FUB I, Nr. 192.

²⁵ Holzprivileg: FUB I, Nr. 261; zum Tod Konrads I. vgl. BUTZ (wie Anm. 15); als Autorität: FUB I, Nr. 287 und 350; FUB II, Nr. 188, 232 und 261; FUB III, Nr. 121. Schon HELLMANN (wie Anm. 3), S. 20 bemerkte die „sparsam[en]“ Zuwendungen der Grafen.

²⁶ FUB II, Nr. 132.

²⁷ Wer mit *meister* gemeint ist – Hochmeister, Landkomtur oder Komtur –, kann nicht festgestellt werden. Hefeles vermutet, dass sich *grave* auf Graf Egeno, stellvertretend für seinen minderjährigen Sohn, bezieht, vgl. FUB II, S. 149, Anm. 2. HELLMANN (wie Anm. 3), S. 22, Anm. 31, spricht sich jedoch für den im Rahmen seiner Verlobung großjährig gewordenen Sohn Konrad als Exilierten aus.

²⁸ FUB I, Nr. 289.

Grafen zu erklären ist.²⁹ Eine länger anhaltende Förderung durch ein stadtherrliches, an der Gründung beteiligtes Geschlecht, wie es andernorts nachzuweisen ist, gab es demnach nicht. Doch welche Rolle spielte die Stadt selbst?

Die Freiburger Bürgerschaft als Kollektiv, meist vertreten durch Schultheiß und Rat, – im Folgenden als „Stadt Freiburg“ bezeichnet – war zunächst am Aufbau der Kommende beteiligt. So bestätigte sie die Hofstättenschenkung Graf Konrads I. von 1263 auf dessen Bitte hin und überließ 1282 der Freiburger Ordenskommende den Graben, der als Allmende genutzt wurde, zur freien und ewigen Nutzung.³⁰

Doch das Verhältnis gestaltete sich alles andere als spannungsfrei. Während die Ermordung des Freiburger Komturs 1283 durch den Sohn des Schultheißen noch als persönlich motivierte Tat gesehen werden kann – die kurze Notiz in den *Annales Colmarienses Maiores* gibt darüber keinen Aufschluss –,³¹ hatte die erwähnte Zerstörung der Kommende neun Jahre später andere Dimensionen. An dieser waren neben dem Grafensohn auch Freiburger Bürger beteiligt. Über Auslöser und Zerstörung berichten erneut die Colmarer Annalen: *Domini ordinis Theutonicorum 13. Kalendas Maii sabbatho exocularunt duos cives Friburgenses. Iunior comes cum civibus claustrum irruentes totaliter devasterunt.*³² Bei der Aussöhnung im selben Jahr musste die Stadt Schadensersatz leisten, für den Wiederaufbau sorgen und dafür Bürgen stellen. Zusätzlich wurde der Rat dazu angehalten, den Zugriff des Komturs auf flüchtige Brüder ungehindert zu gestatten. Dieser Zugriff konnte entweder mit Ratserlaubnis innerhalb der Stadtmauern erfolgen oder die Stadt musste die Auslieferung aus derselben und damit aus ihrem Rechtsbereich veranlassen. Zur Besserung versprach die Stadt auch, eine Pfründe für einen Deutschordenspriester einzurichten. Wie weitreichend dieser Vorfall war, wird neben der Erwähnung in den Colmarer Annalen auch dadurch deutlich, dass der Hochmeister des Deutschen Ordens, Konrad von Feuchtwangen, persönlich bei der Streitbeilegung anwesend war. In seiner Heftigkeit scheint es sich um einen singulären Fall gehandelt zu haben, auch wenn es andernorts aufgrund konkurrierender Rechtsbereiche Konflikte gab.³³ Die sonstige Sicht der Stadt auf die Ordenskommende ist nur schwer zu fassen. Armand Baeriswyl zufolge waren die Niederlassungen der Ritterorden eine strategische Ansiedlung zur Verteidigung.³⁴ Allerdings stützt sich diese These auf Belege des 14. Jahrhunderts, das Stadtrecht von 1293 sah für die Verteidigung die Zünfte vor.³⁵ Inwiefern bereits im 13. Jahrhundert der Deutsche Orden in diese Verteidigung eingebunden war, muss offen bleiben. Dass seine Gebäude für „stadtöffentliche Zwecke“ genutzt wurden – als Versammlungsorte oder Orte der Beurkundung jenseits eigener Angelegenheiten – kann nicht

²⁹ Zu den Geldproblemen vgl. BUTZ (wie Anm. 15), S. 188f.

³⁰ FUB I, Nr. 192 und 350. Dazu und zu den folgenden Konflikten vgl. HELLMANN (wie Anm. 3), S. 20-22.

³¹ *Annales Colmarienses Maiores*, a. 1211-1298, hg. von PHILIPP JAFFÉ (MGH SS 17), Hannover 1861, S. 202-232, hier S. 210. Vgl. SCHADEK/TREFFEISEN (wie Anm. 1), S. 447f.

³² *Annales Colmarienses Maiores* (wie Anm. 31), S. 219.

³³ Vgl. HARTMUT BOOCKMANN: Der Deutsche Orden in Nürnberg, in: Die Rolle der Ritterorden in der mittelalterlichen Kultur, hg. von ZENON HUBERT NOWAK (*Ordines militares Colloquia Torunensia Historica* 3), Torun 1985, S. 89-104, hier S. 96f.; Vgl. SCHADEK/TREFFEISEN (wie Anm. 1), S. 447f. SEILER (wie Anm. 5), S. 229-233, konnte am Beispiel Frankfurts die sich daraus ergebende stetige Verhandlungsnotwendigkeit aufzeigen.

³⁴ Vgl. ARMAND BAERISWYL: Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter. Archäologische und historische Studien zum Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau (*Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters* 30), Basel 2003, S. 128 und 132.

³⁵ Vgl. GERCHOW/SCHADEK (wie Anm. 18), S. 207f.

nachgewiesen werden.³⁶ Im Gegensatz dazu ist der Friedhof der Johanniter zu nennen, der als ein solcher Ausstellungsort diente.³⁷

Von höherer geistlicher Seite erfuhr die Kommende ebenfalls wenig bis keine Unterstützung. Der päpstliche Ablass von 1258 stellt die einzige nachweisliche Verbindung zwischen Kurie und dem Freiburger Ordenshaus dar.³⁸ Auch die Bischöfe der Oberrheinregion hielten sich eher zurück. Der für den Breisgau zuständige Bischof von Konstanz gab zweimal seine Erlaubnis zu Besitzübertragungen oder bestätigte diese. Das geographisch näher an Freiburg liegende Straßburg und dessen Bischof kommen lediglich 1301 mit der Kommende in Kontakt, als man dem Kloster Schuttern erlaubte, einen Hof zu verkaufen, den die Deutschordenskommende Freiburg geerbt hatte.³⁹ Etwas häufiger traten die Basler Bischöfe in Erscheinung, zum einen als Streitschlichter (1272) und zum anderen in bestätigender Funktion (1276). Die Zustimmung zu dem zweiten Vertrag wurde explizit damit begründet, dass es heilsam sei, wenn der Besitz in geistliche Hände geriet. Es gab folglich ein Interesse an der Mehrung des Kirchenguts allgemein – zumindest wurde solch ein Interesse behauptet.⁴⁰ Der in der Region von 1284 bis 1288 tätige Konstanzer Weihbischof, der dem Deutschen Orden angehörte, scheint keine Verbindung zur Kommende gehabt zu haben, obwohl er in Freiburg häufiger Ablässe ausstellte.⁴¹ Übergreifend fällt auf, dass keine aktive Förderung der Kommende von Seiten der Bischöfe vorkam. Dafür gab es aufgrund der exemten Stellung des Ordens auch keinen Grund. Basel und Straßburg hatten zudem eigene Kommenden und auch für Konstanz waren mit Mainau und Altshausen näherliegende Häuser vorhanden.

Bemerkenswert ist die Schenkung einer adligen Familie, die selbst nicht aus der Region kam. 1273 und 1274 gaben Landgraf Albert von Thüringen und seine Söhne dem Orden Höfe und Rechte in elf Orten des Breisgaus.⁴² Auffallend ist, dass dieser Vertrag zunächst keinen Bezug zur Freiburger Kommende aufweist. Diese wird nicht erwähnt und auch unter den Zeugen finden sich nur Thüringer. Dennoch gelangten die Urkunden in das Archiv der Freiburger Kommende.⁴³ Auch wenn einige Details unklar bleiben, dürfte doch folgender Verlauf wahrscheinlich sein: Die Thüringer erhielten Güter von Kaiser Friedrich II.,⁴⁴ die dieser aus

³⁶ BARBARA HENZE: Die Entstehung der Stadt und die Gründung der Bettelordensklöster im 13. Jahrhundert, in: Eine Stadt braucht Klöster. Freiburg i. Br. braucht Klöster, hg. von DERS. und der Stadt Freiburg (Augustinermuseum), Lindenberg im Allgäu 2006, S. 10-21, hier S. 19.

³⁷ FUB I, Nr. 69.

³⁸ FUB I, Nr. 168. Vgl. die tabellarische Übersicht bei AXEL EHLERS: Die Ablasspraxis des Deutschen Ordens im Mittelalter (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 64), Marburg 2007, S. 161-164. Damit fügt sich Freiburg in eine Reihe weiterer Kommenden ein, für die im 13. Jahrhundert genau ein Ablass belegt ist (z.B. Beuggen und Straßburg). Daneben gab es aber auch Kommenden ohne Ablass (z.B. Altshausen, Hitzkirch und Weißenburg) oder mit zehn und mehr Ablässen (Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber und Marburg).

³⁹ Konstanz: FUB I, Nr. 300 und 316; Straßburg: FUB III, Nr. 2.

⁴⁰ Streitschlichter: FUB I, Nr. 250; bestätigend: ebd., Nr. 297.

⁴¹ Für das Leprosenhaus: FUB II, Nr. 7; die Sackbrüder: ebd., Nr. 8; das Armenspital: ebd., Nr. 18; die Wilhelmiten: ebd., Nr. 51; die Freiburger Peterskirche: ebd., Nr. 52; das Kloster Tennenbach: ebd., Nr. 56; die Freiburger Bußbrüder: ebd., Nr. 59. Für weitere Ablässe (beispielsweise für Günterstal oder die Johanniter in Neuenburg) siehe W[endelin] Haid: Die Constanzer Weihbischöfe zunächst von 1076 bis 1548, in: Freiburger Diözesan-Archiv 7 (1873), S. 199-229, hier S. 212f.

⁴² FUB I, Nr. 276f.

⁴³ FUB I, Nr. 276. Die Urkunde der Söhne, ebd., Nr. 277, ging irgendwann nach 1473 verloren und ist nur abschriftlich erhalten, vgl. Hefe: FUB I, S. 249.

⁴⁴ Dies geht aus der zweiten Urkunde hervor, FUB I, Nr. 277.

dem Erbe der Zähringer besessen oder zumindest beansprucht hatte.⁴⁵ Aufgrund unbekannter Gründe – womöglich entfernungsbedingt – schenkten die Landgrafen die Güter dem Deutschen Orden, zu dem die Familie seit Generationen gute Beziehungen besaß.⁴⁶ Dieser sorgte dann für eine Weitergabe an das Freiburger Ordenshaus, dem einzigen in der näheren Umgebung. Allerdings gelang es den Ordensbrüdern wohl nicht, alle Ansprüche auf diesen Besitz auch wirklich durchzusetzen.⁴⁷

Weitere Adlige, die die Kommende unterstützten, kamen allesamt aus dem südlichen Oberrheingebiet. Seitens höherer Adliger spielten vier Familien eine maßgebliche Rolle: Zu diesen zählten die Herren von Üsenberg, die mehrfach in Zusammenhang mit der Freiburger Ordenskommende genannt werden. 1276 übergab Rudolf von Üsenberg gemeinsam mit seinem gerade abwesenden Vetter Hesso dem Deutschordenshaus Freiburg mehrere Zehnten und Leute.⁴⁸ 1297 verkaufte Hesso der Alte von Üsenberg Güter, Leute, Vogtei und weitere Rechte. Diese waren zuvor durch die jeweiligen Lehnsnehmer der Üsenberger, Heinrich und Bertold von Biengen sowie Walter von Buchheim, den Ordensbrüdern gegeben worden. Ein Jahr später schloss sich Rudolf von Üsenberg dieser Abmachung an, indem er seine gleichartigen Rechte, die er als Lehen des Klosters Murbach besessen hatte, an die Freiburger Kommende veräußerte. Es erstaunt, dass die beiden Üsenberger erst sieben bzw. acht Jahre nach der Übertragung durch die Ritter von Biengen und das Kloster Murbach tätig wurden.⁴⁹ Möglicherweise spielte die Herrschaftsteilung der Üsenberger 1291/92⁵⁰ oder die Zerstörung der Freiburger Kommende 1292 dabei eine Rolle. Dennoch bleibt der zeitliche Abstand relativ groß, sodass beide Verträge wohl eher als eigenständige Akte betrachtet werden können und es sich nicht nur um eine bloße Bestätigung der Lehnsherren handelte. Eine solche lehnsherrliche Bestätigung ist dagegen 1276 bei den Edelfreien von Rötteln zu finden, bei der sie sich auf eine Besitzübertragung ihres Lehnsnehmers Walter von Neufalkenstein bezogen.⁵¹

Von allen Hochadligen standen die Markgrafen von Hachberg dem Freiburger Deutschordenshaus am nächsten. Heinrich II. war 1276 an einer Hofübertragung beteiligt und trat 1297 selbst in den Orden ein. Seine Söhne schenkten 1300 dem Ordenshaus einen Kirchensatz. Dabei findet sich unter den Zeugen auch Friedrich, der leibliche Bruder der beiden, als Ordensbruder. Die Bedeutung familiärer Beziehungen wird hier besonders ersichtlich, denn als Schenkungsgrund wird das Seelenheil des verstorbenen Vaters angegeben.⁵² Heinrich III. von Hachberg erscheint noch einmal 1308 als Zeuge in einem Vergleich zwischen dem Ordenshaus und dem Kloster Adelhausen. Der Bezug zur Kommende dürfte folglich auch weiterhin bestanden haben.

⁴⁵ Vgl. FUB I, S. 247, Anm. 1; vgl. SEILER (wie Anm. 14), S. 618; vgl. HELLMANN (wie Anm. 3), S. 19.

⁴⁶ Vgl. HELGE WITTMANN: Netzwerke und Karrieren von Thüringern im frühen Deutschen Orden, in: Herrschaft, Netzwerke, Brüder des Deutschen Ordens in Mittelalter und Neuzeit, hg. von KLAUS MILITZER (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 72), Weimar 2012, S. 39-65, hier S. 41 und 44-48, vgl. UDO ARNOLD: Der Deutsche Orden – ein staufischer Hausorden?, in: Der Deutsche Orden in Europa, hg. von KARL-HEINZ RUESS (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 23), Göppingen 2004, S. 10-28,

⁴⁷ Vgl. SEILER (wie Anm.14), S. 618.

⁴⁸ FUB I, Nr. 299.

⁴⁹ Murbach: FUB II, Nr. 93; Üsenberger: ebd., Nr. 232 und 255.

⁵⁰ Zur Teilung vgl. ANSEL-MAREIKE ANDRAE-RAU: Beobachtungen zur Burgen- und Städtepolitik der Herren von Üsenberg im 13. Jahrhundert, in: Das Markgräflerland 2/2003, S. 112-129, hier S. 112.

⁵¹ FUB I, Nr. 263f.

⁵² Hofübertragung: FUB I, Nr. 297; als Ordensbruder: FUB II, Nr. 209; Schenkung: ebd., Nr. 284.

Selbst wenn diese nicht mehr direkt gefördert wurde, so konnten die Bindungen bei Bedarf genutzt werden.

Die Markgrafen von Baden handelten ähnlich, wenn auch in weniger ausgeprägter Form. Eine Schenkung Rudolfs I. von Baden 1280 geschah *ob amorem dilecti filii nostri Friderici fratris domus Theutonice Jherosolimit(ane)*.⁵³ Dieser Bruder Friedrich, dem vermutlich eine wichtige Rolle im Zusammenhang bei der Übertragung zukam, ist sonst jedoch im Umfeld des Freiburger Hauses nicht belegt.⁵⁴

Wenn man die für die Kommende förderlichen Beziehungen zu niederadligen Geschlechtern betrachtet, ergibt sich ein noch vielfältigeres Bild. Neben gemeinsame, standesübergreifende Aktivitäten treten Einzelschenkungen, Schenkungen, die mit einem Ordenseintritt verbunden sind, Witwenschenkungen als Sonderfälle und Käufe von ehemaligem Ordensgut. Insbesondere anhand der Herren von Biengen lassen sich viele dieser Handlungsmöglichkeiten aufzeigen, wobei nicht von Beginn an ein positives Verhältnis zwischen den Biengenern und dem Orden geherrscht hatte. 1266 war Heinrich von Biengen in eine Auseinandersetzung mit der Kommende verwickelt, in der gegen ihn und andere von Seiten des Basler Dekans sogar die Exkommunikation verhängt wurde.⁵⁵ Noch 1272 musste zwischen ihm und Freiburger Haus wegen strittiger Güter geschlichtet werden.⁵⁶ Anschließend traten Heinrich und sein Bruder Bertold jedoch als Protektoren auf, indem sie 1290 oder früher ein Lehen des Klosters Murbach der Kommende übertrugen, woran – wie gezeigt – auch die Herren von Üsenberg beteiligt waren.⁵⁷ In diesen komplexen Verhältnissen wird deutlich, wie mehrere Personengruppen an einer solchen Förderung beteiligt gewesen sein konnten. Bertold trat schließlich in den 1290er-Jahren sogar selbst in den Orden ein.⁵⁸ Die Unterstützung der Biengener setzte sich auch später fort, indem Familienmitglieder Komture an verschiedenen Orten stellten.⁵⁹ Die Familie von Falkenstein und Neufalkenstein, die als Ministeriale in Diensten der Freiburger Grafen standen,⁶⁰ zeichnen sich durch einen ähnlichen Werdegang aus. Auch hier lassen sich ein anfänglicher Konflikt und eine spätere Schenkung, bei der auch die Herren von Rötteln beteiligt waren, feststellen. Dazu kommen Ordensmitglieder aus der Familie.⁶¹

Neben Einzelpersonen, wie Walter von Dürrheim 1280 und Burkard von Benzhausen 1288,⁶² gibt es zwei Witwen, die ihren Besitz der Freiburger Kommende übertrugen: 1271 schenkte Adelheid, die Witwe des Ritters Hugo von Bergen, ihre Güter *in bannis villarum Bergen et Schafhusen*⁶³ dem Deutschen Orden *pro remedio anime sepe dicti H[ugonis]* und zu ihrem eige-

⁵³ FUB I, Nr. 325.

⁵⁴ Es sei denn, es würde sich um Friedrich von Hachberg, den Sohn des Veters Rudolfs I., handeln. Dieser ist aber ansonsten erst ab 1298 als Bruder der Freiburger Kommende belegt, FUB II, Nr. 247.

⁵⁵ FUB I, Nr. 211. Zum Hintergrund des Streits vgl. HELLMANN (wie Anm. 3), S. 19f.

⁵⁶ FUB I, Nr. 254.

⁵⁷ FUB II, Nr. 93, 232 und 255.

⁵⁸ FUB II, Nr. 247.

⁵⁹ Vgl. HEIM (wie Anm. 5), S. 168.

⁶⁰ Vgl. BUTZ (wie Anm. 15), S. 298f.

⁶¹ Konflikt: FUB I, Nr. 211; Schenkung: ebd., Nr. 263 und 332; Ordensmitglieder: ebd., Nr. 254, 318 und 332; FUB II, Nr. 247, 261 und 269.

⁶² Walter von Dürrheim: FUB I, Nr. 331; Burkard von Benzhausen: FUB II, Nr. 57.

⁶³ Aufgrund älterer Flurnamen dürfte es sich hierbei um Königschaffhausen und Kiechlinbergen handeln und nicht wie von Hefeles verzeichnet, jedoch im Nachtrag korrigiert, um Oberschaffhausen und Oberbergen; vgl. FUB I, S. 213 und 429.

nen Seelenheil.⁶⁴ Auch Agnes, die Witwe Ritter Reinbolds von Eptingen, übertrug 1291 Rechte und Güter an den Deutschen Orden in Freiburg und Basel zum Seelenheil ihres verstorbenen Mannes. Allerdings erhielt sie diese Güter zur lebenslangen Nutzung zurück.⁶⁵

Freiburger Bürger⁶⁶ traten vor allem in Schenkungen an den Orden und als Käufer von dessen Eigentum in Erscheinung. Einflussreichere Familien,⁶⁷ wie die Snewlins, sind zwar mehrfach als Zeugen – wohl vor allem bedingt durch ihre Freiburger Ratsmitgliedschaft – in den Urkunden nachzuweisen,⁶⁸ standen ansonsten aber in kaum einer Beziehung zur Kommende. Ein seltenes Beispiel ist der Kauf eines Waldes zu Kappel von der Deutschordenskommende durch Johannes Snewlin vor 1303.⁶⁹ Während die Snewlins vor allem mit anderen religiösen Niederlassungen in der Stadt und dem Umland in Verbindung zu bringen sind,⁷⁰ waren im Gegensatz dazu die Kuchlins auch mit dem Deutschordenshaus verbunden. Neben Ordenseintritten stehen Besitzübertragungen jenseits des Kaiserstuhls, woraus sich jedoch später Streitigkeiten ergeben sollten, zu Buche.⁷¹ Eine solche Kombination von Schenkung und Eintritt konnte bereits bei anderen Gruppen beobachtet werden und ist auch ordensweit keine Seltenheit.⁷²

Demgegenüber spielte eine zweite Gruppe Freiburger Bürger, die im Umfeld der Reform der Freiburger Ratsverfassung von 1248 als neue, zusätzliche städtische Oberschicht in Erscheinung traten, eine deutlich wichtigere Rolle.⁷³ Konrad der Hafener stiftete 1297 u.a. an die Deutschordenskommende.⁷⁴ Warum diese im Vergleich zu anderen in diesem Testament bedachten Klöstern relativ viel erhielt, obwohl sonst keine Beziehungen zu ihr nachzuweisen sind, kann nicht beantwortet werden.⁷⁵ Auffällig oft veräußerte das Freiburger Haus Besitz an diese Gruppe von Bürgern. Von drei größeren Verkäufen 1298 und 1299 gingen allein zwei an Freiburger Bürger,

⁶⁴ FUB I, Nr. 239. Zu solchen Witwenschenkungen vgl. VON PLANTA (wie Anm. 6), S. 92-102.

⁶⁵ FUB II, Nr. 108.

⁶⁶ „Bürger“ wird hier im Sinne von städtischen Einwohnern mit politischer Partizipation und weniger sozial verstanden. Zum Verhältnis von Bürgern und Rittern, vgl. Josef Fleckenstein: Bürgertum und Rittertum in der Geschichte des mittelalterlichen Freiburg, in: Freiburg im Mittelalter. Vorträge zum Stadtjubiläum 1970, hg. von WOLFGANG MÜLLER (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts 29), Bühl (Baden) 1970, S. 77-95.

⁶⁷ Zu dieser städtischen Gruppe und ihren Mitgliedern vgl. MATHIAS KÄLBLE: Zwischen Herrschaft und bürgerlicher Freiheit. Stadtgemeinde und städtische Führungsgruppen in Freiburg im Breisgau im 12. und 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 33), Freiburg 2001, S. 125-180, v.a. S. 177, Graphik 1; vgl. GERCHOW/SCHADEK (wie Anm. 18), S. 140.

⁶⁸ Beispielsweise bei der Aussöhnung zwischen Orden und Stadt 1292, FUB II, Nr. 132.

⁶⁹ FUB III, Nr. 53.

⁷⁰ Vgl. HERMANN NEHLSSEN: Die Freiburger Familie Snewlin. Rechts- und sozialgeschichtliche Studien zur Entwicklung des mittelalterlichen Bürgertums (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 9), Freiburg 1967, S. 38.

⁷¹ FUB III, Nr. 66 und 123; Ordensbrüder: FUB I, Nr. 318, 325 und 331, FUB II, Nr. 247f., 261, 269, 275 und 284, FUB III, Nr. 63 und 66.

⁷² Für andere Orte vgl. BAERISWYL (wie Anm. 7), S. 562; vgl. MILITZER, Von Akkon zur Marienburg (wie Anm. 4), S. 409.

⁷³ Beispielsweise die Familien Rindkauf, Slegelli, von Stühlingen, Wollbe, Wilde, Werre, Ätscher und Ederlin. Vgl. GERCHOW/SCHADEK (wie Anm. 18), S. 144f. Zu dieser Gruppe generell sowie auch zu ihrer Konstitution durch gegenseitige Familienbande vgl. KÄLBLE (wie Anm. 67), v.a. S. 212-234. Eine Auflistung der Familien findet sich ebd., S. 224f.

⁷⁴ FUB II, Nr. 229.

⁷⁵ Lediglich bei der Aussöhnung zwischen der Stadt Freiburg und dem Ordenshaus 1292 erscheint er unter den Bürgern, die die Stadt stellen musste, FUB II, Nr. 132.

u.a. an Johann Ederlin.⁷⁶ Wie außergewöhnlich dieser Fall war zeigt sich in mehreren Punkten. So wurde der Verkauf ausführlich mit der allgemeinen Not des Ordens und dessen Schulden begründet:

*cum nos et dicta domus immenso debitorum onere gratavi essemus et tam creditores ad solutionem cum instantia nos urgentes quam usurarum voraginem cum gravi nostro dispendio accrescentem nequaquam sine alienatione rerum dicte nostre domus differre vel avertere ulterius possemus.*⁷⁷

Über diese Zwangslage wurde viel spekuliert.⁷⁸ Mit der Zustimmung und Anwesenheit des Landkomturs dürfte die Anwesenheit der vielen Deutschordensbrüder unter den Zeugen zusammenhängen. Insgesamt 19 Brüder, ohne Komtur und Landkomtur, werden namentlich dort erwähnt, darunter nur zu einem kleinen Anteil Mitglieder der Freiburger Kommende. Den zweiten Verkauf dieser Größenordnung bildet die Übertragung eines Hofes zu Ambringen an Johannes Hefenler 1299.⁷⁹ Es ergeben sich zahlreiche Parallelen, vor allem hinsichtlich der Beteiligten und der Zeugen. Dazu kommen kleinere Verkäufe, wie 1283 an Geben den Älteren, der explizit als *civis de Friburg* bezeichnet wird.⁸⁰ Somit konnte u.a. dieses Geld von städtischen Bürgern für die nötigen finanziellen Mittel der Kommende sorgen.

Doch auch mit dem nichtstädtischen Niederadel wurden Geschäfte gemacht. 1295 veräußerte die Kommende eine Mühle in der Wiehre an Bilgeri von Husen und vor 1310 ein Gut an Heinrich von Bolsenheim.⁸¹

Die dritte Gruppe Freiburger Bürger, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts einflussreicher werdenden Handwerker, kamen nur im Rahmen der Aussöhnung zwischen Stadt und Kommende 1292 in urkundlich nachweisbaren Kontakt.⁸² Ob mangelnde Ressourcen dieser Gruppe oder eine besonders mangelhafte Überlieferungslage zu diesem Befund führten, lässt sich nicht klären.

Religiöse Niederlassungen in der Stadt und im Umland standen auf dreierlei Weise mit der Freiburger Ordenskommende in Beziehung: als Geber, als Empfänger oder in Zusammenhang mit Streitfällen. So kam es 1258 zur Schlichtung mit dem Kloster Schuttern, auf die bereits eingegangen wurde, 1279 wurde ein Konflikt mit dem Kloster Tennenbach gütlich entschieden und 1308 bescheinigte der Freiburger Komtur Werner von Hornberg dem Kloster Adelhausen einen gemeinsam getroffenen Kompromiss bezüglich Matten und Wasser in Herdern, wonach das Kloster dem Ordenshaus die Güter gegen einen Zins verließ.⁸³

⁷⁶ FUB II, Nr. 247f. Zur Familie Ederlin vgl. auch KÄLBLE (wie Anm. 67), S. 216f.

⁷⁷ FUB II, Nr. 247.

⁷⁸ Zur konkreten Freiburger Situation vgl. HELLMANN (wie Anm. 3), S. 22-25. Er weist auch auf ein Missverhältnis zwischen umfangreichen Verkäufen und wenigen Käufen nach 1292 hin, vgl. ebd., S. 22. Für generelle Gründe vgl. HELEN NICHOLSON: *Templars, Hospitallers and Teutonic Knights. Images of the Military Orders, 1128-1291*, Leicester/London/New York 1993, S. 11f.

⁷⁹ FUB II, Nr. 261.

⁸⁰ FUB I, Nr. 358.

⁸¹ FUB II, Nr. 17; Urkunde Heinrichs von Bolsenheim, GLA Karlsruhe, Bestand 21, Nr. 4130.

⁸² FUB II, Nr. 132; vgl. KÄLBLE (wie Anm. 67), S. 307-309. Zur Gruppe der Handwerker vgl. GERCHOW/SCHADEK (wie Anm. 18), S. 151f.

⁸³ Schuttern: FUB I, Nr. 171; Tennenbach: FUB I, Nr. 318. Vgl. auch JÜRGEN TREFFEISEN: *Die Breisgaukleinstädte Neuenburg, Kenzingen und Edingen in ihren Beziehungen zu Klöstern, Orden und kirchlichen Institutionen während des Mittelalters* (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte 36), Freiburg/München 1991, S. 100 und 190f.; Adelhausen: FUB III, Nr. 121.

Andererseits traten verschiedene religiöse Institutionen vermehrt in gebender Funktion auf. Den Anfang bildete 1276 das Benediktinerkloster Schuttern, mit dem es knapp zwei Jahrzehnte zuvor noch Probleme gegeben hatte. Ferner beteiligten sich die Benediktinerabtei Murbach und das St. Margarethenkloster Waldkirch an Schenkungen zu Gunsten der Kommende, wenn auch meist aufgrund der Initiative von Dritten.⁸⁴ Das Waldkircher Frauenstift war auch an einer größeren Besitztauschaktion 1284 beteiligt: Dabei erhielt das Frauenkloster Wonnental ein Gut zu Königschaffhausen, das zuvor Waldkirch gehört hatte.⁸⁵ Das Deutschordenshaus musste die Zinsen, die von diesem Gut an Waldkirch zu entrichten waren, nun von ihrem neu erhaltenen Gut aus Oberschaffhausen zahlen. Der Tauschgrund dürfte in der geringeren räumlichen Distanz zu den neuen Besitzern zu suchen sein.⁸⁶ Dieses Argument wird ebenfalls im folgenden Beispiel vorgebracht: 1275 verkaufte das Freiburger Deutschordenshaus seinen Besitz in und bei Egisheim an das elsässische Kloster Pairis (Abb. 4 und 5). Dabei wird die Veräußerung der Güter explizit damit begründet, dass sie zu weit entfernt und daher weniger nützlich seien: *a nobis procul distantes et ob hoc minus utiles*.⁸⁷ Warum jedoch die Güter nicht an eine der zahlreichen elsässischen Kommenden weitergereicht wurden, muss offenbleiben. Eine eigenständige Handlung des Freiburger Hauses kann durch die Bestätigung des Landkomturs aber ausgeschlossen werden. Möglicherweise war in der augenblicklichen Situation Bargeld gerade nützlicher als Landbesitz.

In empfangender Funktion sind außerdem das Kloster Tennenbach 1280 und das Kloster Adelhausen 1290 nachzuweisen.⁸⁸ Letzteres erhielt bereits 1270 einen Hof durch den Orden.⁸⁹ Bemerkenswerterweise fand dieser Verkauf statt, bevor die ersten größeren Erwerbungen der Ordenskommende in den 1270er-Jahren erfolgten. Dies ist ein Indiz dafür, dass die Kommende in ihrer Entstehungszeit über mehr Besitz verfügte, als aus den überlieferten Quellen hervorgeht. Von den drei größeren Verkäufen des Ordens aus den Jahren 1298 und 1299 ging der letzte an das Kloster St. Blasien im Schwarzwald.⁹⁰ Wie in den ersten zwei Fällen wurde auch hier die Veräußerung mit den großen Schulden begründet und sollte der finanziellen Entlastung des Freiburger Hauses wie auch der des gesamten Ordens dienen.

Neben den vorgenannten Motiven für eine Unterstützung der Freiburger Kommende ließen sich keine weiteren in den Quellen finden.⁹¹ Eine Hospitaltätigkeit wurde nirgends erwähnt und dürfte wohl nicht vorhanden gewesen sein. Diese nahm auch ordensweit seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ab.⁹² Auf die Kreuzzugstätigkeit des Ordens wurde ebenfalls nicht Bezug genommen, sodass daraus geschlossen werden kann, dass es der Kommende wohl nicht gelungen war, diese Hauptaufgaben des Ordens für ihre Umgebung als attraktiv darzustellen. Die häufig ange-

⁸⁴ Schuttern: FUB I, Nr. 287; Murbach: FUB II, Nr. 93; Waldkirch: FUB I, Nr. 332 und FUB II, Nr. 151.

⁸⁵ FUB II, Nr. 11.

⁸⁶ Vgl. FUB II, S. 17, Anm. 2.

⁸⁷ FUB I, Nr. 283.

⁸⁸ Tennenbach: FUB I, Nr. 323; Adelhausen: FUB II, Nr. 183, vgl. KARL H. LAMPE: Zur Datierung einer Urkunde des Landkomturs Egelwart von Sulz, in: Schau-ins-Land 86 (1986), S. 127-129.

⁸⁹ FUB I, Nr. 233.

⁹⁰ FUB II, Nr. 269 und 275.

⁹¹ Die generell möglichen Schenkungsgründe hat VON PLANTA (wie Anm. 6), passim, am Beispiel des Elsasses erörtert.

⁹² Vgl. KLAUS MILITZER: Die Hospitaltätigkeit des Deutschen Ordens, in: Zentrale und Region. Gesammelte Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen, Livland und im Deutschen Reich aus den Jahren 1968 bis 2008 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 75), hg. von DEMS., Weimar 2015, S. 63-76, hier S. 69-72.



Abb. 4 Das Deutschordenshaus zu Freiburg verkauft an das Kloster Pairis im Elsass Besitzungen zu Egisheim, Urkunde vom 9. Juli 1275 (Archives départementales du Haut-Rhin, FRAD68_11H9/4).

Abb. 5 Siegel des Deutschen Ordens zu Freiburg von 1275. Umschrift: S · COMDATORIS · TEVTONICOR · I · VRIBVRIC (Archives départementales du Haut-Rhin, FRAD68_11H9/4 vgl. Abb. 4).



fürhte Motivation des sozialen Aufstiegs kann ebenfalls nicht direkt belegt werden, auch wenn die Familie Küchlin einen Komtur stellte.

Die Ordensbrüder der Freiburger Kommende

Nachdem die Beziehungen der Freiburger Kommende zu Einzelpersonen, Familien und Institutionen analysiert worden sind, gilt es, die Deutschordensbrüder selbst in den Blick zu nehmen.⁹³ Dabei soll vor allem die Herkunft der Brüder untersucht werden, sofern diese aus Familiennamen zu ermitteln ist. Obwohl die eigentliche Ordensstruktur wesentlich differenzierter ist, können aus den vorliegenden Quellen vor allem zwei Kategorien von Ordensmitgliedern herausgearbeitet werden: Auf der einen Seite Funktionsträger wie die Freiburger Komture, die des Öfteren als handelnde Personen, sprich als Empfänger oder Urkundenaussteller namentlich in Erscheinung traten. Auf der anderen Seite die Kommendenmitglieder unterhalb der Komture, deren Analyse sich jedoch als deutlich schwieriger erweist. So bleibt in den allermeisten Fällen unklar, ob es sich um Ritterbrüder, Priesterbrüder oder dienende Brüder handelt. Der entscheidende Hinweis auf die Ordenszugehörigkeit durch die Bezeichnung *frater* oder *brüder* lässt alle drei Möglichkeiten offen. Zusätzlich sagen diese Begriffe nichts über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kommende aus. Insbesondere bei umfangreichen Zeugenlisten, in denen definitiv sowohl Freiburger Ordensbrüder als auch solche anderer Kommenden erwähnt werden, bleibt viel Raum für Spekulationen. Ein zusätzliches Problem stellen Urkunden dar, in denen weitere religiöse Gemeinschaften erwähnt werden, deren Mitglieder ebenfalls als „Bruder“ tituliert werden. In all diesen Zweifelsfällen wurde eher darauf verzichtet, diese dem Freiburger Deutschordenshaus zuzuordnen, um mögliche weiterreichende Fehlschlüsse zu minimieren.

Dennoch können einige Personen, die als Ordensbrüder fassbar sind, anhand von vier Gründen dem Freiburger Ordenshaus zugeschrieben werden:

1. die explizite Zuordnung,
2. ein Name, der auf Freiburger Herkunft oder die nähere Umgebung schließen lässt, bereits anderweitig bestehende Beziehungen der Person oder ihrer Familie zur Freiburger Kommende
3. eine Mehrfacherwähnung im Umfeld des Freiburger Ordenshauses, ohne dass diese durch die Anwesenheit weiterer Amtsträger des Ordens zu erklären ist, in deren Zusammenhang diese stehen könnte.
4. Je mehr dieser Kriterien erfüllt sind, desto sicherer dürfte die Zuordnung sein. Dennoch bleibt eine gewisse Restunsicherheit. Die sich daraus ergebende Liste offenbart einige Aspekte, auf die es im Folgenden einzugehen gilt.

Während es über den ersten, nur 1263 erwähnten Komtur keine weiteren Belege gibt,⁹⁴ zeigt sich bei seinen Nachfolgern ein gewisses Muster. Die Komture bis Mitte der 1290er-Jahre stammten nicht aus der näheren Freiburger Umgebung. Stattdessen standen sie in Verbindung mit anderen Kommenden. Ein nicht näher bezeichneter Rudolf von 1272, der einmal als Zeuge in einer Urkunde für die Deutschordenskommende Hitzkirch erscheint, könnte identisch mit Komtur Rudolf von Iberg sein. Dieser entstammte einer Ministerialenfamilie aus dem schweizerischen Inwil, in der Nähe von Hitzkirch gelegen, und ist als Komtur bzw. Bruder in Beuggen, Hitzkirch

⁹³ Siehe die angehängte Liste von Ordensbrüdern.

⁹⁴ FUB I, Nr. 192.

und auf der Mainau nachweisbar.⁹⁵ Ähnliche Werdegänge weisen auch die Nachfolger Reinlohe von Stotzheim, Ulrich von Klingen und Egelwart von Sulz auf, die ebenfalls zuvor in anderen Kommenden, häufig als Komtur, tätig waren.⁹⁶ Egelwarts Nachfolger als Freiburger Komtur war interessanterweise sein Vorgänger als Landkomtur.⁹⁷ Bertold von Gebenstein kann 1288 als Landkomtur und 1295 als Freiburger Komtur nachgewiesen werden. Es ist zu vermuten, dass es keine feste Karriere gab, sondern die Vergabe dieser Ämter dynamisch erfolgte, denn Bertold ist keineswegs ein Einzelfall. Er selbst kam aus dem Hegau, war möglicherweise 1289 Komtur von Beuggen und ist später in anderen Kommenden nachweisbar.⁹⁸ Mit Ausnahme Konrads von Fischerbach stammten folglich all diese Komture aus der Fremde. Mit der Freiburger Kommende hatten sie vor ihrer Tätigkeit nichts zu tun und auch ihre Familien standen in keinerlei Beziehung zu diesem Ordenshaus. Diese Situation änderte sich gegen Ende der 1290er-Jahre.

Die Familie von Staufen stellte mit Friedrich von Staufen einen Komtur, der sich später noch als einfacher Bruder wiederfindet, sowie mit Werner vielleicht einen weiteren Ordensbruder.⁹⁹ Darüber hinausgehende Belege, aus denen zu entnehmen ist, dass die Herren von Staufen dem Freiburger Deutschordenshaus besonders zugeneigt waren, existieren nicht. Anhand der Quellen ist vielmehr davon auszugehen, dass sie mit der Freiburger Johanniterkommende sehr eng verbunden waren.¹⁰⁰ Im Juni 1299 folgte Rudolf Kuchlin als Komtur, der aus einer Freiburger Familie stammte, die sich auch schenkend betätigte.¹⁰¹ Allerdings geschah dies erst, als Rudolf schon in den Orden eingetreten war. Er ist bereits 1279 und 1280 als Ordensbruder zu belegen, ehe er 1298 und 1299 als Landkomtur erscheint. Nachdem er von 1299 bis 1300 nachweislich Komtur Freiburgs gewesen war, war er 1304 wieder ein einfacher Bruder. Darüber hinaus kann er später als Komtur zu Hitzkirch, zu Rufach und Sundheim und zu Könitz belegt werden.¹⁰² Hier zeigt sich erneut eine gewisse Flexibilität bezüglich der Karriere im Orden. Auch der letzte Komtur des Untersuchungszeitraums, Werner von Hornberg, war ebenfalls für die Kommende kein Fremder, sondern entstammte einer Familie, die dem Ordenshaus 1294 einen Hof übertragen hatte.¹⁰³

Folglich lassen sich zwei größere, aufeinanderfolgende Gruppen von Komturen erkennen. Die ersten Komture stammten nicht aus dem Breisgau, sondern stehen mit länger bestehenden Kommenden wie den in den 1240er-Jahren entstandenen Kommenden Hitzkirch und Beuggen

⁹⁵ FUB I, Nr. 254f. und 283, vgl. HEIM (wie Anm. 5), S. 162.

⁹⁶ Reinlohe: FUB I, Nr. 318, 323 und 358, vgl. HEIM (wie Anm. 5), S. 161; Ulrich: FUB I, Nr. 297, 331 und 358, vgl. HEIM (wie Anm. 5), S. 163; Egelwart: FUB II, Nr. 93, 108, 132, 151, 176 und 183. Zur Datierung der letzten vgl. LAMPE (wie Anm. 88), passim. HEIM (wie Anm. 5), S. 40, will sich bezüglich der Herkunft nicht festlegen. Er gibt aber zwei andere Vermutungen an: die Habsburger Ministerialen aus Sulz bei Winterthur oder sogar die Grafen von Sulz (am Neckar).

⁹⁷ Solche Wechsel der Ämter sind keine Seltenheit, vgl. beispielsweise die Liste der Landkomture von Elsass-Burgund bei MILITZER, Entstehung der Deutschordensballeien (wie Anm. 4), S. 174-176.

⁹⁸ FUB II, Nr. 53 und 176, zu Herkunft und auswärtigen Nachweisen, vgl. HEIM (wie Anm. 5), S. 164f.

⁹⁹ Als Komtur: FUB II, Nr. 247f. und 261; als Bruder: ebd., Nr. 269 und 284. Werner: ebd., Nr. 188. Werner könnte jedoch auch Johanniterbruder gewesen sein, da die Ordenszugehörigkeit aus der Urkunde nicht eindeutig hervorgeht. Daher wurde auf eine Aufnahme im Anhang verzichtet

¹⁰⁰ Vgl. SCHADEK/TREFFEISEN (wie Anm. 1), S. 446; Vgl. THOMAS ZOTZ: Johanniter in Stadt und Land. Zur Geschichte der Ritterordensniederlassung in Freiburg und Heitersheim, in: Das Markgräflerland 2/2011, S. 154-171, hier S. 162f.

¹⁰¹ FUB II, Nr. 269, zu den Schenkungen und weiteren Familienmitgliedern im Orden vgl. Anm. 71.

¹⁰² Bruder: FUB I, Nr. 318 und 331; FUB III, Nr. 63 und 66; Landkomtur: FUB II, Nr. 247f. und 261; Komtur: ebd., Nr. 269, 275 und 284. Auswärtige Tätigkeiten: vgl. LAMPE (wie Anm. 88), S. 128, Anm. 6.

¹⁰³ Komtur: FUB III, Nr. 57, 63 und 121; Schenkung: FUB II, Nr. 151.

in Verbindung.¹⁰⁴ Die Vermutung liegt nahe, dass in dieser Anfangszeit erfahrene Brüder aus bereits gut funktionierenden Kommenden mit der Leitung des Freiburger Hauses betraut wurden. Erst gegen Ende der 1290er-Jahre kamen die Komture aus Familien, die auch anderweitig als Förderer der Freiburger Kommende auftraten. Belastbare Aussagen über Karrierechancen der verschiedenen Personengruppen sind jedoch aufgrund der geringen Anzahl von Amtsträgern nicht zu gewinnen. Überraschenderweise konnte festgestellt werden, dass mehrere Ordensbrüder sich später ohne Amt oder in einfachen Funktionen wiederfanden, nachdem sie zuvor bereits verantwortliche Positionen innehatten.

Die Probleme bezüglich der ‚einfachen‘ Brüder wurden angesprochen. 1276 sticht Konrad Bickenreute als einer der wenigen überhaupt explizit als Priesterbruder nachweisbaren Ordensbrüder heraus.¹⁰⁵ Unklar bleibt, in welchem Zusammenhang er mit *C(onrado) dicto de Buccenrvti* steht, der 1258 erwähnt ist.¹⁰⁶ Der zweite nachweisbare Priesterbruder, ein gewisser Burkard,¹⁰⁷ könnte mit *brüder Burkart der priester von Berne*¹⁰⁸ identisch sein. In Bern befand sich eine reine Priesterkommende,¹⁰⁹ sodass unklar bleibt, inwiefern dieser (oder diese) der Freiburger Kommende zugerechnet werden darf.

Über einen langen Zeitraum tritt Ulrich Rindkauf als Zeuge auf. Anfangs ohne Ordenszugehörigkeit wird er 1276 und 1279 ein Bruder und 1280 sogar Priesterbruder genannt. Ein letztes Mal erscheint er im März 1300.¹¹⁰ Bei ihm handelt es sich um ein Mitglied einer der jüngeren Freiburger Ratsfamilien. Weitere Familienmitglieder sind in Urkunden, die die Deutschordenskommende betreffen, als Zeugen überliefert.¹¹¹ Wie Mathias Kälble feststellte, handelte es sich bei dieser Familie um eine der ersten jüngeren Ratsfamilien Freiburgs, denen es gelang, die Ritterwürde zu erwerben.¹¹² Zahlreiche Ordensbrüder stammten aus Geschlechtern, die bereits in Beziehung zum Freiburger Ordenshaus standen. Zu diesen Personen zählen die Adligen Friedrich von Hachberg,¹¹³ Heinrich von Falkenstein,¹¹⁴ Johannes von Falkenstein¹¹⁵ und Bertold von Biegen.¹¹⁶ Daneben stehen Vertreter der städtischen Familien wie Johannes Fasser, Heinrich Kächlin und Konrad Kächlin.¹¹⁷ Als soziale Trägerschicht bildeten sich folglich verstärkt der ländliche,

¹⁰⁴ Zur Entstehung dieser beiden vgl. MILITZER, Von Akkon zur Marienburg (wie Anm. 4), S. 254 und 256.

¹⁰⁵ *Brüder Cuonrat der priester ze nanamen geheiszen Bucginrvte*, FUB I, Nr. 287; ohne die Kennzeichnung als Priester 1279 in FUB I, Nr. 318. Da er jedoch zu Beginn der Zeugenliste steht, ist anzunehmen, dass lediglich auf die Bezeichnung verzichtet wurde.

¹⁰⁶ FUB I, Nr. 171.

¹⁰⁷ FUB I, Nr. 318 und 331.

¹⁰⁸ FUB I, Nr. 287.

¹⁰⁹ Vgl. HEIM (wie Anm. 5), S. 8.

¹¹⁰ Zeuge ohne Zugehörigkeit: FUB I, Nr. 171, 211 und 233; Bruder: ebd., Nr. 299 und 318, sowie FUB II, Nr. 284; Priesterbruder: FUB I, Nr. 331. Ob es sich insgesamt um eine Person handelt, die über einen Zeitraum von 42 Jahren nachweisbar ist, oder um mehrere Personen, ist nicht feststellbar.

¹¹¹ Albrecht bzw. Albert Rindkauf von 1272-1298, FUB I, Nr. 263; FUB II, Nr. 57, 132 und 247f.; Rudolf Rindkauf von 1270-1292, FUB I, Nr. 233 und 263; FUB II, Nr. 132.

¹¹² KÄLBLE (wie Anm. 67), S. 233-235.

¹¹³ FUB II, Nr. 247, 261, 269 und 284.

¹¹⁴ FUB I, Nr. 318, 323 und 332. 1272 war er bereits Landkomtur, ebd., Nr. 254.

¹¹⁵ FUB II, Nr. 247, 261 und 269. Er ist 1318 als Freiburger Komtur und später in Preußen als Komtur von Mewe nachweisbar, vgl. HELLMANN (wie Anm. 3), S. 25.

¹¹⁶ FUB II, Nr. 247, und FUB III, Nr. 63.

¹¹⁷ Johannes Fasser: FUB II, Nr. 261 und 269; Heinrich Kächlin: FUB I, Nr. 318, 325 und 331; Konrad Kächlin: FUB II, Nr. 261 und 269. Der in FUB III, Nr. 66, auftretende K[onrad] Kächlin dürfte ein anderer sein, da er hier nicht unter den Brüdern des Ordens aufgelistet ist. Auf die Unterstützung dieser Gruppe

lokale Niederadel und Mitglieder der städtischen Familien heraus. Friedrich von Hachberg stellt als einziger Hochadliger eine Ausnahme dar, ist allerdings immer nur als einfacher Bruder ohne Ämter nachzuweisen. Dies deckt sich mit dem Ergebnis zu den elsässischen Häusern, auch wenn sich dort weniger Brüder städtischer Herkunft finden lassen.¹¹⁸ Aus diesem Grund nahm die Forschung Freiburg gerne als Beispiel dafür, die Rolle der Bürger im Orden zu illustrieren.¹¹⁹

Zusammenfassung

Wer ging nun in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit dem Freiburger Deutschordenshaus Beziehungen ein, die für die Kommende förderlich waren und wie standen verschiedene Personengruppen zum Ordenshaus? Die wichtigsten Antworten gilt es zusammenzufassen.

Die Rolle der Grafen bei der Gründung wurde relativiert und es wurde festgestellt, dass auch danach keine engere Bindung bestand. Bischöfe waren vor allem in ihrer amtlichen Rolle bestätigend tätig. Eine überregionale Bedeutung oder Ausstrahlung der Kommende konnte nicht festgestellt werden. Das Verhältnis zwischen Stadt und Kommende wandelte sich von einer förderlichen Beziehung in eine konfliktreiche, was sich möglicherweise auf konkurrierende Rechtsbereiche zurückführen lässt. Insgesamt erwies sich die Förderung als vielfältig und komplex. So konnten gemeinsame Schenkungsaktivitäten verschiedener Gruppen festgestellt werden. Bei allen sozialen Gruppen – vor allem jedoch bei Niederadligen und Bürgern – kam es neben Einzelschenkungen oder Stiftungen zu der Kombinationssituation von Schenkung und Eintritt. Verkäufe von Ordensgut fanden vor allem an Bürger, aber auch an andere religiöse Institutionen statt. Zu letzteren bestand jedoch auch eine gewisse Konkurrenzsituation, was sich in zahlreichen Streitfällen äußert.

Der Blick auf die Mitglieder der Kommende brachte zum Vorschein, dass die ersten Amtsträger aus bereits länger bestehenden Kommenden stammten und nach Freiburg versetzt wurden. Anschließend traten Ordensbrüder aus der näheren Region dazu, die oftmals auch als anderweitige Förderer der Kommende erschienen. Diese stellten auch die späteren Komture.

Bemerkenswerterweise gab es weder hinsichtlich der Förderer noch der Ordensbrüder eine engere Bindung an eine bestimmte Personengruppe oder gar Familie. Gerade dieses Unspezifische machte das Spezielle der Freiburger Deutschordenskommende aus. Aus allen untersuchten Gruppen kamen Unterstützung und Förderung – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Damit war das Freiburger Ordenshaus aber in noch größerem Maße als andere Kommenden Faktoren unterworfen, die es selbst kaum beeinflussen konnte. Insbesondere in schwierigeren Zeiten fehlte ein besonders eng mit der Kommende verbundener Unterstützerkreis.

Möglicherweise erwies sich jedoch ebendiese Vielfalt der Förderer auf lange Sicht als Vorteil, denn trotz einer gewissen Krise der Freiburger Kommende um das Jahr 1300 gelang es ihr, bis zum Ende des 14. Jahrhunderts zur drittreichsten Kommende im Südwesten aufzusteigen.¹²⁰

durch Schenkung und Eintritt hatten SCHADEK/TREFFEISEN (wie Anm. 1), S. 447, hingewiesen.

¹¹⁸ Vgl. VON PLANTA (wie Anm. 6), S. 137, 150-153 und 262f. Es entspricht auch der ungefähren sozialen Herkunftsverteilung, wie sie ordensweit betrachtet werden kann, vgl. MILITZER, Von Akkon zur Marienburg (wie Anm. 4), S. 419f.

¹¹⁹ Vgl. MANFRED HELLMANN: Bemerkungen zur sozialgeschichtlichen Erforschung des Deutschen Ordens, in: Historisches Jahrbuch 80 (1961), S. 126-142, hier S. 136f. Allerdings blieb seine Untersuchung sehr skizzenhaft und sollte vor allem als Aufforderung zur weiteren Beschäftigung mit der Sozialgeschichte des Ordens dienen.

¹²⁰ Vgl. SCHADEK/TREFFEISEN (wie Anm. 1), S. 448.

Anhang

Liste der Ordensbrüder

Anhand des Freiburger Urkundenbuchs erstellte und chronologisch geordnete Liste. Mit * markierte Personen hatten verschiedene Ämter inne. Kursive Jahreszahlen verweisen auf Priesterbrüder, Jahreszahlen in Klammern bedeuten, dass diese Person zu diesem Zeitpunkt noch nicht als Ordensbruder bezeichnet wurde, aber in die Kommende betreffenden Urkunden aufgeführt wird. Dass es sich dabei um unterschiedliche Personen gleichen Namens handeln könnte, ist nicht auszuschließen.

Komture von Freiburg

<u>Name</u>	<u>Jahr</u>	<u>Urkundennummer</u>
Konrad von Fischerbach	1263	I: 192
Rudolf	1272	I: 254f.
Rudolf von Iberg*	1275	I: 283
Reinlohe (von Stotzheim)*	1280	I: 3231
Ulrich von Klingen*	1283	I: 358
Egelwart von Sulz*	1290, 1291, 1294	II: 93, 108, 151
Bertold von Gebenstein*	1295	II: 176
Friedrich von Staufen*	1298, 1299	II: 247f., 261
Rudolf Kuchlin*	1299, 1300	II: 269, 275, 284
Werner von Hornberg	1304, 1308	III: 57, 63, 121

Freiburger Deutschordensbrüder

<u>Name</u>	<u>Jahr</u>	<u>Urkundennummer</u>
Rudolf von Offnadingen*	1271, 1276, 1298	I: 239, 289; II: 247
Johannes Spörlin	1272, 1276, 1290	I: 261, 287, 289, 299; II: 93
Konrad Bickenreute	(1258), 1276, 1279	I: 171, 287, 318
Rudolf von Iberg*	1276	I: 287, 297, 300
Johannes von Opfingen	1276, 1279	I: 299, 318
Ulrich Rindkauf	(1258), (1266), (1270), 1276, 1279, 1280, 1300	I: 171, 211, 233, 299, 318, 331; II: 284
Heinrich Kuchlin	1279, 1280	I: 318, 325, 331
Heinrich von Falkenstein*	1279, 1280, 1281	I: 318, 323, 332
Rudolf Kuchlin*	1279, 1280, 1304	I: 318, 331; III: 63, 66
Friedrich von Baden	1280	I: 325
C. von Fischerbach	1280	I: 331
Ulrich von Klingen*	1280	I: 331
Bertold von Biengen	(1290), (1297), 1298, 1304	II: 93, 232, 247, 255; III: 63
Hugo Bitterolf	1298, 1299	II: 247, 261
Johannes von Falkenstein	1298, 1299	II: 247, 261, 269
Friedrich von Hachberg	1298, 1299, 1300	II: 247, 261, 269, 284
Egelward Vielmäher	1298, 1299, 1304	II: 247, 261, 269; III: 66
Konrad Kuchlin	1299	II: 261, 269
Friedrich von Staufen*	1299, 1300	II: 269, 284
Konrad Hafener	1304	III: 66

Erwähnte Landkomture

<u>Name</u>	<u>Jahr</u>	<u>Urkundennummer</u>
Konrad Werner von Hattstatt*	1272	I: 2542
Heinrich von Falkenstein*	1272	I: 254
Rudolf von Offnadingen*	1275, 1276	I: 283, 287
Reinlohe (von Stotzheim)*	1279, 1280, 1283	I: 318, 323, 358
Bertold von Gebenstein*	1288	II: 53
Egelwart von Sulz*	1292, 1295	II: 132, 176, 183
Rudolf KÜchlin*	1298, 1299	II: 247f., 261
Heinrich von Terenbach	1299	II: 269

Deutschordensbrüder anderer Kommenden

<u>Name</u>	<u>Jahr</u>	<u>Urkundennummer</u>
R. von Umkirch/Untkilch	1272 (Mülhausen, Komtur)	I: 254
H. de Turego	1272 (Rufach, Komtur)	I: 254
Ulrich von Klingens*	1272, 1276 (Beuggen, Komtur)	I: 254, 297
C.	1276 (Rufach, Komtur)	I: 297
Bf. Johannes von Litauen	1284	II: 7
Konrad von Feuchtwangen	1292 (Hochmeister)	II: 132
Peter Munch	1304 (Basel, Komtur)	III: 57

Deutschordensbrüder unklarer Kommendenzuordnung

<u>Name</u>	<u>Jahr</u>	<u>Urkundennummer</u>
Hugo Meise	1271	I: 239
Konrad Werner von Hattstatt*	1275, 1276	I: 283, 287
Konrad der Russe	1272	I: 261
Burkard von Bern	1276	I: 287
Kuno von Feldbach	1276	I: 287, 299
Hiltebold von Steckeborn	1276	I: 299
Peter von Basel	1276	I: 300
Burkard	1279, 1280	I: 318, 331
Johannes von Buchheim	1283	I: 358
Bruno Werner von Hornberg	1296	II: 188
Albert von Triberg	1296	II: 188
Albert von Andela	1298	II: 247
Eberhard Pincerna von Winterstetten	1298	II: 247
Johann Pincerna von Winterstetten	1298	II: 247
Hugo von Langenstein	1298	II: 247
Humbert von Bern	1298	II: 247
Kucho von Freiburg	1298	II: 247
Sigmund von Veldenz	1298	II: 247
Erbus von Straßburg	1298, 1299	II: 247, 261
Reinbott Stubenweg	1298, 1299	II: 247, 261
Walter von Ehnheim	1298, 1299	II: 247, 261

Hartmann von Kienberg	1298, 1299	II: 247, 261, 269
Heinrich von Pfaffenheim	1298, 1299	II: 247, 261, 269
Rudolf von Urach	1298, 1299	II: 247, 261, 269
Markward Weinhard	1298, 1299	II: 247, 261, 269
Gottesknecht	1299	II: 261, 269
Albrecht von Erstein	1299	II: 261
Dieter Trutmann von Straßburg	1299	II: 261
Peter der Schreiber von Ensisheim	1299	II: 261
Reimbott	1299	II: 261
Reimbott der Alte	1299	II: 261
Rubi von Geroldseck	1299	II: 261
Dietrich von Straßburg	1299	II: 269
Konrad von Hagenau	1299	II: 269
Reinbold von Straßburg	1299	II: 269

Ecclesia und synagoga!
Neues und Altes zur Geburtsszene im Vorhallen-Tympanon und zum
Pauluspfeiler im Hauptschiff des Freiburger Münsters

Von
MICHAEL BACHMANN

Frühere Thesen zur Geburtsszene des Tympanons und
zur Konsolfigur des Pauluspfeilers

Im Jahr 2013 habe ich mich in einem Aufsatz für so etwas wie eine Rückkehr zu einer älteren Interpretationslinie der Geburtsszene im Vorhallen-Tympanon des Freiburger Münsters (zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts) stark gemacht (Abb. 1).¹ Und entsprechend argumentierte ich da auch hinsichtlich des Pauluspfeilers (ca. 1310) im Hauptschiff dieses Kirchengebäudes (Abb. 2).

Diesen, richtiger: die Konsolfigur unter dem Apostel, erklärte noch der 1906 von Friedrich Kempf und Karl Schuster publizierte Münsterführer als „kauernde Figur [...] mit Judenhut“.² Und bei der Geburtsszene deutete etwa Gustav Münzel die neben dem Bett Marias stehende Gestalt als „die Christenheit oder, besser gesagt, die organisierte Christenheit, die Kirche“.³ Sofern auf der gegenüberliegenden Seite der mit einem Judenhut ausgestattete Joseph seinen Platz hat und sofern der Apostel Paulus natürlich als Christ zu begreifen ist, wäre bei solchen Interpretationen also hier wie dort an die Motivik „Kirche und Synagoge“ zu denken.

Freilich, in jüngerer Zeit meinte Hans W. Hubert im Blick auf jene Konsolfigur, „dass [da] der charakteristische Judenhut fehlt“; es ließen sich zudem „die enge Knopfreihe unter dem Kinn und die schwarze Kappe unter der Kapuze eher für eine weltliche Tracht“ geltend machen.⁴ Und hinsichtlich der stehenden, bekrönten Gestalt der Geburtsszene äußerte ein Jahr zuvor, 2007, Konrad Kunze: Diese „Figur ist ein Mann; er trägt das liturgische Gewand eines Geistlichen“, und der „könnte mit seiner Krone die Verkörperung der ‚königlichen Priesterschaft‘ sein“.⁵ Sollten diese Vorschläge in die richtige Richtung weisen, wäre es schwierig (oder, im Fall der Geburtsszene, zumindest schwieriger), hier jeweils an *ecclesia* und *synagoga* zu denken.

In dem angesprochenen Aufsatz von 2013 plädiere ich indes dafür, dass es sehr wohl um diese „heilsgeschichtliche“ Konstellation gehe, und ich führe dafür einige vergleichbare Dokumente an. Für den umstrittenen Hut der Konsolfigur verweise ich auf so etwas wie zwei Synopsen

¹ MICHAEL BACHMANN: Kirche und Synagoge. Beobachtungen zu zwei umstrittenen Darstellungen des Freiburger Münsters, in: das münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft 66 (2013), S. 97-108.

² FRIEDRICH KEMPF/KARL SCHUSTER: Das Freiburger Münster. Ein Führer für Einheimische und Fremde, Freiburg 1906, S. 120.

³ GUSTAV MÜNZEL: Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters, Freiburg 1959 (Nachdruck: Freiburg 1978), S. 245.

⁴ HANS W. HUBERT: Die Apostelfiguren im Freiburger Münster. Kenntnisstand, Beobachtungen und Fragen, in: Münsterblatt. Jahresschrift des Freiburger Münsterbauvereins e.V. 15 (2008), S. 4-23, hier S. 15f.

⁵ KONRAD KUNZE: Himmel in Stein. Das Freiburger Münster. Vom Sinn mittelalterlicher Kirchenbauten, Freiburg u.a. 132007, S. 73. Noch in der 12. Auflage von 2002 meinte der Verfasser auf S. 63: „Vermutlich ist mit dieser Frau die Kirche gemeint“ (vgl. unten [bei] Anm. 15).

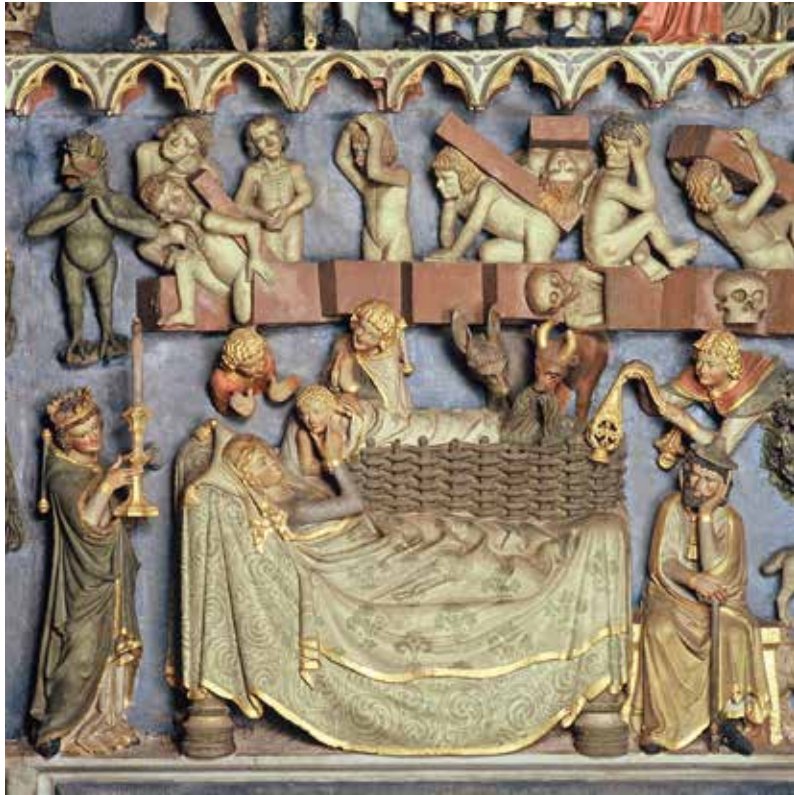


Abb. 1
Geburtsszene im Vorhallen-Tympanon
des Freiburger Münsters, zweite Hälfte
des 13. Jahrhunderts (Erzbischöfliches
Ordinariat Freiburg, Bildarchiv, Foto:
Christoph Hoppe).



Abb. 2
Pauluspeiler im Hauptschiff des Frei-
burger Münsters, ca. 1310 (Erzbischöf-
liches Ordinariat Freiburg, Bildarchiv,
Foto: Christoph Hoppe).

von Judenhüten, die dabei gerade auch die flach nach vorne fallende Spitze der Kopfbedeckung bieten – ganz ähnlich, wie das in Freiburg zu beobachten ist.⁶ Hinsichtlich der Geburtsszene mache ich ebenfalls auf gewisse Parallelen (u. a. Abb. 3) aufmerksam.⁷ Es handelt sich dabei nicht zuletzt um eine in der Regel⁸ bekrönte Frau, die nie einen Kerzenleuchter hält, zweimal indes einen Kelch,⁹ einmal daneben noch einen Kreuzesstab,¹⁰ in einem Fall ferner – sozusagen statt eines Kelchs – den mit einem Kreuzesnimbus versehenen Jesusknaben.¹¹ Vom Betrachter aus rechts neben dem Bett Marias (oder auch neben einer sitzenden Maria) wird überdies durchweg das Judentum, die Synagoge, zur Darstellung gebracht, dreimal symbolisiert durch einen Mann, durch Joseph mit dem Judenhut.¹² Deshalb also votiere ich, wie einst Friedrich Kempf bzw. Karl Schuster und wie Gustav Münzel, dafür, dass die beiden Freiburger Zeugnisse es doch mit der Motivik, ja, mit dem Motiv „Kirche und Synagoge“ zu tun haben werden.

Wiederaufnahme der Thesen: erste Reaktionen darauf und einige Präzisierungen

Diese Einschätzung, die sich von anderen Interpretationsversuchen absetzt und an ältere Vorschläge anknüpft, ist recht freundlich aufgenommen worden. Sie kann im Übrigen wohl auch noch zusätzlich abgesichert und konkretisiert werden.

Die Berner Kunsthistorikerin Naomi Lubrich¹³ – inzwischen Direktorin des Jüdischen Museums der Schweiz in Basel – erklärte die von mir zur Identifizierung der genannten Figuren vorgebrachten Argumente für sehr überzeugend. Und die junge Wissenschaftlerin äußerte zudem: „Über den ‚Fingerling‘-Hut mit Gugel, wie ihn die Konsolfigur unter dem Pauluspfeiler trägt, weiß ich übrigens von Felix Singermann, daß er für neueingewanderte bzw. fremde Juden um 1290 in der Region um Nürnberg vorgeschrieben war – und unter Juden recht unbeliebt. Diese trugen lieber Hüte mit Krempe und Kugelspitzen.“¹⁴ Ähnlich erfreulich war die Reaktion Konrad Kunzes. In der jüngsten Auflage seines Buchs „Himmel in Stein“ heißt es nämlich: „Am wahrscheinlichsten ist [...] doch, dass die [neben dem Bett Marias stehende] Figur die Kirche versinnbildlicht. Vielleicht trug sie ursprünglich statt des Leuchters einen Kelch. Zusammen mit Joseph, der am anderen Ende des Bettes sitzt und einen Judenhut trägt, könnte in

⁶ Wurzel Jesse im ca. 1310 entstandenen Chorgestühl des Kölner Doms; Codex Cremifanensis 243, fol. 24v (vgl. fol. 32v), aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Siehe dazu BACHMANN (wie Anm. 1), S. 104 samt Abb. 14f.

⁷ U.a.: Blatt aus einem Evangeliar der Trierer Dombibliothek (Cleveland Museum of Art, J.H. Wade Fund, Inv.-Nr. 1933.445.a), gegen Ende des 12. Jahrhunderts; Paris, Bibliothèque Nationale (BN) 1560, fol. 202, 13. Jahrhundert (Abb. 3); Biblia de San Luis, I, fol. 96, und II, fol. 4, erste Hälfte des 13. Jahrhunderts; Codex Cremifanensis 243, fol. 53r. Siehe dazu BACHMANN (wie Anm. 1), S. 100-102 samt Abb. 7-11.

⁸ Ausnahme: Blatt aus einem Evangeliar der Trierer Dombibliothek.

⁹ Paris, BN 1560, fol. 202; Biblia de San Luis, II, fol. 4.

¹⁰ Paris, BN 1560, fol. 202.

¹¹ Biblia de San Luis, I, fol. 96; vgl. Biblia de San Luis, II, fol. 4; Codex Cremifanensis 243, fol. 53r.

¹² Blatt aus einem Evangeliar der Trierer Dombibliothek; Paris, BN 1560, fol. 202; Codex Cremifanensis 243, fol. 53r.

¹³ In Kürze wird ihre sehr materialreiche und auch darüber hinaus beeindruckende Studie „The Jewish Hat: An Iconography of Barbarians Slaves, and Outsiders“ erscheinen, eingereicht bei der Zeitschrift „Jewish History“. Ein weiterer Aufsatz Lubrichs, nämlich „From Judenhut to Zauberhut: A Jewish Sign Proliferates“, wird demnächst in dem Periodikum „Asdiwal“ (Revue genevoise d’anthropologie et d’histoire des religions) veröffentlicht werden.

¹⁴ E-Mails von Naomi Lubrich an den Autor vom 20.5. und 21.5.2014.



Abb. 3 Geburtsszene, Paris BN 1560, fol. 202, 13. Jahrhundert (aus: WOLFGANG SEIFERTH: Synagoge und Kirche im Mittelalter, München 1964, Abb. 53).

diesen beiden Figuren das Thema Ecclesia und Synagoge angesprochen sein, das auch sonst Darstellungen der Geburt Jesu rahmt (Michael Bachmann).¹⁵

So etwas wie eine Absicherung und Präzisierung hinsichtlich der Konsolfigur des Pauluspfeilers erlauben zunächst gewisse Parallelen. Zu ihnen gehört ein Steinrelief aus dem 13. Jahrhundert, das sich heute in der Vorhalle des Münsteraner Paulus-Doms befindet (Abb. 4).¹⁶

¹⁵ KONRAD KUNZE: Himmel in Stein. Vom Sinn mittelalterlicher Kirchenbauten, Freiburg u.a. ¹⁴2014, S. 73. Brieflich formulierte der Kollege am 8.7.2013, was meine „Ergebnisse angeht“: „bei Paulus [...] finde ich Ihre Argumentation [...] weiterführend“ („[obwohl] für mich wie für Sie vieles offen bleibt“), und „inzwischen halte ich die Deutung der Frau mit dem Leuchter, die ich von Schumacher-Wolfgarten übernommen hatte, für ‚von weit hergeholt‘, und Ihre Deutung durch das überzeugende Material der von Ihnen beigebrachten Beispiele für plausibel.“ Ähnlich wie Renate Adelheid Schumacher-Wolfgarten urteilte früher übrigens etwa auch HEINRICH SCHREIBER: Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg im Breisgau, Freiburg 1820, S. 86 („ein Geistlicher“). Vgl. oben Anm. 5 (und unten [bei] Anm. 39).

¹⁶ HEINZ SCHRECKENBERG: Die Juden in der Kunst Europas. Ein historischer Bildatlas, Freiburg u.a. 1996, S. 78, Abb. 1. In der Beischrift wird auf zwei einigermaßen vergleichbare Zeugnisse aus dem 13. Jahrhundert verwiesen: auf eine Heimsuchungsszene im Chor der Xantener Kathedrale (siehe ISAIAH SHACHAR: The Judensau. A Medieval Anti-Jewish Motif and Its History [Warburg Institute Surveys V], Worcester/London 1974, Pl. 9f.), wo (ebenfalls) ein Jude (mit Judenhut [und „Judensau“]) als eine Art Konsolfigur unterhalb von Maria fungiert, und auf eine Psalterillustration (siehe HANS H. HOFSTÄTTER: Dreifaltigkeit



Abb. 4 Maria mit Kind und unterhalb von ihr zwei Männer, einer davon mit Judenhut, auf einem Steinrelief in der Vorhalle des Münsteraner St.-Paulus-Doms, 13. Jahrhundert (Domverwaltung Münster, Foto: Dr. Michael Reuter).

Es sei immerhin mit einem Satz charakterisiert: Die nimbierte Maria (samt Jesuskind) hat da zwei ihr ganz offenkundig unterlegene Männer unter den Füßen, und einer davon ist dabei eben durch einen (nach oben hin mit einer Spitze versehenen) Judenhut gekennzeichnet. Auch im Zusammenhang mit den zitierten Aussagen Lubrichs ergibt sich Interessantes. Sie bezieht sich

– Dreieinigkei (1), in: das münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft 35 [1982], S. 239-242, hier S. 241, Abb.), bei der mehrere Juden (samt sie als solche kennzeichnenden Kopfbedeckungen) unter einer Visualisierung der Trinität ihren Platz erhalten, und zwar (recht) direkt unter den beiden sitzenden Gestalten, Gott Vater und Sohn (vgl. ebd., S. 242: „unter ihren Füßen dienen die bezwungenen Feinde als Schemel“). Überdies lässt sich ein Blatt des Rheinauer Psalters (Zentralbibliothek Zürich, Ms. Rh. 167, fol. 145v) vergleichen, das es mit dem Jüngsten Gericht zu tun hat (siehe CHRISTOPH EGGENBERGER: Der Rheinauer Psalter – Fragen an ein Meisterwerk des 13. Jahrhunderts, in: Buchschätze des Mittelalters: Forschungsrückblicke – Forschungsperspektiven. Beiträge zum Kolloquium des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel vom 24. bis zum 26. April 2009, hg. von KLAUS GEREON BEUCKERS/CHRISTOPH JOBST/STEFANIE WESTPHAL, Regensburg 2011, S. 181-191, hier S. 188, Abb. 5): „Der apokalyptische Christus macht den Schluss des grandiosen Bilderzyklus“, und zwar „zu Psalm 109“ (bzw. zu Psalm 110), und der Richter thront da über neun Personen zu seinen Füßen, von denen fünf Judenhüte tragen (vgl. ebd., S. 191: Es „liest sich Vers 1 wie die Legende zum Bild, [I]ch lege dir deine Feinde als Schemel unter die Füße“). Vgl. unten bei Anm. 56.

darin nämlich – genau besehen – nicht zuletzt auf Felix Singermanns Freiburger Dissertation.¹⁷ Darin heißt es einmal: „Einzelne Städte aber hatten doch schon ihren Juden den zugespitzten Hut aufgezwungen, so Nürnberg. Dort trugen die Juden bereits im Jahr 1290 den gehörnten Hut in roter Farbe, der dann von einem Barett oder platten Hut abgelöst wurde. Die fremden Juden mußten zum Unterschiede von den einheimischen die ‚Gugeln‘ tragen. Es war dies eine Art großer und weiter Kappen, die bis auf den Rücken reichten. Gegen das Tragen dieser Gugeln, die den Juden besonders schändend erschienen, sträubten sie sich am meisten.“¹⁸ Daran ist zunächst bemerkenswert: Das Benutzen des Judenhuts ist seitens der betreffenden Gruppe offenkundig nicht grundsätzlich als diskreditierend empfunden worden. So wurde wohl eher der Zwang bewertet, eine bestimmte Gestalt einer solchen Kopfbedeckung zu verwenden, insbesondere die Gugel-Form. Eben um eine Gugel handelt es sich nun beim Hut der Konsolfigur des Freiburger Pauluspfeilers – und übrigens auch bei der betreffenden Kopfbedeckung der oben bereits angesprochenen „Judenhut-Synopse“ des Codex Cremifanensis –, sodass hier in der Tat negative Assoziationen angebracht sein werden¹⁹: Paulus sollte wohl als jemand verstanden werden, der das Judentum überwunden hat – und das, obwohl er nach dem Neuen Testament (siehe besonders Röm 11,1) auch als Christus-Anhänger Israelit, d.h. Jude geblieben ist. Außerdem kann man – sozusagen mit (Singermann und) Lubrich – fragen, ob sich nicht gerade auch in Nürnberg die jüdische Kopfbedeckung mit nach vorne umgelegtem „Fingerling“ belegen lässt. Das ist in der Tat der Fall. Jedenfalls ein gegen Ende des 14. Jahrhunderts entstandener Prophetenkopf des sogenannten „Schönen Brunnens“ auf dem Nürnberger Hauptmarkt (Abb. 5) weist dieses Merkmal auf,²⁰ und Propheten werden im Mittelalter ohnehin nicht selten – und etwa auch in der Prophetenarchivolte des Freiburger Hauptportals²¹ – mit einem Judenhut ausgestattet. Insofern bedeutet also nicht bereits der „Fingerling“ eine negative Wertung; vielmehr wird erst die (mit ihm versehene) Gugel als despektierlich einzuschätzen sein. Während Ruth Mellinkoff sich bemüht, den Judenhut ziemlich strikt den antisemitischen Signalen zuzuordnen, wird man demnach eine differenzierendere Beurteilung zu präferieren haben, wie sie sich z.B. bei Felix Singermann, Thérèse und Mendel Metzger, Heinz Schreckenbergs und Naomi Lubrich findet.²²

¹⁷ FELIX SINGERMANN: Die Kennzeichnung der Juden im Mittelalter. Ein Beitrag zur sozialen Geschichte des Judentums, Berlin 1915. Felix Singermann, geb. 1888 in Posen, wirkte, bevor er samt seiner Frau und den sechs Kindern 1942 in das Rigaer Ghetto deportiert und dort umgebracht wurde, bis 1939 als Rabbiner an der Lippmann-Tauss-Synagoge in Berlin (biografische Angaben lt. Wikipedia).

¹⁸ Ebd., S. 38.

¹⁹ Entsprechendes gilt möglicherweise auch für das Mensch-Tier-Wesen, das sich rechts oben am Gesims der Türöffnung findet, die in der Pasewalker Kirche St. Marien von der (zu Beginn des 15. Jahrhunderts angebauten) nördlichen Kapelle in das Haupthaus führt; diese Gestalt, die ihren Ort heraldisch auf der linken Seite hat, trägt nämlich eben eine solche Gugel, wie sie uns am Freiburger Pauluspfeiler (und bei der „Judenhut-Synopse“ des Codex Cremifanensis) begegnet ist. Das ist auch insofern interessant, als die Pasewalker Figur sich außer mit dem unter Paulus platzierten Juden auch noch mit dem Affen am benachbarten Petruspfeiler (siehe BACHMANN [wie Anm. 1], S. 104, Abb. 13) berührt, der ebenfalls so etwas wie einen Judenhut auf dem Kopf hat.

²⁰ Das Konstanzer Konzil. Katalog, hg. vom Badischen Landesmuseum, Darmstadt 2014, S. 78f. samt Abb. (bzw. Katalog-Nr.) 15. Das aus Sandstein gehauene Haupt wird in den Staatlichen Museen zu Berlin aufbewahrt (Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst, Inv. Nr. ID 365a).

²¹ Siehe dazu EMIL SPATH: Das Tor zum Leben. Die Hauptvorhalle des Freiburger Münsters, Lindenberg ²2005, S. 130-142, bes. S. 134 und 137.

²² RUTH MELLINKOFF: Antisemitic Hate Signs in Hebrew Illuminated Manuscripts from Medieval Germany, Jerusalem 1999, bes. S. 34 (vgl. [indes] DIES.: Outcasts: Signs of Otherness in Northern European Art of the Late Middle Ages [California Studies in the History of Art XXXII], 2 Bde., Berkeley u.a. 1993, bes.



Abb. 5 Prophetenkopf des Nürnberger „Schönen Brunnens“, Ende 14. Jahrhundert (Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst, Inv. Nr. ID 365a, Foto: Antje Voigt).

Bd. I, S. 61). In Bezug auf den Joseph des Freiburger Vorhallen-Tympanons heißt es bei URI R. KAUFMANN: *Kleine Geschichte der Juden in Baden, Karlsruhe/Leinfelden-Echterdingen 2007*, S. 15, Abb., Beischrift, entsprechend: „Die Darstellung folgt dem christlichen Antijudaismus der Epoche: Ein Jude mit dem obrigkeitlich vorgeschriebenen klassischen Judenhut, der im Unterschied zum selbstgewollten Gebetsschal [...] getragen werden musste.“ Anders Singermann und Lubrich (wie oben bei Anm. 14 und 18 angesprochen). Ähnlich wie sie urteilen: THÉRÈSE METZGER/MENDEL METZGER: *Jüdisches Leben im Mittelalter nach illuminierten hebräischen Handschriften vom 13. bis 16. Jahrhundert*, Fribourg/Würzburg 1983 (zuerst französisch: Fribourg 1982), bes. S. 142 und 147f., und SCHRECKENBERG (wie Anm. 16), S. 15f. Der letzteren Auffassung schloss ich mich nicht zuletzt auch deshalb an, weil nicht nur Joseph, sondern auch Jesus im Mittelalter durch den Judenhut gekennzeichnet werden kann: MICHAEL BACHMANN: *Jesus mit dem Judenhut. Ikonographische Notizen*, in: DERS.: *Von Paulus zur Apokalypse – und weiter. Exegetische und rezeptionsgeschichtliche Studien zum Neuen Testament (samt englischsprachigen summaries)* (NTOA/StUNT 91), Göttingen/Oakville (CT) 2011, S. 493-512 (zuerst: 2003), bes. S. 494-497 und 507f. (vgl. DERS. [wie Anm. 1], S. 105 samt Anm. 58-60).

Das ist nun auch im Blick auf die Geburtsszene im Vorhallen-Tympanon des Freiburger Münsters von einiger Relevanz. Denn bei Joseph und seinem Hut weist da nichts auf eine negative Wertung hin, auch nicht dies, dass er, der hier ja lediglich als „Nährvater“ zu begreifen ist, einigermäßen melancholisch den Kopf mit der Linken stützt.²³ Er trägt denn auch keine Gugel, sondern eine Kopfbedeckung, die sich nach oben hin verjüngt, sodass sich dabei auch nicht etwa ein „Fingerling“ nach vorne hin erstreckt. Der Hut sitzt ihm zudem nicht schief auf dem Kopf bzw. rutscht nicht von dort herunter, wie es z.B. auf dem bereits erwähnten Blatt eines Evangeliiars der Trierer Dombibliothek der Fall ist.²⁴ Und während Joseph gemäß dieser Miniatur in einem separaten architektonischen Gebilde²⁵ seinen Platz findet, getrennt von Mutter und Kind, berührt seine Sitzbank in Freiburg – zumindest nahezu – das Bett Marias. Wenn bei diesem Mann hier, anders als sonst gelegentlich, ein Nimbus sozusagen fehlt, so entspricht das im Übrigen doch eher der Norm solch mittelalterlicher Zeugnisse,²⁶ und es kommt hinzu, dass auch das

²³ Vgl. BACHMANN (wie Anm. 1), S. 99, ferner DIETER GERHARD MORSCH: Die Portalhalle im Freiburger Münsterturm (Studien zur Kunst am Oberrhein 1), Münster u.a. 2001, S. 126 („Trauergestus“), überdies noch das in der vorangehenden Anmerkung im Blick auf KAUFMANN (wie Anm. 22), S. 15, Gesagte.

²⁴ Wiederabdruck z.B. bei BACHMANN (wie Anm. 1), S. 100, Abb. 78 (wo nicht ganz exakt vom Evangeliiar Heinrichs des Löwen die Rede ist). Diese farbige Version des Blattes, die mir erst während des Publikationsprozesses meiner ikonografischen Studie von 2013 zugänglich wurde, zwingt zu einer Revision der damals (ebd., S. 100) durch mich vertretenen Auffassung, Joseph sei hier nimbiert dargestellt. Was bei schwarz-weißer Wiedergabe ein Nimbus zu sein schien, ist nun deutlich als ein blauer Abschnitt des Hintergrunds erkennbar. HEINZ SCHRECKENBERG: Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte (11.-13. Jh.). Mit einer Ikonographie des Judenthemas bis zum 4. Laterankonzil (EHS XXIII,335), Frankfurt a. M. u.a. 1988, S. 606, meint: Joseph erscheine hier „wie oft schläfrig und wie unbeteiligt“, und „[s]ein großer trichterförmiger Judenhut ist aus Platzgründen schief aufgesetzt, droht ihm also nicht vom Kopf zu fallen, wie G. Schiller annimmt, die hier zu Unrecht eine Parallele zur fallenden Krone der Synagoga sieht“ (vgl. DERS.: Christliche Adversus-Judaeos-Bilder. Das Alte und Neue Testament im Spiegel christlicher Kunst [EHS XXIII,650], Frankfurt a. M. u.a. 1999, S. 102, Abb. 41b, Beischrift: Joseph „trägt die Tracht eines Juden des 12. Jh.“). Ähnlich wie GERTRUD SCHILLER: Ikonographie der christlichen Kunst I, Gütersloh 1966, S. 84, urteilen ERIKA DINKLER-VON SCHUBERT: Der Schrein der Hl. Elisabeth zu Marburg. Studien zur Schrein-Ikonographie (Veröffentlichungen des Forschungsinstitutes für Kunstgeschichte Marburg/Lahn), Marburg/Lahn 1964, S. 15f., und MELLINKOFF, Outcasts I (wie Anm. 22), S. 80, die auch noch das geschlossene linke Auge Josephs geltend macht, das sie nicht zuletzt mit der (u.a. durch 2 Kor 3,13-15/16 „bedingten“) Binde über den Augen der Synagoge in Zusammenhang zu bringen versucht, die in mittelalterlichen Zeugnissen bekanntlich oft begegnet, z.B. im Tucherfenster des Freiburger Münsters (siehe etwa BACHMANN [wie Anm. 1], S. 98, Abb. 2). Freilich, auf einer Miniatur des Psalters von Bonmont (13. Jahrhundert) trägt Joseph seinen Judenhut ebenfalls nicht oben auf dem Kopf, hat das (wie es scheint: durch eine Kordel gehaltene) Kleidungsstück vielmehr im Nacken (siehe SCHRECKENBERG [wie Anm. 16], S. 144, Abb. 23; vgl. ferner ebd., S. 134, Abb. 5, überdies DINKLER-VON SCHUBERT [s.o.], Tafel 12, Abb. 30, und MELLINKOFF, Outcasts II [wie Anm. 22], Abb. III.92); dort nun sind die beiden Augen des „Nährvaters“ geöffnet und auf Maria sowie das Kind gerichtet.

²⁵ Dass dabei, wie DINKLER-VON SCHUBERT (wie Anm. 24), S. 15, und SCHILLER (wie Anm. 24), S. 84, meinen, wirklich an den Gebäudetypus „Synagoge“ gedacht werden soll – oder gar auf „the temple of the Old Era“ angespielt sein könnte (so MELLINKOFF, Outcasts II [wie Anm. 22], S. 80) –, ist schwerlich sicher (siehe dazu SCHRECKENBERG, Adversus-Judaeos-Texte [wie Anm. 24], S. 606), zumal gewisse Parallelen (siehe bes. SCHRECKENBERG [wie Anm. 16], S. 135, Abb. 6 [und ebd., S. 144, Abb. 23]) eher dagegen zu sprechen scheinen. Vielmehr dürfte es naheliegen, die räumliche Separierung Josephs damit zu erklären, dass er eben nur als „Nährvater“ Jesu, nicht als dessen leiblicher Vater, begriffen wird.

²⁶ Bei DINKLER-VON SCHUBERT (wie Anm. 24), S. 17 (vgl. etwa SCHILLER, [wie Anm. 24], S. 83), heißt es meines Erachtens denn auch zu Recht: „Die Josephstypik mit Nimbus und Judenhut stellt also [...] eine dem weitverbreiteten *nativitas*-Typus eingetragene Sonderform dar.“ Beispiele für die-

Kind und seine Mutter nicht nimbiert sind. Zudem wird im übergreifenden Gesamt-Tympanon ohnehin niemand durch einen „Heiligenschein“ ausgezeichnet – auch nicht die Apostel –, außer Jesus bei seiner Gefangennahme, seiner Geißelung und als Richter, der zwischen Maria und Johannes dem Täufer thront.

Die *nativitas*-Szene: heilsgeschichtlich zu begreifen und erst durch Fritz Geiges mit der Kerze ausgestattet

Was den Bezug der soeben angesprochenen Szene auf das Motiv „Kirche und Synagoge“ angeht, sei noch zweierlei knapp zur Sprache gebracht. Zum einen soll etwas nachdrücklicher als in meinem ikonografischen Aufsatz von 2013 ausgeführt werden, dass bei der Darstellung der *nativitas* ohnehin nicht eben selten jene „heilsgeschichtliche“ Konstellation im Blick ist. Zum anderen möchte ich meine damals aufgestellte – überdies ja auch von Konrad Kunze erwogene – Hypothese nun immerhin ein wenig detaillierter bedenken, nach der die jetzt einen Kerzenleuchter tragende „rätselhafte Figur“²⁷ früher „vielleicht doch einen Kelch hielt“.²⁸

Dass die Geburtsszene sogar ohne eine von Maria (und Joseph) unterschiedene, eigens die *ecclesia* symbolisierende Figur in zahlreichen Fällen gerade auch auf „Kirche und Synagoge“ zu beziehen ist, wird man, wie ich 2013 bereits ansprach, zunächst an der Präsenz von Ochs und Esel ablesen können. Diese Anspielung auf Jes 1,3 wurde nämlich schon in der Antike „im Sinne von Judentum und Heidentum“²⁹ begriffen. Im Freiburger Tympanon ist der Ochse denn auch, man möchte sagen, konsequenterweise auf der Seite Josephs platziert, während der Esel entsprechend nahe an Maria und auch an die etwas in ihren Händen haltende, stehende Person herangerückt wurde. Zudem hat Erika Dinkler-von Schubert bereits 1964 hinsichtlich der ikonografischen Einordnung der aus dem 13. Jahrhundert stammenden *nativitas*-Scheibe des Marburger Elisabethschreins (Abb. 6) mehrere einigermaßen analoge Zeugnisse und außerdem mittelalterliche Aussagen (z.B. der „Glossa ordinaria“) verglichen, und die Gelehrte kann aufgrund dieser Daten formulieren: „Figurales Denken [bzw. „Typologie“] spannt das *nativitas*-Bild des Hochmittelalters in den Rahmen heilsgeschichtlicher Deutung, ähnlich wie es beim Kreuzigungsbild der Fall ist. Joseph [mit dem Judenhut] vertritt dabei die Rolle, die unter dem Kreuz von der Synagoge gespielt wird“, wobei „eine Ikonographie, wie der Elisabethschrein sie gibt, das Alte Testament nicht als ‚zerbrochen‘, sondern als ‚erfüllt‘ versteht. Wichtiger jedoch als Joseph, der nur den Gegenspieler abgibt, ist Maria; ihr fällt die Hauptrolle zu [...]. Wie Joseph für die Synagoge, so steht Maria für die *Ecclesia*“.³⁰

Bei der Freiburger Tympanon-Szene ist nun freilich, vom Betrachter aus links, offenkundig eine weitere Gestalt einbezogen, und diese „rätselhafte Figur“ wird, wie nicht zuletzt die eingangs erwähnten Entsprechungen nahelegen, ihrerseits die Kirche symbolisieren. Schon deshalb scheint es gut möglich, dass sie früher nicht einen Kerzenleuchter in den Händen hielt, vielmehr einen Kelch, also ein ziemlich häufig begegnendes *ecclesia*-Attribut.³¹ Für die durch

se „Sonderform“: ebd., Tafel 11, Abb. 21-23 und 25f. (zu Tafel 11, Abb. 21 siehe auch unten Abb. 6); SCHRECKENBERG (wie Anm. 16), S. 143, Abb. 22.

²⁷ KUNZE (wie Anm. 15), S. 73 (entsprechend auch: ebd., S. 72 [und zwar in der Überschrift]).

²⁸ BACHMANN (wie Anm. 1), S. 102 (samt Anm. 34). Vgl. unten (bei) Anm. 46-48.

²⁹ Ebd., S. 99 (samt Anm. 15). Vgl. bes. DINKLER-VON SCHUBERT (wie Anm. 24), S. 19.

³⁰ DINKLER-VON SCHUBERT (wie Anm. 24), S. 18f. (vgl. überhaupt: ebd., S. 17-20). Vgl. MORSCH (wie Anm. 23), S. (126-)127.

³¹ Siehe dazu (zunächst) nur WOLFGANG GREISENEGGER: Artikel „*Ecclesia*“, in: Lexikon der christlichen Iko-



Abb. 6 *Nativitas*-Scheibe des Marburger Elisabethschreins, 13. Jahrhundert (aus: DINKLER-VON SCHUBERT [wie Anm. 24], Tafel 11, Abb. 21).

eine personifizierte Kirche getragene Kerze scheint es bei mittelalterlichen *nativitas*-Szenen keine enge Parallele zu geben; jedenfalls ist wohl bislang kein derartiges Zeugnis beigebracht worden.³²

Ein Blick auf einige Dokumente, die sich auf das Tympanon vor seiner Renovation „unter der Leitung von Fritz Geiges“³³, d.h. vor „Juli 1889“³⁴ beziehen, kann möglicherweise helfen,

nographie I, Rom u.a. 1968, Sp. 562-569, hier Sp. 562, 564 und 567, und DERS.: Artikel „Ecclesia und Synagoge“, ebd., Sp. 569-578, hier Sp. 571-573.

³² Wenn SPATH (wie Anm. 21), S. 159f., eine Beziehung zum Verkündigungsflügel von Hans Baldung Griens berühmtem Freiburger Hochaltarbildwerk herstellt, so wird der Kerzenleuchter dort freilich nicht von einer Person getragen, sondern hat auf diesem Gemälde vielmehr einen separaten Platz. Auch die von Rainer Warland mir gegenüber beiläufig geäußerte Erwägung, ob nicht die Kerzen im unteren Register des Westportal-Tympanons von St. Martin, Colmar, eine Analogie zu dem Freiburger Leuchter bilden könnten, hilft wohl schwerlich weiter. Denn die „Lichtträger“ von St. Martin sind durch Flügel eben als Engel gekennzeichnet, und sie tragen (zumindest nach der Erneuerung ihrer Köpfe) keine Krone(n). Auch stehen sie zu beiden Seiten einer sitzenden Maria (samt Kind), nicht neben ihrem Bett, und von einem Gegenüber zu einer das Judentum symbolisierenden Figur kann in Colmar ohnehin nicht die Rede sein. Vgl. im Übrigen BACHMANN (wie Anm. 1), S. 102 samt Abb. 12, ferner unten (bei) Anm. 49.

³³ JOHANNA QUATMANN: Literaturbericht und Quellen zur Farbigkeit, in: „Edle Faltenwürfe abenteuerlich bemalt ...“. Die Turmvorhalle des Freiburger Münsters. Untersuchung und Konservierung der Polychromie (Arbeitsheft 17, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg), Stuttgart 2004, S. 19-54, hier S. 26.

³⁴ [Anonymus:] Die Vorhalle des Freiburger Münsters, in: Freiburger Katholisches Kirchenblatt 34 (1890),

das Ergebnis der die „rätselhafte Figur“ betreffenden Veränderung(en) besser zu begreifen und zugleich zu hinterfragen. Soviel scheint, um es mit Dieter Gerhard Morsch auszudrücken, immerhin sicher: Beim Kerzenleuchter sind „der obere Schaft und die Lichtschale mit der Kerze [...] eine Ergänzung unter Geiges“.³⁵ Die Kerze findet sich dementsprechend denn auch auf einem in der Freiburger Ausstellung „Fritz Geiges – Gotik im Atelier“ (April/Mai 2014) öffentlich präsentierten Aquarell des Künstlers aus dem Jahr 1888, das die Geburtsszene betrifft (Abb. 7),³⁶ dabei indes offenkundig nicht nur den Ist-Zustand, sondern gerade auch den Soll-Zustand zur Darstellung bringt.³⁷ Auf einem Tympanon-Foto, das „vor 1887“ entstanden ist, fehlt die Kerze nämlich noch, während hier die Mehreckigkeit des Fußes dessen, was da gehalten wird, deutlich auszumachen ist, ebenso auch dies, dass dabei weiter oben so etwas wie eine sehr flache Schale (o.ä.) eine Rolle spielt, über deren Rand etwas hinausragt; überdies ist bei der betreffenden Person auf diesem Abzug auch die Krone auf dem Haupt zu erkennen, zudem hoch am Rücken eine Stabkapuze.³⁸

Was diese „rätselhafte Figur“ in den Händen hält, fasst Heinrich Schreiber 1820 als „Ciborium“ auf.³⁹ Auf dem wohl ältesten Blatt, welches das Tympanon darzustellen unternimmt, einer „Lithographie des Architekten August von Baier“, ist ein solches Gefäß jedoch nicht wirklich

S. 3-5, 247-249 und 259f., hier S. 247: „Herr Geiges begann sein Erneuerungswerk im Juli 1889.“ Und ebd.: „Im rührigen Zusammenwirken aller beteiligten Kräfte wurde dann das Werk so rasch gefördert, daß es nach vier Monaten schon vollendet war und im ganzen Glanze seiner Schönheit offen gelegt werden konnte.“ Vgl. QUATMANN (wie Anm. 33), S. 25: „Renovation der Vorhalle 1887-1889“ (und überdies ebd., S. 42: „Die eigentlichen Baumaßnahmen begannen vermutlich 1888. Der Gewölbeputz wurde heruntergeschlagen, die neuen Rippen und der Schlusskranz waren im November 1888 eingezogen“), ferner unten (bei) Anm. 38.

³⁵ MORSCH (wie Anm. 23), S. 126, Anm. 374. Schwierig scheint mir indes seine ebd. vorgetragene Vermutung zu sein, die „Ergänzung“ nehme weniger Raum ein, als es beim ursprünglichen Bestand der Fall gewesen sein müsse.

³⁶ Vgl. hingegen MÜNDEL (wie Anm. 3), S. 241, der sagt, „daß in den Aquarellen von Geiges von 1888, 1889 eine Zeichnung von dieser Geburtsszene fehlt“.

³⁷ Im Erzbischöflichen Archiv Freiburg (EAF) findet sich eine Aufstellung, die der Restaurator Eberhard Grether im Februar 1998 formuliert bzw. vorgelegt hat. Darin heißt es, für *Teilbereiche des Tympanons gebe es Farbaquarelle, die von Geiges signiert sind und vermutlich Entwürfe zur Neufassung darstellen. Freilich: Denkbar wäre auch, dass es sich hierbei um eine Art Dokumentation des älteren Fassungsbestandes handeln könnte*, EAF, B 31/1703a. Vgl. FRANZ BAER: *Baugeschichtliche Betrachtungen über Unser lieben Frauen Münster, Freiburg 1889*, S. 19, der „von genauen Aufnahmen durch Maler Fritz Geiges“ spricht, von „Aufnahmen des alten Bestandes“. Der These von einer „Neufassung“ wird man meines Erachtens jedenfalls im Blick auf die Kerze der „rätselhaften Figur“ neben dem Bett Marias recht geben müssen (siehe dazu besonders das sogleich bei und in Anm. 38 Auszuführende). Das schließt natürlich keineswegs aus, dass die Geiges-Aquarelle auch wichtige Informationen über den seinerzeitigen Ist-Zustand geben.

³⁸ QUATMANN (wie Anm. 33), S. 27, Abb. 7 (Wiederabdruck; hier: Beischrift dazu) (vgl. ebd., S. 39 samt Anm. 99). Im Regierungspräsidium Freiburg, Abteilung Wirtschaft, Raumordnung, Bau-, Denkmal- und Gesundheitswesen, genauer: im Dienstgebäude Sternwaldstraße 16, findet sich neben diesem Foto ein weiteres, das nach der vom 4.9.2000 stammenden Beischrift ([Walter] Baumer) *vor der Gewölbefassung-Geiges und vor der Grippenergänzung entstanden ist* (vgl. oben [bei] Anm. 34). Es ist bei der Geburtsszene wohl noch ein wenig deutlicher, und es lässt kaum noch einen Zweifel an den genannten Details (keine Kerze; Krone; Stabkapuze; Mehreckigkeit des Gerätefußes; flache Schale [o.ä.] mit etwas, das über deren Rand hinausragt) zu.

³⁹ SCHREIBER (wie Anm. 15), S. 86. Vgl. MÜNDEL (wie Anm. 3), S. 244.



Abb. 7 Aquarell (zumal) der Geburtsszene im Vorhallen-Tympanon des Freiburger Münsters von Fritz Geiges, 1888 (Freiburger Münsterbauverein, Bildarchiv).

auszumachen.⁴⁰ Man gewinnt dort eher den Eindruck von einer recht flachen Schale (o.ä.) und einem daraus ein wenig herausragenden Stumpf (o.ä.) – und was die Kapuze der „rätselhaften Figur“ anbetrifft, so wirkt sie schon hier eben wie eine Stabkapuze. Das ca. 1827 entstandene Blatt von Carl Rauch bietet dann aber doch – möglicherweise in Korrespondenz zur oder gar im Gefolge der Interpretation durch Schreiber – ein Kreuz, wenn nicht gar so etwas wie ein Ziborium (Abb. 8). Bei genauem Hinsehen kann ein Kreuz am Original-Abdruck recht klar ausgemacht werden, und zwar oberhalb der rechten Hand jener „rätselhaften Figur“, welche das betreffende Objekt trägt.⁴¹ Sollte Rauch damit tatsächlich exakt auf damals noch vorhandene Gegebenheiten des Tympanons Bezug genommen haben, wäre also vielleicht, deutete man nämlich das auf einem etwas breiteren, sich nach oben hin verjüngenden Fuß ruhende Gebilde als Ziborium, so etwas Ähnliches wie ein Kelch belegt.⁴² Aber ob das wirklich zutrifft, ist kei-

⁴⁰ QUATMANN (wie Anm. 33), S. 19 („August von Bayer“ wäre indes wohl korrekter). Wiederabdruck ebd., S. 20, Abb. 1 (Beischrift: „1826“) (vgl. im Übrigen: <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/schreiber/1829b/0009>).

⁴¹ Ein Exemplar des Original-Abdrucks wird im Augustinermuseum Freiburg aufbewahrt. Wiederabdruck bei QUATMANN (wie Anm. 33), S. 22, Abb. 4 (vgl. ebd., S. 19). Es handelt sich allerdings, anders als es hier heißt, doch wohl nicht um einen „Stich von G.[d.h.: Georg] Moller“ (der das Blatt publiziert hat). Jedenfalls heißt es bei MAX SCHEFOLD: *Alte Ansichten aus Baden. Katalogband [1]*, Weißenborn 1971, S. 170, Katalog-Nr. 23.379: „Das Münster zu Freiburg. Ansicht der Vorhalle. Carl Rauch jun. del. et sc. – H. Felsing impr. Darmstadt bei Leske.“ Um 1827.“

⁴² Siehe dazu nur KAI GALLUS SANDER: Artikel „Ziborium II: Liturgie“, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* (³LThK) 10, Freiburg 2001, Sp. 1448f., hier Sp. 1448: „Seit dem 13.Jh. entwickelte sich eine Parallellform z. Meßkelch: Kuppa (mit Deckel) u. Fuß mit Nodus.“ Vgl. ferner unten (bei) Anm. 54, und zwar wegen der Möglichkeit, dass Rauch den vielleicht oben mit einer Hostie versehenen Mess- bzw. Abendmahlskelch eben als Ziborium missinterpretiert haben könnte.

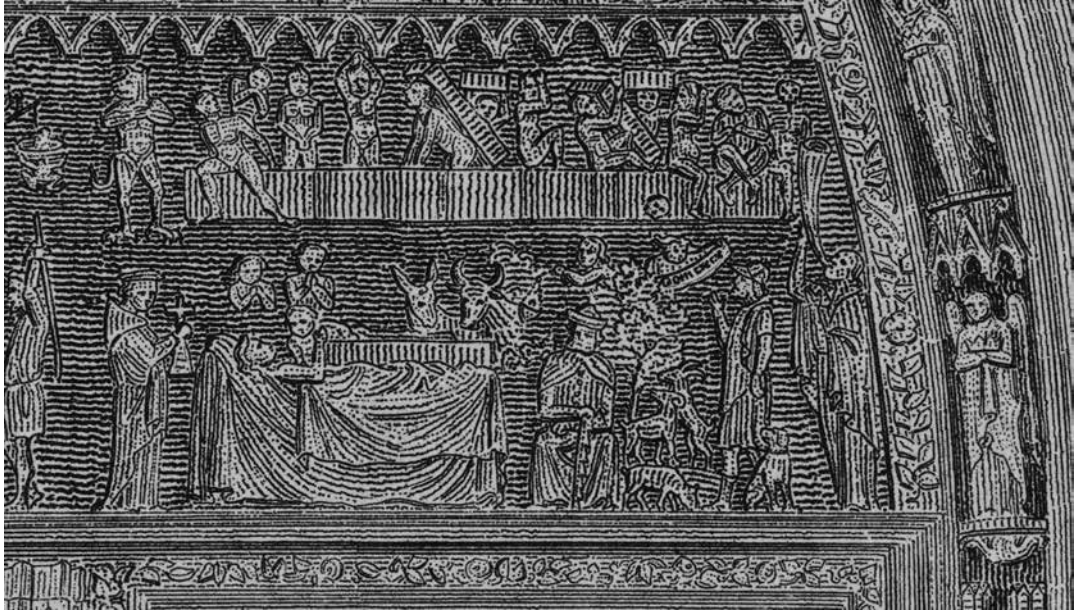


Abb. 8 Ansicht der Vorhalle des Freiburger Münsters (Ausschnitt), Kupferstich und Radierung von Carl Rauch jun., ca. 1827 (Städtische Museen Freiburg – Augustinermuseum, Inv. Nr. D 0397, Foto: Axel Killian).

neswegs sicher, und das schon deshalb nicht, weil ein Ziborium bei einer Geburtsszene ikonografisch ziemlich singulär wäre. Da außerdem die hier recht konventionell wirkende Kapuze – es soll bei ihr schwerlich an eine Stabkapuze gedacht werden – dem entspricht, was man im ekklesialen Kontext des 19. Jahrhunderts (zumal bei Mönchen) häufig beobachten konnte, und da in analoger Weise der „Kopfschmuck“ möglicherweise als Tonsur (miss)verstanden worden ist,⁴³ könnte es sich (auch) bei dem „Gerät“ (Schreibers und) Rauchs um das unbewusste Einbringen eines liturgisch wohlbekannten Moments handeln. Das wäre natürlich für ein Kreuz zu erwägen, und außerdem ist es ja so, dass vor dem Zweiten Vatikanum „Ziborien [...] z. allg. Gläubigenkommunikation verwendet“ wurden und nicht etwa – wie heute – Patenen.⁴⁴ Auf einer 1862 entstandenen Lithographie von Adolf Kornhas⁴⁵ lässt sich das von der „rätselhaften Figur“ getragene Objekt im Übrigen sehr gut eben als Kelch begreifen.

Die Wahrnehmung der Szene, wie sie sich in Münsterbeschreibungen widerspiegelt, fügt sich außerdem recht gut zu den soeben betrachteten grafischen Blättern. Bei Johann Nepomuk Müller liest man 1839: „Im ersten Felde [des Vorhallen-Tympanons] ist das Lager, worauf Maria mit dem Kinde ruht, Joseph, Engel, die Krippe mit den Thieren, ein opfernder König mit einem Gefäße, die Hirten“⁴⁶ (womit, wie nebenbei notiert sei, für die „rätselhafte Figur“ – jedenfalls

⁴³ Auf eine Tonsur hin deutete mir gegenüber Felix Reuß, Leiter der Graphischen Sammlung des Augustinermuseums Freiburg, den angesprochenen „Kopfschmuck“ auf dem Blatt von Carl Rauch.

⁴⁴ SANDER (wie Anm. 42), Sp. 1448.

⁴⁵ Wiederabdruck bei QUATMANN (wie Anm. 33), S. 23, Abb. 5 (vgl. ebd., S. 24). Vgl. MÜNDEL (wie Anm. 3), S. 241.

⁴⁶ JOHANN NEPOMUK MÜLLER: Führer durch die erzbischöfliche Dom- und Münsterkirche zu Freiburg im Breisgau. Eine kurze Darstellung der Merkwürdigkeiten in und an derselben, Freiburg 1839, S. 20.

damals – nicht eine Tonsur, sondern eher eine Krone gesichert sein wird). Cornelius P. Bock formuliert dann 1862 hinsichtlich der Gestalt am Bett der Mutter Jesu bemerkenswerterweise: „Mit der rechten Hand hält sie einen Kelch und unterstützt denselben mit der linken“.⁴⁷ Freilich, Joseph Marmon sagt gut fünfzehn Jahre später: „an dem Kopfende des Bettes Maria’s steht ein Engel im Rauchmantel mit einem Leuchter“.⁴⁸ Genau eine solche (oder gar eben diese) Interpretation kann natürlich (auch weil ikonografisch gilt, dass Engel nicht eben selten Kerzen tragen)⁴⁹ zu der „Ergänzung unter Geiges“ geführt haben!

Im Jahr 1906, heißt es dann auch – das kann jetzt, *nach* dieser „Ergänzung“, natürlich kaum verwundern – bei Friedrich Kempf bzw. Karl Schuster wieder ähnlich (wie bei Marmon): „am Kopfende des Lagers steht ein gekrönter Engel mit Leuchter, ein symbolischer Hinweis auf das Erscheinen des Lichtes der Welt“ – und dabei wird übrigens keine spezifische Beziehung hergestellt zur Gestalt „am Fußende“, zu „Joseph, den Kopf mit dem Judenhut bedeckt“.⁵⁰ Eine solche Auffassung wird selbst bei Konrad Kunze noch diskutiert, freilich mit einem schlagenden Argument zurückgewiesen: „dagegen spricht, dass Engel keine Schuhe tragen.“⁵¹ Die gekrönte, feminin wirkende Gestalt weist denn auch eher auf eine *ecclesia*-Figur hin,⁵² und die vermutlich im Zuge einer angelologischen (Fehl-)Interpretation vorgenommene „Ergänzung“ zumal „der Kerze“ dürfte den ursprünglichen Bestand und die seinerzeit intendierte Aussageabsicht nicht treffen. Es wird sich vielmehr einst wohl um einen Kelch gehandelt haben (vgl. Lk 22,20 bzw. 1 Kor 11,25: „Dieser Kelch [des Gedächtnisses an das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern] ist der neue Bund in meinem [Jesu] Blut“) oder, weniger wahrscheinlich, um ein Kreuz (wie man es ja bei Carl Rauch [ca. 1827] dargestellt findet). Und das, was in der „Lithographie des Architekten August von Baier“ und (jedenfalls) auf einem „vor 1887“ entstandenen Tympanon-Foto über den Rand einer ziemlich flachen Schale (o.ä.)⁵³ hinausragt, könnte man für das Rudiment eines Kreuzes halten oder doch eher für das Überbleibsel eines *stilus* (zwischen *nodus* und *cuppa*) bzw. einer früher deutlich höheren *cuppa*. Auch an eine (Mess-)Oblate ließe sich vielleicht denken. Dafür, d.h. für so etwas wie einen Kelch mit einer über ihm schwebenden – gleichsam senkrecht stehenden, zudem frontal sichtbaren – Hostie, fehlt es bei der durch eine Frauengestalt symbolisierten *ecclesia* des Motivs „Kirche und Synagoge“ nämlich nicht an Parallelen.⁵⁴

⁴⁷ C[ORNELIUS]. P. BOCK: Der Bildercyclus in der Vorhalle des Freiburger Münsters, Freiburg 1862, S. 20. Ebenso DERS.: Das Münster zu Freiburg, in: Christliche Kunstblätter. Organ des christlichen Kunstvereins der Erzdiözese Freiburg (Beilage zum Freiburger Kirchenblatt) 1862, S. 5f., 9f., 14-23, hier S. 18. Vgl. MÜNZEL (wie Anm. 3), S. 244.

⁴⁸ JOSEPH MARMON: Unserer Lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau. Mit Ansicht und Grundplan des Münsters, Freiburg 1878, S. 40.

⁴⁹ Siehe dazu LAURENTIUS KOCH: Artikel „Engel VII: Ikonographisch“, in: ³LThK 3, Freiburg 1995, Sp. 652f., hier Sp. 652. Vgl. oben (bei) Anm. 32.

⁵⁰ KEMPF/SCHUSTER (wie Anm. 2), S. 86. Wenige Jahre zuvor formuliert KURT MORITZ-EICHBORN: Der Skulpturencyclus in der Vorhalle des Münsters zu Freiburg im Breisgau, Diss. Heidelberg, Straßburg 1898, S. 17, ähnlich: „Zu Häupten Marias tritt ein gekrönter Engel mit einer Leuchte in beiden Händen an ihr Lager heran. Am Fussende sitzt Joseph auf einem Schemel“.

⁵¹ KUNZE (wie Anm. 15), S. 73.

⁵² Vgl. BACHMANN (wie Anm. 1), S. 99-102, bes. S. 101 samt Anm. 30 (und die dortigen Querverweise), ferner oben (bei) Anm. 15 und 18-31.

⁵³ Vgl. dazu nur RUPERT BERGER: Artikel „Kelch“, in: ³LThK 3, Freiburg 1996, Sp. 1384f., hier Sp. 1384.

⁵⁴ Siehe dazu die bei SCHRECKENBERG (wie Anm. 16), S. 31-78 („III. Ecclesia gegen Synagoga, Streit und Versöhnung der beiden allegorischen Personifikationen“), zusammengetragenen, nicht eben wenigen Beispiele, bes.: S. 37, Abb. 5, S. 61, Abb. 7, S. 63, Abb. 11, S. 66, Abb. 17 und S. 67, Abb. 20 (vgl. noch ebd., S. 77, Abb. 13). Diese Exempel sind zwischen der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und dem letz-

Resultate

Neues und Altes⁵⁵ spricht also entschieden dafür, die „rätselhafte Figur“ der Geburtsszene als Frau zu begreifen und auf die Kirche zu beziehen, entsprechend Joseph auf die Synagoge. Während damit eine recht freundliche Einschätzung des Judentums zum Ausdruck kommt, deuten ebenfalls Neues wie Altes beim Pauluspfeiler und bei seinem bemerkenswerten Konsolstein darauf hin, dass bei diesem Dokument das Judentum, das unbekehrte Judentum, als gegenüber der sich gerade auch auf diesen Apostel berufenden Kirche unterlegen aufgefasst worden ist, ja, als überwunden⁵⁶ – im Widerspruch doch wohl zu dem, was man zumal im paulinischen Römerbrief liest oder doch eigentlich lesen müsste (siehe besonders Röm 11,1-16.26; vgl. etwa Gal 6,16).

ten Viertel des 15. Jahrhunderts zu datieren. Bei der *ecclesia* „des sogenannten *Paraments von Narbonne* (um 1375)“ (ebd., S. 61, Abb. 7, Beischrift) weist die Hostie (versehen u.a. mit den Buchstaben Chi, Rho und Omikron) auf Christus hin, und der Fuß des Kelchs ist da sieben- oder achteckig gestaltet. Zu so etwas (vgl. ferner auch RÜDIGER BECKSMANN: *Die mittelalterlichen Glasmalereien in Freiburg im Breisgau* [Corpus Vitrearum Medii Aevi Deutschland Bd. II, 2], Berlin 2010, S. 574, Fig. 730 [und S. 593, Fig. 771]) würde natürlich das oben (bei) Anm. 41 erwähnte Blatt Carl Rauchs ganz ordentlich passen, sofern da der betreffende obere Abschluss (samt Kreuz) einer (christologisch gekennzeichneten) Oblate immerhin ähnelt.

⁵⁵ Darunter übrigens auch dies, dass der achteckige Fuß dessen, was die „rätselhafte Figur“ mit beiden Händen hält, bemerkenswert gut zu einem liturgischen Kelch des ausgehenden 13. Jahrhunderts passen würde. Siehe dazu BACHMANN (wie Anm. 1), S. 107, Anm. 34 (zu S. 102), wo ich u.a. auf JOHANN MICHAEL FRITZ: *Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa*, München 1982, S. 146, verweise. Vgl. überdies HERMANN GOMBERT: *Der Freiburger Münsterschatz*, Freiburg u.a. 1965, bes. Abb. 6 und 26f. (bzw. Katalog-Nr. 6 und 11f.) (vgl. auch: *Baustelle Gotik. Das Freiburger Münster*, im Auftrag der Städtischen Museen Freiburg und des Freiburger Münsterbauvereins hg. von PETER KALCHTHALER/GUIDO LINKE/MIRJA STRAUB, Petersberg 2013, S. 133 [Peter-Sprung-Becher]).

⁵⁶ Vgl. oben (bei) Anm. 16, ferner BACHMANN (wie Anm. 1), S. 104f.

SI AN DIC VNT NIT AN MIC

Der Freiburger Kannengießer Ludwig Dürckenheimer († 1583) und seine Zinnplatte aus dem Bestand der Adelhauser Dominikanerinnen – als Relikt der Sprichwortblüte des 16. und 17. Jahrhunderts

Von
HANS SCHADEK

Im ersten der sechs „Bestandskataloge der weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg im Breisgau“, der die kunstgewerblichen Arbeiten aus Metall umfasst, findet sich die eingehende Beschreibung einer Zinnplatte, die – als bisher einzige Arbeit – aufgrund des Beschau- und des Meisterzeichens dem Freiburger Zinngießer Ludwig Dürckenheimer zugewiesen werden kann, der das Stück für die Adelhauser Dominikanerinnen gefertigt hat – oder vorsichtiger formuliert: deren Konvent als Vorbesitzer der Dürckenheimer-Arbeit (siehe Abb. 5) anzusehen ist.¹

Daten zu Ludwig Dürckenheimer und seinem familiären Umfeld

Einige wenige Daten zu Dürckenheimer, die seinerzeit der Freiburger Archivdirektor Peter Paul Albert recherchiert und übermittelt hatte, bietet der Breslauer Kunsthistoriker Erwin Hintze in seinem 1927 erschienenen Standardwerk über die süddeutschen Zinngießer (siehe umseitig Abb. 1).² Sie sollen zunächst, bevor das zentrale Thema des Beitrags in den Blick genommen wird, hier vervollständigt werden.

Ludwig Dürckenheimer (gleich häufig erscheint der Nachname auch als Türckenheimer) war – mit den Brüdern Ulrich und Sixt – ein Sohn des aus Frankfurt stammenden Kaufmanns Ulrich Türck[en]heimer. Das belegen zwei Nachlassrechnungen, die der 1563 mit der Verwaltung des Erbes beauftragte Zunftmeister Johann Hanckeller, Vogt der Dürckenheimer-Söhne, dem Freiburger Rat drei Jahre später zur Abhör vorlegte (siehe umseitig Abb. 2).³ Der Vater, Ulrich Dürckenheimer der Ältere, hatte gegen 1528 Christina Briswerckin geheiratet, die Tochter des Freiburger Handelsmanns Hans Briswerck und der aus Basel stammenden Christina

¹ Bestandskataloge der weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 1: Die kunsth Handwerklichen Arbeiten aus Metall, bearb. von SEBASTIAN BOCK unter Mitarbeit von MARIA EFFINGER, Rostock 1997, S. 240. – Vgl. ergänzend die Beschreibung der Zinnarbeit Dürckenheimers im Katalog zur Ausstellung: 750 Jahre Dominikanerinnenkloster Adelhausen-Freiburg im Breisgau, hg. von der Adelhausenstiftung Freiburg, Freiburg 1985, S. 105, Nr. 36, sowie den knappen Hinweis in: Städtische Museen Freiburg: Augustinermuseum. Führer durch die Sammlungen, Freiburg ²1982, S. 113.

² ERWIN HINTZE: Süddeutsche Zinngießer, Teil 1 (Die deutschen Zinngießer und ihre Marken 5), Leipzig 1927, S. 179, Nr. 892.

³ StadtAF, C1 Pflugschaften 60 (Türckheimer): (a) Papierlibell, 3. September 1563/3. September 1564; (b) Papierlibell, 3. September 1564/18. Juni 1566 (für gestrichen 3. September 1565); beide abgehört und angenommen am 18. Juni 1566. – Mehr zu Johann Hanckeller siehe Text zu Anm. 20.



891			<p>Hans Georg Dürckenheimer (Türckenheimer), ist verheiratet mit Magdalena Umbenhofer von Villingen; erwähnt in einem undatierten Inventar des 16. Jahrhunderts (Freib. Stadtarchiv, Akten Erbschaften).</p>
892			<p>Ludwig Dürckenheimer (Dierkhenhaimer, Türckenheimer), hat 1575 bis April 1578 den Simon Storck in der Lehre (Freib. Schmiedez. Lehrjungenb. S. 5). Heiratet erst eine Denzer und dann Anna Kalteisen; ist 1585 in einem Erbschaftsprozesse erwähnt (Freib. Stadtarchiv, Akten Erbschaften).</p> <p>Kuchenplatte oder Tischschrone, achteckig, gebogt. Reich graviert mit Kreuzigungsgruppe, Wellenranke mit Blattwerk und Beschriftung von 1612.</p> <p style="text-align: right;">Dm. 29,5 cm.</p> <p>Vereinigte Sammlungen der Stadt Freiburg (Augustiner-Museum), Freiburg i. B. (Inv. Nr. 5337).</p>

Abb. 1 Angaben zu Ludwig Dürckenheimer: Beschau- und Meisterzeichen, biografische Daten und Werkbeschreibung, sowie zu dem bisher nicht genauer identifizierbaren Hans Georg Dürckenheimer (Ausschnitt aus HINTZE [wie Anm. 2], Teil 1, S. 179).

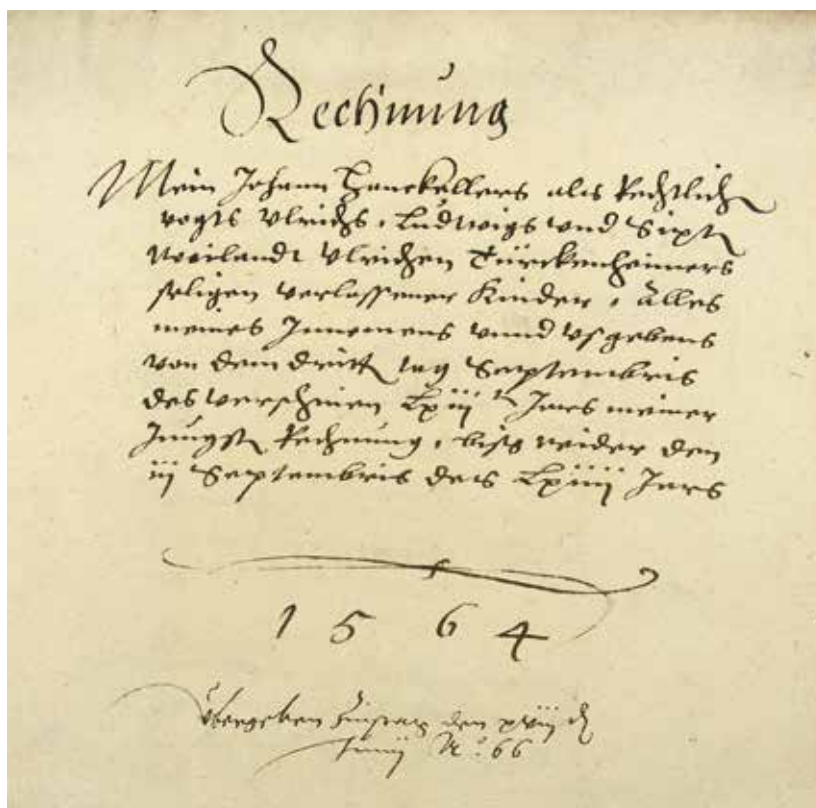


Abb. 2 Rechnung Johann Hanckellers als rechtlichen vogts Ulrichs, Ludwigs und Sixten weilandt Ulrichen Türckenheimers seligen verlassener kinder (StadtAF, C1 Pflgeschäften 60 Türckheimer; Foto: Christine Gutzmer).

Peyerin.⁴ Briswerck pflegte, unter anderem als Kompagnon des Buchhändlers Hans Herlin,⁵ regelmäßig die Frankfurter Messe zu besuchen und wird dort mit Dürckenheimer bekannt geworden sein. Dieser trat, nachdem er seinen Wohnsitz in Freiburg genommen hatte, in die dortige Schneiderzunft ein. Allerdings ist er erst ab 1530 in den Gewerftlisten der Zunft nachweisbar, da die Steuerbücher der Jahre 1524 bis 1529 fehlen. Von 1530 bis 1535 zahlte Dürckenheimer eine Jahressteuer von 1 Pfund 14 Schilling, wurde dann 1536 auf 18 Schilling und 1539 auf 15 Schilling gemindert, 1542 jedoch wieder auf 1 Pfund erhöht, um schließlich ab 1550 wieder 15 Schilling zu zahlen.⁶

Die Gründe für das erhebliche Auf und Ab im Vermögensstand des älteren Dürckenheimer – von rund 830 Gulden über ca. 300, 225, 365 und schließlich wieder 225 Gulden Vermögenstaxierung⁷ – sind in geschäftlichen Fehlschlägen und daraus resultierender Schuldenmacherei zu suchen. Das wird unter anderem aus dem Prozess ersichtlich, den der Straßburger Bürger Martin Brun vor dem Freiburger Stadtgericht gegen Christina Briswerckin, *Ulrich Dürckheimers eeliche hausfrawen*, diese vertreten durch ihren Vogt, den Ratsherrn und späteren Obristzunftmeister Schwartzhans,⁸ im August 1530 führte. Brun hatte Dürckenheimer, *uff sein hochst zu flechlich unnd bitlich ansuchenn*, wenige Monate zuvor auf der Frankfurter Messe 568 Gulden geliehen, die dieser zu *gewin unnd verlust bei einer reyß in Holandt uff blatislin* – Plattfisch/Scholle⁹ – und sonst beim Handel mit *hering und búcking* einsetzen sollte. Dürckenheimer kaufte für die Summe jedoch in Frankfurt Tuch und Kleidung, verkaufte die Ware mit Gewinn in Straßburg und beglich damit offenbar drückende Forderungen, war jedenfalls rasch wieder *bloß* und mittellos, sodass Brun sich an dem Vermögen von Dürckenheimers Frau Christina schadlos zu halten suchte. Diese wehrte sich mit dem Hinweis, besagte Summe sei *in ein gemein oder geselschafft* [...] *erlegt* worden, der sie nicht angehöre; zudem könne nach Freiburger Recht die Ehefrau nicht für die Schulden des Mannes belangt werden.¹⁰ Wegen Ulrich Dürckenheimers

⁴ ROSEMARIE MERKEL: Hans Briswerck (II.), in: ULRICH ZASIUS: „Geschichtbuch“ der Stadt Freiburg im Breisgau, hg. von HANS SCHADEK, Bd. 2: Biographien (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 40/2), Freiburg 2015, S. 43-47, hier S. 45f., durch Schreibfehler versehentlich mit der Angabe „1520“ statt 1528 als Heiratsjahr. – Nach StadtAF, C1 Erbschaften 86 (Hans Graf), wurden bei der Vermögensteilung zwischen Hans Briswercks Witwe und ihren Kindern Ende Mai 1526 die Geschwister Diebold und Christina noch bevögigt, sie waren demnach noch nicht verheiratet; beider Erbe blieb ungeteilt. Im Juli 1528 fand zwischen Diebolds Vogt Schwartzhans und Ulrich Dürckenheimer, Ehemann der Christina, die Teilung des Erbgutes statt. Da die Zeitspanne zwischen Eheschließung und Erbteilung vermutlich nur kurz war, wird die Ehe 1528 geschlossen worden sein. Mitteilung Frau Rosemarie Merkel.

⁵ HANS SCHADEK: Hans Herlin, Buchhändler, in: ZASIUS (wie Anm. 4), S. 361-371, hier S. 363ff.

⁶ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 20 (1530) fol. 29r, Nr. 28 (1542) fol. 38r, Nr. 36 (1550) fol. 25v.

⁷ Der Berechnung liegt die Steuertabelle zugrunde, die der Freiburger Rat 1476 im Rahmen einer umfassenden Steuerordnung beschlossen hat; ediert von TOM SCOTT: Die Freiburger Enquete von 1476 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 20), Freiburg 1986, S. 53.

⁸ ROSEMARIE MERKEL: Schwartzhans (Hans Schwartzhans/Hans Schwartz), in: ZASIUS (wie Anm. 4), S. 233-236, hier S. 236.

⁹ „ein blatisze vel scholle [...], dim. [...] plateislin [...] blatislin“. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm online, <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=G-P05426#XGP05426> („Platteise“).

¹⁰ Urteil des Schultheißengerichts vom 13. Juli/9. August 1530, abschriftlich überliefert in: StadtAF, C1 Schulsachen 5 (Rechtssache Jacobe Castmeisterin, 1562), Papierlibell, fol. 12r-25r. Siehe auch das Schreiben des Straßburger Rats an Freiburg wegen der Forderung ihres Bürgers Martin Brun genannt von Schiltigheim an Ula [sic] Türckenheimer, StadtAF, A1 XIId 1530 Juli 2.

Abb. 3 Eintrag Ludwig Dürckenheimers in das Lehrlingsbuch der Schmiedezunft „Zum Ross“ über die Lossprechung seines Lehrlings Simon Storck des Jungen im April 1578 (StadtAF, B5 XXIII Nr. 5, fol. 5r; Foto: Christine Gutzmer).

Schuldenmacherei – und weil schon aus dem väterlichen Erbe seiner Frau 300 Gulden in die Tilgung seiner Verbindlichkeiten geflossen waren – verfügte dessen Schwiegermutter Christina Peyerin 1539 testamentarisch, dass das künftig anfallende mütterliche Erbe allein von ihrer Tochter und deren Vogt verwaltet, genutzt und genossen werde. Auch sei ihr nichts in Rechnung zu stellen dafür, dass sie, die Mutter, ihre Tochter Christina nun *etlich jor lang mit iren kindern in irer cost und behausung underhalten [...] hatt, auch weiters unnderhalten [...] wirdt*¹¹ – das elterliche Haus war das Haus „Zum Kempfen“ am Münsterplatz.¹² 1550 versuchte noch einmal ein Gläubiger Ulrich Dürckenheimers, der Freiburger Hintersasse und Spitalmeister Adam von Saarbrücken,¹³ 14 Kronen und 14 Taler bei dessen Frau Christina, die sich vor dem Schultheißen-gericht vom Gerichtsschreiber Nicolaus Königsecker¹⁴ vertreten ließ, einzutreiben – letztendlich

¹¹ Die testamentarische Verfügung der Christina Peyerin wurde vom Rat am 20. Januar 1539 beglaubigt; abschriftlich überliefert in: StadtAF, C1 Schuldsachen 5 (Rechtssache Jacobe Castmeisterin, 1562), Papierlibell, fol. 42r-44v.

¹² MERKEL (wie Anm. 4) S. 45.

¹³ Adam von Saarbrücken als Vogt dreier Töchter des 1548 verstorbenen Scherers Hans Buwman: ROSEMARIE MERKEL: Hans Buwman, in: ZASIVS (wie Anm. 4), S. 62-65, hier S. 64. Spitalmeister 1546: Die Urkunden des Heiligeistspitals zu Freiburg im Breisgau, III. Bd.: 1220-1806 (Nachträge), bearb. von JOSEF REST (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 5), Freiburg 1927, S. 286, Nr. 2487.

¹⁴ FOLKMAR THIELE: Die Freiburger Stadtschreiber im Mittelalter (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 13), Freiburg 1973, S. 136f. Schriftproben der Handschrift Königseckers in HORST BUSZELLO: „Freiburger Bundesordnung“, „Artikelbrief“ und „Christliche Bruderschaft“. Der Bauernkrieg des Jahres 1525 im Schwarzwald und Breisgau, in: Schau-ins-Land 131 (2012), S. 51-86, hier S. 52 Abb. 1 und S. 66 Abb. 4.

vergebens: die Annullierung der zunächst verfügten Frönung einer 1502 von Christinas Vater Hans Briswerck erworbenen Scheuer in der Nussbaumgasse,¹⁵ die seine Tochter von ihrer Mutter geerbt hatte, berücksichtigte den schon angeführten Rechtssatz des Freiburger Stadtrechts, dem zufolge die Frau nicht für Schulden des Mannes haftet, damit *der hausfrawen ir ererbtes vätterlich unnd mütterlich gut nit verschwendet noch geschwecht würdt*.¹⁶ So konnte Dürckenheimers Witwe 1558 über ihren damaligen Vogt Claus Rieher die *scheuren sampt dem gertlin in der Nußboumzgassen* an den Wechsler Andres Gundersheimer, Mitglied und 1560/61 Zunftmeister der Krämerzunft, zu eigenem Gewinn verkaufen.¹⁷ Ulrich Dürckenheimer war bereits 1552/53 gestorben: In den Gewerftbüchern wird er letztmals 1552 genannt; im Folgejahr erscheint bereits *Ulrich Dürckenheimers frow* als Steuerzahlende mit 15 Schilling unter den Witwen in der Schneiderzunft.¹⁸ Sie selbst starb kurz vor oder Anfang 1561; ihr Steuerbucheintrag mit ihrem Namen, bei dem kein Steuerbetrag mehr notiert ist, hat den Vermerk: *ist todt*.¹⁹

Der schon genannte Vogt Hanckeller, der, mit 2 Pfund 10 Schilling Jahressteuer als wohlhabendes Mitglied der Schneiderzunft ausgewiesen, mehrfach als Zunftmeister im Rat saß, leistete bereits 1561 die 15 Schilling Gewerft für die drei *bevögigten kinder* – letztmals 1565.²⁰ Im Folgejahr erscheint unter den Freiburger Steuerzahlenden der schon zuvor als *Kantengießßer* bezeichnete²¹ Ludwig Dürckenheimer, Ulrichs Sohn, als Meister in der für sein Handwerk zuständigen Schmiedezunft; Hanckeller hatte ihm, wie er in seiner Jahresrechnung festhielt, schon im Jahr zuvor 100 Gulden Bargeld übergeben, *uff sein hochzeit unnd werckzüg zuo kouffen* – also um seine Werkstatt einzurichten (von Dürckenheimers Heiraten wird noch zu sprechen sein).²² Wo und bei wem Dürckenheimer sein Handwerk gelernt hat, ist bisher nicht bekannt. Zu vermuten wäre, dass er in Freiburg in die Lehre gegangen ist; freilich fehlt sein Name im

¹⁵ Königsecker legte als Vogt der Briswerckin gegen das Urteil des Schultheißengerichts Berufung bei Bürgermeister und Rat ein. StadtAF, A1 XVIII f 1551 August 22.

¹⁶ Gerichtsurteil, ergangen am 20. Juni 1550, abschriftlich überliefert in: StadtAF, C1 Schuldsachen 5 (wie Anm. 11), fol. 25v-32r. – Der Obristmeister Johann Müllich bezeugte später, dass Ulrich Türckenheimers Gläubiger rechtlich gegen ihn vorgegangen seien: *unnd syge ime sein hab unnd gut vergantet worden*. Der Altobristmeister Johann Baldung sagte seinerseits aus, sein Vater selig Dr. Caspar Baldung habe dem Ulrich 300 Gulden geliehen und, als dieser fünf oder sechs Jahre mit der Zahlung des Zinses von je 15 Gulden in Verzug war, gegen dessen Hausfrau Christina Briswerckin bzw. ihren Vogt den Tuchscherer Gorius Enderlin auf Übernahme der Verpflichtung prozessiert, sei jedoch nur bedingt erfolgreich gewesen: im Vergleich habe die Briswerckin einen Nachlass von 40 Gulden der Schuldsomme und von 60 Gulden der aufgelaufenen Zinsen erwirkt. Ebd., fol. 6v bzw. 8r-v.

¹⁷ Urkundenregist in: StadtAF, Kartei zu A1 XVIII d (Häuserstand). Zum Anwesen „Zur Nußscheuer“ siehe: Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 2: Häuserstand 1400-1806, bearb. von HERMANN FLAMM (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 4), Freiburg 1903, S. 206 (Nußmannstraße 15). – Nachweis zu Andres Gundersheimer: StadtAF, B5 Ia Nr. 3, fol. 63r und 66v.

¹⁸ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 38 (1552), fol. 28r und Nr. 39 (1553), fol. 39v.

¹⁹ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 47 (1561), fol. 30r.

²⁰ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 47 (1561), fol. 10r (Vogtamt), fol. 27r (Zunftliste der Schneider: Hans Hanckeller); Nr. 51 (1565) und fol. 11r (Vogtamt) mit Vermerk: *nichts mehr*. Zunftmeister und im Rat erstmals 1569 (*Johann Anckler new*), dann wieder 1572. StadtAF, B5 Ia Nr. 3, fol. 97r und 109r.

²¹ *Item uff mitwoch vor der uffart Ludwig dem kantengiesser geben für ein mantel zu machen und zu seiner notturfft zu brauchen, thut 7 Gulden 2 Schilling 6 Pfennig*. StadtAF, C1 Pflugschaften 60 (a) (wie Anm. 3), fol. 6v.

²² *Item mehr Ludwig Dürckenheimer geben ann barrem geltt uff sein hochzeit unnd werckzüg zuo kouffen, thutt suma 100 gulden*. Ebd. (b), fol. 4v.

Lehrlingsbuch der Schmiedezunft, in das er später selbst einen Eintrag vorgenommen hat (siehe Abb. 3). 1542 hatte die Zunft beschlossen und sich vom Rat genehmigen lassen, *das alle zünftige, welche dahier der zunft zum Roß zugethan seynd, ihre lehrjungen ohne ausnahm in dises buch einschreiben lassen sollen, [...] mit tauf- und zunamen, wie auch geburthsorth und länge der lehrzeit.*²³ Auch über seine Gesellenzeit konnte nichts ermittelt werden. Doch ist den Vogtrechnungen zu entnehmen, dass sich Ludwig Dürckenheimer 1563 in Ulm aufhielt: Hanckeller schickte damals *dem Ludwigen gen Ulm [...] 4 gulden 10 schilling*, sodass ein Abschluss seiner Ausbildung bei einem Ulmer Zinngießer denkbar ist.²⁴ Hanckeller ließ die Summe übrigens Dürckenheimer durch dessen Onkel, den Obristzunftmeister Hans Müllich, aushändigen.²⁵ Der reiche Hans Müllich, der als Mitglied der Schneiderzunft auf 6 Pfund Gewerft taxiert wurde,²⁶ hatte 1542 Veronica Briswerckin geheiratet, die Schwester der mit Ludwigs Vater Ulrich Dürckenheimer verehelichten Christina Briswerckin. In erster Ehe war Veronica mit dem aus Basel gebürtigen Tuchhändler Rudolf Rieher verheiratet, der zwischen 1534 und 1540 als Zunftmeister der Freiburger Tucherzunft mehrfach im Rat saß.²⁷ Der Name Rieher taucht deshalb nicht von ungefähr immer wieder in Dürckenheimers Umfeld auf.

1566 wurde Dürckenheimer als Meister in die Schmiedezunft aufgenommen und steuerlich auf 15 Schilling Gewerft veranlagt. Im Jahr darauf waren es bereits 18 Schilling; 1568 schließlich wurde er auf 1 Pfund und 1570 auf 1 Pfund 5 Schilling Gewerft gesteigert, ein Betrag, der 1580 wieder auf 1 Pfund gemindert wurde.²⁸ Bei dieser Summe, die einem Vermögen von über 350 Gulden entsprochen haben dürfte und mit der er zu den Wohlhabenden seiner Zunft zählte, blieb es bis zu seinem Tod.

1575 nimmt Ludwig Dürckenheimer den Simon Storck den Jungen, Sohn des gleichnamigen Zunftmeisters der Schneiderzunft,²⁹ zum Lehrling an; drei Jahre später, nach erfolgreicher Lehrzeit, spricht er ihn, wie dem Lehrlingsbuch der Schmiedezunft zu entnehmen ist (siehe Abb. 3), ledig und los, im Beisein des Michel Bantzer, Zunftmeisters der Schmiedezunft, des Goldschmieds und Mitglieds der Schmiedezunft Burkhart Frowenfelder, des Zunftmeisters Gregorius Mentzer von der Tucher- und des späteren Zunftmeisters Cristoffel Mandtuck von der Schneiderzunft sowie des Simon Storck, *des jungen vatter.*³⁰ Meister geworden, erscheint Storck³¹ ab dem Steuerjahr 1580/81 in der Liste der Schmiedezunft, zunächst veranschlagt auf 10 Schilling, vier Jahre später bereits auf 1 Pfund 10 Schilling

²³ StadtAF, B5 XXIII Nr. 5 [Blatt 1]: (Abschriftlicher) Vorbericht der Zunftoberen von 1542.

²⁴ Die Ulmer Zinngießer, darunter auch von ihnen ausgebildete Gesellen, behandelt ERWIN HINTZE: *Süd-deutsche Zinngießer*, Teil 3 (Die deutschen Zinngießer und ihre Marken 7), Leipzig 1931, S. 17-36. – Eine Anfrage beim Stadtarchiv Ulm ergab keine weiteren Hinweise.

²⁵ *Item dem Ludwigen gen Ulm geschickht thut 4 gulden 10 schilling. Hab ich herr Hans Muelichen geben.* StadtAF, C1 Pflerschaften 60 (a) (wie Anm. 3), fol. 5r.

²⁶ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 50 (1564), fol. 32r (Schneiderzunft); B5 Ia Nr. 3, fol. 68r (Obristmeister, 1561), fol. 71r (Statthalter des Schultheißen, 1562) und fol. 76r (Altobristmeister, 1563). MERKEL (wie Anm. 4), S. 46.

²⁷ ROSEMARIE MERKEL: Rudolf Rieher, in: ZASIUS (wie Anm. 4), S. 199-202. MERKEL (wie Anm. 4), S. 46.

²⁸ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 52 (1566), fol. 25r, Nr. 53 (1567), fol. 25r, Nr. 54 (1568), fol. 24v, Nr. 56 (1570), fol. 26r, Nr. 65 (1580), fol. 28r.

²⁹ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 63 (1578), fol. 42v (1 Pfund 16 Schilling Gewerft). Zunftmeister: StadtAF, B5 Ia Nr. 3, fol. 106r (1571, new), fol. 116v (1574), fol. 129r (1577), fol. 142v (1580), fol. 155r (1583) und öfter.

³⁰ StadtAF, B5 XXIII Nr. 5, fol. 5r. Zu den genannten Personen siehe StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 63 (1578), fol. 31r (Bantzer, 16 Schilling), fol. 28v (Frowenfeld, 2 Pfund), fol. 66v (Mentzer, 2 Pfund 5 Schilling) und fol. 39v (Mandtuck, 18 Schilling). Nachweis des Zunftmeisteramts in: StadtAF, B5 Ia Nr. 3.

³¹ HINTZE (wie Anm. 2), S. 180, Nr. 895.

Gewerft³² – Indiz einer beachtlichen Steigerung des Vermögens innerhalb kurzer Zeit von etwa 120 auf 700 Gulden.

Übrigens hat Dürckenheimer wohl nicht von ungefähr den Zunftmeister der Tucher Gregorius Mentzer als Zeugen zur Lossprechung seines Lehrlings hinzugezogen; es scheinen engere Beziehungen vorgelegen zu haben. Denn als Mentzer 1581/82 stirbt, lassen sich im Januar 1582 die Brüder Jakob, Hans, Martin, Matheis, Jerg und Carius Umbenhoffer, alle Bürger zu Villingen, vom Statthalter des Freiburger Schultheißen, dem Tuchhändler und Altobristmeister Friedrich Pleidisser (Blidisser), in ihren Teil der Erbschaft einsetzen.³³ Nun ist eine Magdalena Umbenhoffer aus Villingen nach einem undatierten, um 1600 anzusetzenden *Vertzaichnus* über das, was sie an Bargeld, Kleidern und Hausrat in die Ehe eingebracht hatte, mit dem *Kantengießer* Hans Georg Dürckenheimer verheiratet gewesen.³⁴ Zwischen den Umbenhoffer, Mentzer und Dürckenheimer muss es demnach eine Verbindung gegeben haben. Da sich aber Hans Georg Dürckenheimer bisher in weiteren Quellen, insbesondere in den Steuerlisten, in Freiburg nicht nachweisen lässt, bleibt auch der familiäre Bezug zu Ludwig Dürckenheimer einstweilen im Dunkeln.

Zurück zu diesem: Von einem öffentlichen Wirken Ludwigs Dürckenheimers in Zunft und Stadt ist kaum etwas festzustellen. Gemeinsam mit den Meistern Pflug, Eyl und Schlichter legte Dürckenheimer im Mai 1580 dem Rat eine Petition der Kannengießer vor: Dieser möge die durch frühere Verordnungen dem Kannengießerhandwerk für die einzelnen Werkstücke vorgeschriebenen Macherlöhne, die längst nicht mehr zur Versorgung ihrer Familien samt mittellosen Gesellen ausreichen, nach ihren Vorschlägen erhöhen.³⁵ Eine Tätigkeit für die Gesamtzunft ist nicht erkennbar, und da für ihn das Zunftmeisteramt offensichtlich nicht erreichbar war – wenn er es überhaupt angestrebt hat –, war ihm eine Mitwirkung in Rat und Gericht von vornherein versagt. Er verblieb deshalb auch hinsichtlich seiner gemeinderechtlichen Stellung bis zu seinem Tod wie die meisten Zunftmitglieder im Status des Hintersassen.

Im September 1578 war Ludwig Dürckenheimer vom Rat zum Vogt über seine Cousine zweiten Grades Anna Maria Riepin, die Tochter des Ludwig Riep aus der Ehe mit Dürckenheimers Cousine Anna Rieherin, bestellt worden.³⁶ Riep, der aus Saulgau stammte und sich in

³² StadtAF, E1 A Ila 1 Nr. 65 (1580), fol. 29r und Nr. 69 (1584), fol. 24v. Simon Storck nimmt seinerseits 1583 einen Verwandten, den Lienhart Storck aus Wippertskirch (*Weiperskirch*), in die Lehre, den er nach drei Jahren, *da er bey mir das kantengiesser handtwerck erlich und wol ausgelert hat*, freispricht. StadtAF, B5 XXIII Nr. 5 fol. 7r.

³³ StadtAF, A1 XIII 1582 Januar 13 und 19. – Zu Friedrich Pleidisser vgl. ROSEMARIE MERKEL: Lenz (Lorenz) Blidisser, in: ZASIUS (wie Anm. 4), S. 21-24, hier S. 23.

³⁴ StadtAF, C1 Erbschaften 287 (Türkheimer). HINTZE (wie Anm. 2), S. 179, Nr. 891. – Die Datierung stützt sich auf die Namen der teils im Häuserbuch von Flamm nachweisbaren Gläubiger dieses Dürckenheimers, deren Forderungen mit dem Geld der Umbenhoferin beglichen worden waren und die deshalb im Verzeichnis aufgeführt sind: [...] *So hat mein ehewüert uß hievor gemelten 20 fl [so ich von meiner lieben großmuetter selligen ererbt] seine schulden, die er noch lediger weiß gemacht, bezalt*: Christoph Krömer (9 fl); der junge Locherer (6 fl für Tischgeld); Lorenz Ackermann (6 fl für Tischgeld). – *Weitters so hat mein ehewüert schulden, die er auch noch lediger weiß zum theil gemacht, auß dem gelt, so wir miteinander gewonnen, abzalt*: Bärenwirt (14 fl); Gottfried Gundersheimer (9 fl); der Schneider neben Hans Christoph Ulrich dem Tuchmacher (3 fl); Blumenwirt (2 fl); Gervasius Helbling (5 fl); Hans Sonnenschein (3 fl 6 β 3 d); Tannenwirt (1 fl); Hirtzenwirt (7 β 6 d); Wirt zum Kameltier (4 β). – Identifizierbar sind drei Namen: FLAMM (wie Anm. 17), S. 149 (Ulrich) und S. 224 (Helbling, Sonnenschein).

³⁵ Die Meister, *burger und hindersäßen*, die die Petition unterzeichneten, waren *Bastian Pflug, Mathis Eyl, Ludwig Dürckenhaimer unnd Hanns N.* (= Hans Schlichter), *alle vier kantengießer alhie zuo Freyburg*. StadtAF, C1 Gewerbe und Handel 37 (Schmiedezunft zum Ross). HINTZE (wie Anm. 2), S. 178f.

³⁶ StadtAF, E1 A Ila 1 Nr. 64 (1579), fol. 12v: *Ludwig Türgckenheimer vogt Ludwig Riepen dochter*.

Freiburg in die Krämerzunft einschrieb,³⁷ hatte sie, die Tochter des damals bereits verstorbenen Rudolf Rieher und der Veronica Briswerckin, 1566 geheiratet; im Mai war die Heiratsabrede getroffen worden, in Gegenwart von Annas Stiefvater Altobristmeister Hans Müllich, ihrer Brüder Magister Paul und Rudolf Rieher, dieser später Kanoniker und Dekan des St. Leonhardstifts zu Börsch im Elsass, ihres Schwagers Jakob Streit, Doktor der Rechte, und anderer Zeugen.³⁸ Dürckenheimers Vogtrechnungen für Anna Maria Riepin haben sich erhalten; die dritte und letzte (siehe Abb. 4) schließt mit dem 6. August 1583,³⁹ nach dem Tod seiner Vogttochter: im Steuerbuch des Jahres findet sich in der Rubrik *Vogtkinder Steur* zu Dürckenheimers Eintrag als ihr Vogt der Randvermerk: *to dt*.⁴⁰

Das Inventar der Verstorbenen wurde Anfang November durch den *geschworenen* Untersreiber im Kaufhaus Georg Rieher aufgenommen, im Beisein des Magisters Rudolf Rieher, des Crista Riep (für sich und seinen Bruder Stoffel, Hintersassen zu Freiburg und Ludwig Rieps Brüder), und des Bastian Brun, Bürgers zu Saulgau und Ehevogt der Christina Rieppin – die Genannten als Vertreter aller Erben – sowie mit *Beistand* der berufenen Bürgen, des Magisters und Prokurators zu Rottweil Johann Bosch⁴¹ und der Brüder Hans und Rudolf Rieher, Freiburger Hintersassen und Vettern des Magisters Rudolf.⁴² Ludwig Dürckenheimers Name fehlt bei der Inventarisierung, er muss kurz zuvor ebenfalls verstorben sein. Sein Gewerft für 1583 hat er zwar noch bezahlt; doch erscheint im folgenden Jahr in der Liste der Schmiedezunft unter den Zunftwitwen *Ludwig Türckenheimers frow* mit 15 Schilling, deren Veranlagung dann 1585 auf 6 Schilling – für ein Vermögen von nur noch 25 Gulden – gemindert wurde.⁴³

Mit der Aufnahme und Regelung von Dürckenheimers Nachlass – der Erlös aus der Verganung des Hausrats an drei Terminen im Mai 1585 diente auch der Begleichung seiner zahlreichen Schulden, u.a. 20 Gulden an seinen Bruder Sixt⁴⁴ – wurden drei nahestehende Personen als Vögte der Witwe und der hinterlassenen Kinder Ludwigs, über die bisher weiter nichts bekannt ist, beauftragt. Aus ihrer Abschlussrechnung von 1585 geht hervor, dass Ludwig Dürckenheimer drei Mal verheiratet war: *Rechnung 84 bis 85. Mein Rhuodolph Ryer,⁴⁵ Paulus Denntzer unnd Michel Bantzer allen dreyenn alle geordneten vögten weyland Ludwigen Turgckenheimers des kann tenguessers seeligen nach tod gelassner wittibin dritter unnd letster ee, auch kinderenn erster und annderenn ehee, umb alles unnser innemen unnd ußgebenn vonn monntags denn 29 monnats octobris anno etc. 1584 biß widerumb uff zeynnstag denn 9 julii anno etc. 1585 inn und*

³⁷ StadtAF, E1 A IIa Nr. 56 (1570), fol. 30r: taxiert auf 1 Pfund Gewerft.

³⁸ MERKEL (wie Anm. 27), S. 201.

³⁹ StadtAF, C1 Pflugschaften 46 (Riep): (a) Papierlibell, 13.9.1578/30.8.1580; (b) Papierlibell, 30.8.1580/27.3.1582; (c) 27.3.1582/6.8.1583.

⁴⁰ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 68 (1583), fol. 10v.

⁴¹ Magister Johann Bosch erscheint mehrfach auch als Präsident der Freiburger Studentenbourse Collegium Sapientiae. Universitätsarchiv Freiburg, A001 Nr. 787/788 (1559) und Nr. 791 (1560) sowie A104 Nr. 183 (1544) und Nr. 211 (1557).

⁴² C1 Erbschaften 225 (Riep) (Inventar über die Habe der verstorbenen Anna Maria Rieppin, aufgenommen am 9.11.1583). Siehe auch die Reverse der verschiedenen Erbberechtigten mit weiteren Informationen in: StadtAF, A1 XIIi 1583 Oktober 31 etc.

⁴³ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 68 (1583), fol. 23r mit dem Vermerk *dedit*, Nr. 69 (1584), fol. 25v, Nr. 70 (1585), fol. 32v.

⁴⁴ *Item Sixten Turckhenheymer inhaltt quittung betzaltt 20 gulden*. StadtAF, C 1 Pflugschaften 60 (Türkheimer).

⁴⁵ Rudolf Rieher, wohl der im Text bereits genannte Vetter des gleichnamigen Magisters, gehörte der Tucherzunft an. StadtAF, E 1 A II a 1 Nr. 70 (1585; Tucherzunft): *Rüdolph Ryer* 2 Pfund 10 Schilling.

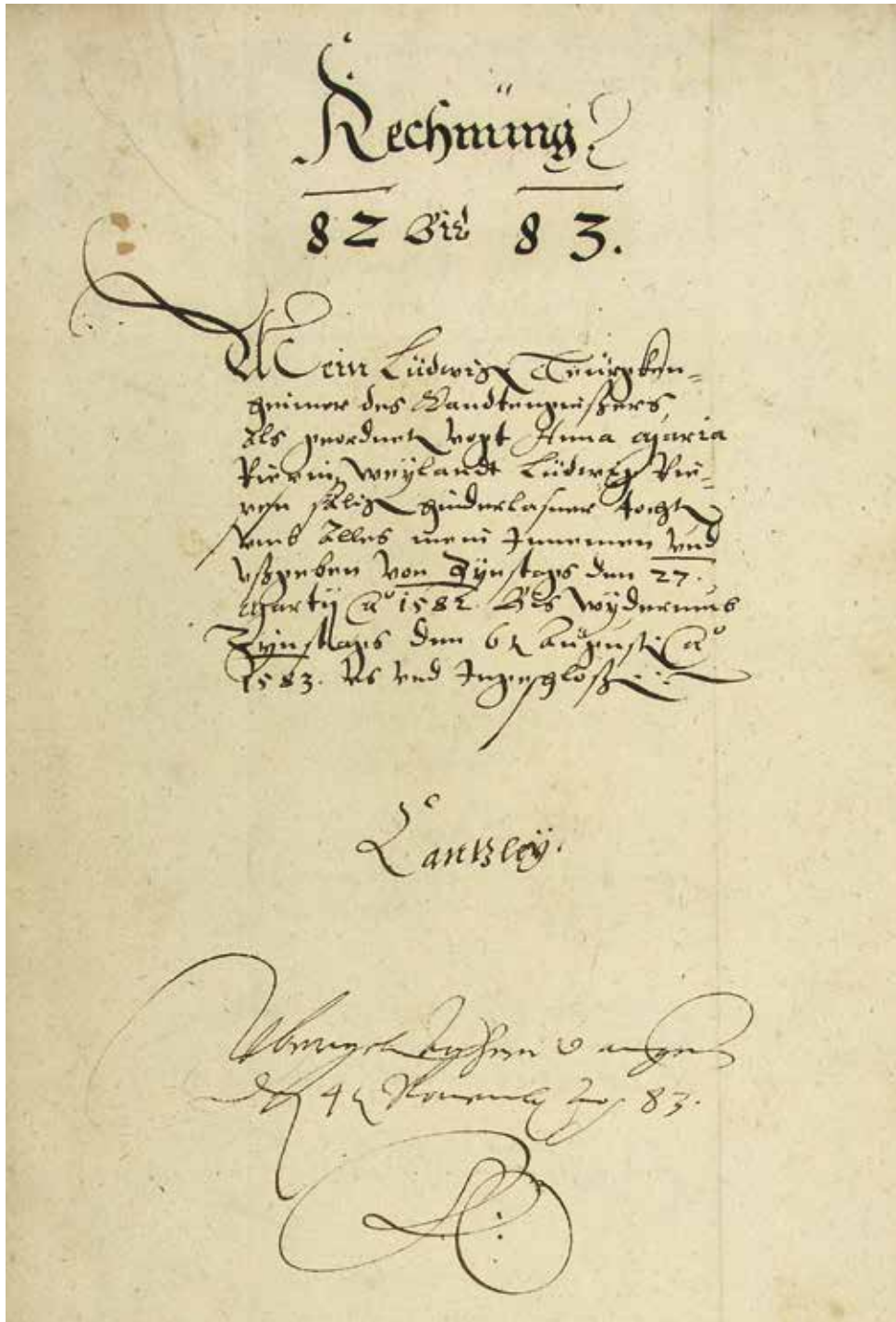


Abb. 4 Deckblatt der letzten Rechnung 1582/83 Ludwig Türckenheimer des kantengießers als geordneter vogt Anna Maria Riepin weylandt Ludwig Riepen säligen hinderlasner tochter (StadtAF, C1 Pflgeschäften 46 [Riep]; Foto: Christine Gutzmer).

ußgeschlossen.⁴⁶ Nach der Endrechnung, bei der das Werkzeug von Dürckenheimers Zinngießerei auf 70 Gulden veranschlagt wurde, verblieb den Erben ein Restvermögen von 99 Gulden 6 Schilling 7 Pfennig Bargeld, 42 Gulden aus einem Schuldbrief und einiges an Kleidern und Hausrat.

In den eingangs angeführten Nachlassrechnungen des Johann Hanckeller ist unter den Geldentnahmen neben anderen Zahlungen auch, wie schon zitiert, eine Summe aufgeführt, die Ludwig Dürckenheimer 1565 zu seiner Hochzeit ausgezahlt worden ist.⁴⁷ Das ist wohl ein Beleg für seine erste Heirat. Name und Familie der Ehefrau konnten bisher nicht ermittelt werden. Da die Kinder aus dieser Ehe in der Nachlassregelung von Rudolf Rieher (*Ryer*) als Vogt vertreten wurden, könnte man eine Zugehörigkeit zur verzweigten Rieher-Familie vermuten.

In zweiter Ehe war Ludwig Dürckenheimer mit einer Tochter des Freiburger Bürgers und Kürschners Paulus Dentzer verheiratet.⁴⁸ Dürckenheimers Schwiegervater gehörte – mit einer Steuerleistung von 16 Schilling aus 250 Gulden Vermögen – der Krämerzunft an; mehrfach war er Zunftmeister und damit auch Mitglied des Rats.⁴⁹ In der Nachlassregelung vertrat er als Vogt seine dieser Ehe entstammenden Enkelkinder.

Nach dem Tod seiner zweiten Frau heiratete Ludwig Dürckenheimer ein weiteres Mal. Auf diese Heirat ist wohl die Notiz in seiner Vogtrechnung zum Jahr 1579 zu beziehen: *Item meiner vogtdochter [Anna Maria Riepin] zu vier unterscheidlichen maln geben, dz sie zu meiner des vogts hochzeit gangen, thut 6 schilling 8 pfennig.*⁵⁰ Über Herkunft und Familie von Dürckenheimers letzter Frau Regina Kalteisin (Kaltysin), die in seiner Nachlassrechnung als Gläubigerin genannt wird – *item Regina Kalteysin der wittibin gelihen geldt bezaltt 8 gulden 2 schilling 6 pfennig* – konnte bisher nichts ermittelt werden. In den Steuerbüchern ist sie letztmals 1596 aufgeführt.⁵¹

Noch 1585 zog Paulus Dentzer gegen Regina Kalteisin als Witwe des *Hintersassen* und seines *gewesenen Tochtermanns* Dürckenheimer, diese vertreten durch ihren Vogt Michael Bantzer, Dürckenheimers Zunftbruder, vor das Stadtgericht, um für die zwei nun von ihm, Paulus Dentzer, betreuten Kinder seiner verstorbenen Tochter – *in namen unnd von wegen meiner dochter seligen unmündigen khinder, deren zwey sie mit gedachtem Dürckhenheimer ehelichen erbaren hinderlaßen* – die Herausgabe von angeblich unterschlagenen Teilen des Dürckenheimer-Nachlasses zu erwirken – Leinwand, Kleider und Kleinodien, die die Witwe Kalteisin vor der Inventarisierung beiseite geschafft haben sollte.⁵²

Nach Ludwig Dürckenheimers Tod war auch das Haus, das er 1568 um 400 Gulden von Claus Simon von der Schmiedezunft⁵³ erworben hatte, das Eckhaus „Zum Pelikan“, *am Fischmarkt gelegen, mit der Front zur Allmendtgaß*,⁵⁴ um 430 Gulden an den Goldschmied Thoma Wintter, der ebenfalls der Schmiedezunft angehörte,⁵⁵ verkauft worden. Belastet war das Anwe-

⁴⁶ *Übergeben, abgehört und angenommen den ersten octobris anno etc.* 85. Wie Anm. 44.

⁴⁷ Wie Anm. 22.

⁴⁸ Siehe Anm. 52 und 56.

⁴⁹ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 51 (1565), fol. 29r; B5 Ia Nr. 3, fol. 149r (1582), fol. 159v (1585) und fol. 171v (1588).

⁵⁰ StadtAF, C1 Pflerschaften 46 (Riep): Rechnung (a), fol. 6r.

⁵¹ StadtAF, E1 IIa 1 Nr. 81 (1596), fol. 64r.

⁵² StadtAF, C1 Erbschaften 287 (Türkheimer).

⁵³ StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 54 (1568), fol. 23v (1 Pfund; Randvermerk: *hinfür nit mer*).

⁵⁴ Verkaufsurkunde vom 17. Februar 1568: [...] *ein hus und geses, genant zum Pellican, gelegen in der alten statt am vischmarckt, ist ein eckhus.* StadtAF, B5 IIIa 1 Nr. 11, fol. 80r. Siehe FLAMM (wie Anm. 17), S. 161 (Kaiserstraße 96).

⁵⁵ Thoman Wintter von der Schmiedezunft wurde 1583 auf 12 Schilling Gewerft veranschlagt. StadtAF, E1 A IIa 1 Nr. 68 (1583), fol. 24v.

sen unter anderem mit fünf Gulden, die jährlich an Sixt Dürckenheimer, Pfründner im Kloster Schuttern, zu zahlen waren.⁵⁶ Ludwigs Bruder lebte schon 1564 im Kloster; Vogt Hanckeller zahlte damals *dem Sixten, zu seiner nottdurfft zu brauchen im closter zu Schuttern*, 7 Gulden 2 Schilling 6 Pfennig und wenig später für einen Badeaufenthalt – *in ein bad zu ziehen* – 2 Gulden 5 Schilling.⁵⁷ Von dem dritten Bruder Ulrich Dürckenheimer haben wir nur Kenntnis, weil er wie sein Bruder Sixt auf den Titelblättern der eingangs angeführten Vogtrechnungen des Johann Hanckeller genannt wird.

Ludwig Dürckenheimers Zinnplatte als Relikt der Sprichwortblüte des 16. und 17. Jahrhunderts

In seinen Vogtrechnungen für die Söhne des Ulrich Dürckenheimer, die nach dem Tod der Witwe Christina Briswerckin anfielen, hat Johann Hanckeller mehrere Zahlungen aufgeführt, die er 1563 und 1564 an *fraw Christina [...] zuo Adelhausen* geleistet hat, einmal für Tuch und mehrfach *uff ir leibding*, also auf eine ihr zur Nutznießung lebenslang zustehende Rente.⁵⁸ Es liegt verführerisch nahe, in der Genannten eine ältere Tochter Ulrich Dürckenheimers zu sehen, die, wie Dürckenheimers Sohn Sixt als Pfründner in Schuttern, im Kloster Adelhausen als Pfründnerin lebte. Für diese Vermutung spricht, dass *Frau Christina* denselben Vornamen trug wie die Großmutter und die Mutter der Dürckenheimer-Söhne. Damit aber hätte Ludwig Dürckenheimer in einer besonderen persönlichen Beziehung zum Adelhauser Konvent gestanden, in dessen Auftrag er seine Zinnarbeit (siehe Abb. 5) für das Kloster gefertigt haben könnte. Auch eine Fertigung für seine Schwester Christina (vorausgesetzt, wir spekulieren richtig) wäre denkbar, aus deren Nachlass das Stück dann in den Besitz der Dominikanerinnen gelangt wäre. Wie dem aber auch sei: das Adelhauser (Neu-)Kloster ist jedenfalls als Vorbesitzer anzusehen, nach dessen Ende als Schulinstitut die Zinnplatte mit dem gesamten Inventarbestand 1867 der neu geschaffenen städtischen Stiftung „Schulfond Adelhausen“ zugeschlagen wurde, aus der es mit zahlreichen anderen Gebrauchs-, Kult- und Kunstgegenständen schließlich an das Augustinermuseum gelangte.

⁵⁶ Verkaufsurkunde vom 30. März 1585: *Die ersamen zunfftmaister Paulin Dentzer, rechtlich verordneter vogt weilandt Ludwig Türckhenheimers seeligen, nach todt hinderlassner kindere anderer [ehe], unnd Ruodolff Rüeher als auch rechtlich verordneter vogt erstgedachts Ludwig Türckhenheimers seeligen kindere erster ehe, so dann zunfftmaister Michell Banntzer als vogt Regine Kalteysin, ermelt Türckhenheimers seeligen witibin lezter ehe, haben [...] vögtlicher wise verkaufft [...] Thoman Winttern, goldschmiden, ein hauß und gesäß mit seiner zugehörte, zum Pellican genant, am vischmarckht gelegen, ist ein eckhauß, stost anderseit ann Vaslin Schechtelin, weißbeckhen, hinden auf Hannß Erhardten, schneidern, vornen uff die allmendt gaß, ist frey, ledig unnd eigen nach der herrschafft recht, mehr zehen guldin gelts herrn Jacoben Pauren, item sechs guldin gelts weilandt Jergen Lenglins seeligen erben zu Uffhausen unnd dann fünf guldin gelts Sixt Türckhenheimern, pfründnern im gottshauß Schuttern, alles ablösig. Unnd ist demnach der kauf geschehen umb vierhundert und dreissig guldin, jeden guldin zu dreyzehndthalben schilling pfenning gutter Freyburger wehrung [...]. Actum zinstags post judica anno etc. 85. StadtAF, B5 IIIa 1 Nr. 20, fol. 31r. – Die Nachlassrechnung von 1584/85 verzeichnet für den Verkauf des Hauses einen Erlös von 410 Gulden. StadtAF, C1 Pflugschaften 60 (Türkheimer), fol. 1r.*

⁵⁷ Ebd. (a) (wie Anm. 3), fol. 6r.

⁵⁸ *Item fraw Christina geben zuo Adelhausen umb duech X schilling. Item mehr fraw Christina geben uff ir leibding, so ir verfallen uff Martini LXIII jar, thut II gulden XII schilling. [...] Item uff zinstag nach dem heiligen wienachttag LXIII fraw Christina geben uff ir libding thut 2 gulden. Item uff sampstag nach oculi anno LXIII fraw Christina geben uff ir libding, so ir verfallen uff Martini LXIII, thut IIII gulden, und damit gar bezalt vermög der quittung.* Ebd. (a) (wie Anm. 3), fol. 5r-v.



Abb. 5 Die vom Freiburger Zinggießer Ludwig Dürckenheimer gefertigte Platte ist, dafür sprechen die deutlichen Spuren, als Tischplatte (als „ein auch als Kuchenplatte bezeichneter sogenannter Tischeschoner“) genutzt worden, auch wenn die (sicher sekundär angebrachte) Öse dafür spricht, dass das Stück zeitweise als Raumschmuck gedient hat (Städtische Museen Freiburg – Augustinermuseum, Inv. Nr. 5337; Foto: Axel Kilian).

Im ersten Band der Stiftungskataloge wurde, wie eingangs erwähnt, für das von Ludwig Dürckenheimer geschaffene Objekt eine eingehende Beschreibung vorgelegt, auf die zu verweisen ist und die hier – neben kleineren Ergänzungen – nur hinsichtlich einer, allerdings gravierenden Fehlaußage, die zudem bereits ihre eigene Tradition aufweist, korrigiert werden soll.

Die Zuschreibung an Ludwig Dürckenheimer ist durch dessen Meisterzeichen gesichert, das im unteren Zwickel der Platte graviert ist, neben dem Wappen der Stadt Freiburg als Beschauezeichen. Das Meisterzeichen weist zweimal die Anfangsbuchstaben des Meisternamens auf, „L“ und „D“ links und rechts oben neben der „4“, einem Zeichen, das so oder in mannigfachen

Variationen häufig auch als Hausmarke begegnet,⁵⁹ sowie nochmals „D“ auf dem Zeichenschaft, der in einem „L“ endet (siehe Abb. 1).

Schon die älteste Freiburger Kannengießerordnung aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts⁶⁰ verpflichtete die Zinngießer, ihr Meisterzeichen, *als von alters harkommen ist*, auf ihr Werkstück zu schlagen, *uf das man wisse, wellicher maister es gemacht habe*, und dazu eines von drei weiteren Zeichen, an dem man die verwendete Zinnsorte – Feinzinn oder eine Mischung von Zinn und Blei – mit einem Blick erkennen sollte. In der für Dürckenheimer in diesen Punkten verbindlichen Kannengießerordnung von 1511 heißt es dazu: *Zu dem ersten, was geschiers sy machent, das vynnzin ist, unvermuscht mit bley, daruff mögent sy den ganntzen rappenkopff, wie von altar herkomen, darzu ein krönlin mit dem hëmerlin darunder unnd jeder meister sin zeichen darzu schlagen. [...] Item die kannengiesser mugent Nürenberger zyn unnd muschung machen in dem besten, das ist newn pfundt zyn unnd ein pfundt bley, daruff söllent sy ouch den gannzen rappenkopff schlagen unnd ir zeichenn darzu stellen, doch söllennt sy das selb mit dem krönlin nit zeichnen wie das vynzin⁶¹. Die annder muschung soll sin vier pfundt zyns und ein pfundt bleys, daruff söllennt sy schlagen der statt schilt, namlich das crutz, unnd ouch yettlicher meister sin zeichen darzu.*⁶² In unserem Fall sollte also das Material der Platte, da sie mit dem Freiburger Kreuzwappen bezeichnet ist, aus der letztgenannten Mischung im Verhältnis von 4 Pfund Zinn zu 1 Pfund Blei bestehen.

In der unteren Spitze der Platte sind – nachträglich, auch nicht in einem Zug und teilweise sehr nachlässig – Ziffern graviert (siehe Abb. 5), die bisher – mit und ohne Fragezeichen – als Angabe zum Fertigungsjahr des Werkstücks interpretiert worden sind: *1 6 12*.⁶³ Nach dem jedoch, was oben im biografischen Teil an Lebensdaten Ludwig Dürckenheimers († 1583) mitgeteilt wurde, erledigt sich diese Mutmaßung von selbst. Erwin Hintze – auch er präsentiert eine glatte 1612 – scheint allerdings die Ziffern nur auf die Beschriftung der Platte zu beziehen, auf die er ohne weiteren Kommentar hinweist (siehe Abb. 1). Diese wäre demnach erst einige Zeit nach der Fertigung eingraviert worden. Wie dem aber auch sei und was immer man von den Ziffern halten soll: Die Beschriftung ist wohl nicht von demselben Graveur ausgeführt worden wie der übrige, sehr viel sorgfältiger und feiner ausgeführte Bestand der Dürckenheimer-Platte, dem zuzuordnen sind: die Kreuzigungsszene mit Maria und Johannes links und der knienden Maria Magdalena rechts, der „Kannenvase“ darunter, „von der beidseitig Blumen bzw. Blatt-ranken ausgehen“, ferner „die umlaufende Wellenranke mit Eicheln, glockenartigen Blumen und Blättern“, schließlich die „Blattzweige“ am äußeren Rand und „in den Zwickeln“.⁶⁴ In den schmalen, frei gebliebenen oder frei gelassenen Raum zwischen Ranke und Blattzweigen wurde dann mehr oder weniger geschickt die umlaufende Inschrift platziert.

⁵⁹ Siehe ANDREAS LUDWIG JACOB MICHELEN: Die Hausmarke. Eine germanistische Abhandlung, Jena 1853, T. I mit Abb. 20 und 37, T. II mit Abb. 14 und 16, T. III mit Abb. 33, 37 und 46-49. CARL GUSTAV HOMEYER: Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870, T. XXIV und öfter.

⁶⁰ StadtAF, C1 Gewerbe und Handel 37. Druck bei HINTZE (wie Anm. 2), S. 171.

⁶¹ Abgebildet bei HINTZE (wie Anm. 2), S. 182, Nr. 907 beim Eintrag für den Kannengießer Joseph Diebold.

⁶² *Uff fritag vor Laurenci habent kannengiesser dis ordnung zehalten gesworen. Actum die ut supra anno etc. undecimo.* StadtAF, C1 Gewerbe und Handel 37. Druck bei HINTZE (wie Anm. 2), S. 171f. Die ältere Ordnung sah als Beschauezeichen vor: einen ganzen Rappenkopf für Feinzinn, einen halben Rappenkopf für das Nürnberger Zinn und *der statt schilt, namlich das crutz*, für die Mischung 4:1.

⁶³ Bestandskataloge (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 240: 1612 (?). Katalog Adelhausen (wie Anm. 1), S. 105, Nr. 36: 1612. Die Zahlen stammen nicht von einer Hand. Auch fällt es schwer, in dem flotten Schnörkel eine „1“ zu sehen.

⁶⁴ Bestandskataloge (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 240.

„Eine Buchstabenumschrift ohne Wortsinn“?

Trotz mehrfacher Beschäftigung mit der – auf den ersten Blick hin rätselhaften – Reihe der zwar eng aneinander gefügten, aber doch mühelos zu lesenden Buchstaben (bis auf zwei Ausnahmen sind es Großbuchstaben) ist es bisher nicht gelungen, den Wortlaut der Beschriftung zu erschließen. So hat sich die Auffassung festsetzen können, es handle sich bei ihr um „eine Buchstabenfolge, die ohne Wortsinn bleibt und lediglich dekorativen Charakter hat“, kurz gesagt, um eine „Pseudoinchrift“.⁶⁵

Nun erscheint es von vornherein als wenig wahrscheinlich, dass sich jemand zum Ende des 16. Jahrhunderts die Mühe gemacht haben soll, mit der willkürlichen und sinnfreien Aneinanderreihung von Buchstaben eine Inschrift vorzutäuschen, deren schmückende Wirkung erkennbar gering ist und die dazu noch den Betrachter zum Narren hält. Und so fördert die etwas eingehendere Beschäftigung mit dem kuriosen ‚Phänomen‘ denn auch rasch ein ganz anderes, literatur- und geistesgeschichtlich durchaus interessantes Ergebnis zutage.

Sinnvollerweise ist der Einstieg zur Entzifferung der umlaufenden Buchstabenfolge, wie im Siegelwesen, zunächst oben im Spitz der Platte zu wählen. Damit ergibt sich folgende Reihung (der Großbuchstabe „T“, den der Graveur, wie sofort auffällt, immer auf den Kopf gestellt hat, ist zur Vereinfachung der Prozedur hier bereits wieder auf die Füße gestellt):

SIANDICVNTNITANMICDVOICVNREHTSOhIETDICANEANGBEDENTWER-
ACHtMICNITVNDIEMINENSIFORANDICVNDIEDINEN

Beim Überfliegen der Reihe fallen sogleich einige Buchstabenverbindungen auf, die durchaus einen Sinn ergeben: „VNT“, „NIT“, „VNREHT“, „DIE“ usw., sodass sich schließlich, unter Berücksichtigung des regional-alemannischen Sprachgebrauchs und der unregelmäßigen Schreibweise spätmittelalterlich-frühneuhochdeutscher Texte, als Versuchsanordnung diese Abfolge von Worttrennungen herauskristallisiert:

SI AN DIC VNT NIT AN MIC / DVO IC VNREHT SO hIET DIC / ANEANGBE-
DENT / WER AChT MIC NIT VN DIE MINEN / SI FOR AN DIC VN DIE DINEN

Damit wird der Sinn des Ganzen schon deutlich erkennbar. Auch für die zunächst noch irritierende Buchstabenfolge ANEANGBEDENT ergibt sich eine einleuchtende Lösung, wenn man davon ausgeht, dass der Graveur einen Buchstaben einzuschneiden vergaß: ANE[V]ANG BED ENT, soll heißen, Anfang und zugleich Ende des aus zwei Teilen bestehenden Ganzen. So ergibt sich, wenn wir nun an dieser Stelle einsetzen, folgender, durch Ergänzungen des Schriftbilds hier noch verdeutlichter Wortlaut:

ANE[V]ANG BE[I]D ENT / WER AChT MIC[H] NIT VN[T] DIE MINEN / SI[EH]
FOR AN DIC[H] VN[T] DIE DINEN – SI[EH] AN DIC[H] VNT NIT AN MIC[H] /
DUO IC[H] VNRE[C]HT, SO hIET DIC[H]

⁶⁵ „[...] eine sternartig gezackte Kuchenplatte mit keinen Sinn ergebender Buchstabenfolge als Pseudoinchrift“. Augustinermuseum (wie Anm. 1), S. 113. – „[...] eine Buchstabenfolge, die ohne Wortsinn bleibt und lediglich dekorativen Charakter hat“. Katalog Adelhausen (wie Anm. 1), S. 105, Nr. 36. – „[...] zwischen den Zwickeln und der Wellenranke Buchstabenumschrift ohne Wortsinn“. Bestandskataloge (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 240.

Bei der weiteren, unten skizzierten Beschäftigung mit den hiermit (fast) gefundenen zwei Varianten eines, wie sich zeigen wird, vielfach erörterten und zitierten Sprichwortkomplexes wird klar, dass dem Graveur der Plattenumschrift ein weiterer Fehler unterlaufen ist, durch den der erste Spruch in inhaltlich-logische und grammatikalische Schiefelage geraten ist. Wo ein „W“ (WERACHT) eingeschnitten worden ist (was nur als WER ACHT aufgelöst werden kann),⁶⁶ wäre ein „V“ zu setzen gewesen (VERACHT) – erst dadurch wird der Text vollends plausibel. So ergibt sich schließlich und letztendlich als Text der Inschrift:

ANE[V]ANG BE[I]D ENT / [V]ERACHT MIC[H] NIT VN[T] DIE MINEN / SI[EH]
FOR AN DIC[H] VN[T] DIE DINEN – SI[EH] AN DIC[H] VNT NIT AN MIC[H] /
DUO IC[H] VNRE[C]HT, SO HIET DIC[H]

In hochdeutscher Umsetzung:

ANFANG, BEIDER [SPRÜCHE] ENDE / VERACHTETE MICH NICHT UND DIE
MEINEN / SIEH ZUVOR AN DICH UND DIE DEINEN – SIEH AN DICH UND
NICHT AN MICH / TUE ICH UNRECHT, SO HÜTE DICH [es mir gleich zu tun]

Sprichwörter wahre wörter

Mit dem beginnenden 16. Jahrhundert, dem „goldenen Zeitalter des Sprichworts“,⁶⁷ lässt sich ein neues, rasch wachsendes Interesse an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redewendungen feststellen, das sich u.a. – neben der Verwendung in Text (der „Ulenspiegel“), Text/Bild (Sebastian Brants „Narrenschiff“)⁶⁸ und Bild (Pieter Bruegels „Niederländische Sprichwörter“)⁶⁹ – insbesondere auch in zahlreichen, zum Teil voluminösen Sprichwortsammlungen niedergeschlagen hat.⁷⁰ Den Anfang machte Erasmus von Rotterdam (1466-1536), der mit seiner im Juli

⁶⁶ WER ACHT MIC[H] NIT VN[T] DIE MINEN / SI[EH] FOR AN DIC[H] VN[T] DIE DINEN verfälscht die Zielrichtung des Spruchs, die allenfalls in der Fassung WER ACHT MIC[H] NIT VN[T] DIE MINEN / SI[EH] FOR AN SIC[H] VN[T] DIE SINEN wieder korrekt in Erscheinung trate.

⁶⁷ ANDREAS BÄSSLER: Sprichwortbild und Sprichwortschwank: zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 27), Berlin/New York 2003, S. 9. – Das Zitat *Sprichwörter wahre wörter* findet sich bei FRIEDRICH PETRI (PETERS): Der Teutschen Weissheit. Das ist: Außerlesen kurtze, sinnreiche, lehrhaffte und sittige Sprüche und Sprichwörter in schönen Reimen oder schlecht ohn Reim, von allerley Geistlichem und Weltlichem Wesen und Handel des gantzen Menschlichen Lebens, wie man sie im gemeinen Brauch hat, oder in gelehrter Leut Büchern findet, Faksimiledruck der Auflage von 1604/05, hg. und eingeleitet von WOLFGANG MIEDER (Nachdrucke deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts 46), Bern u.a. 1983, S. [690].

⁶⁸ BÄSSLER (wie Anm. 67), S. 74ff. (Narrenschiff) und 233ff. (Ulenspiegel), jeweils als exemplarische Beispiele.

⁶⁹ WILHELM FRAENGER: Der Bauern-Bruegel und das deutsche Sprichwort, München/Leipzig 1923; RAINALD GROSSHANS: Pieter Bruegel d. Ä. Die niederländischen Sprichwörter, Berlin 2003; BÄSSLER (wie Anm. 67), S. 3f.: „In Bruegels Werk kulminiert die weitverbreitete Gattung des Sprichwortbildes.“

⁷⁰ „Im 16. Jahrhundert kommt es [...] zu einer Blüte der Sprichwortsammlungen, sowohl in deutscher, als auch in lateinischer Sprache.“ KNUT KIESANT: Kalenderliteratur und Sprichwortsammlungen, in: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, hg. von WERNER RÖCKE und MARINA MÜNKLER (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 1), München/Wien 2004, S. 596-616 und 682-685, hier S. 606f. mit einer kurzen Übersicht über die wichtigsten Sprichwortsammlungen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

1500 zu Paris gedruckten Zusammenstellung von 818 Sprichwörtern der Antike eine höchst erfolgreiche – und zugleich folgenreiche – Publikation auf den Weg brachte.⁷¹ Nicht nur, dass dieser ersten, vielfach nachgedruckten Auflage der „Adagiorum Collectanea“ zahlreiche, von Erasmus ständig vermehrte Neuauflagen folgten – die achte Auflage 1533 (siehe Abb. 6), deren Druck Erasmus in Freiburg vorbereitete, wuchs noch einmal um 488 Stücke,⁷² die neunte Auflage ‚letzter Hand‘, die 1536 in seinem Todesjahr herauskam,⁷³ umfasste schließlich 4.151 meist ausführlich kommentierte Sprichwörter.⁷⁴ Der „beispiellose Bucherfolg“, der selbst nach des Erasmus Tod nicht abbriss,⁷⁵ hatte auch seine unmittelbare Wirkung auf die literarische Produktion der Zeitgenossen. Schon bald nach dem ersten Auftreten der Adagia erschienen weitere Sprichwortsammlungen auf dem Büchermarkt.

So brachte – um nur diese Beispiele zu nennen – 1508 der Tübinger Humanist Heinrich Bebel (1472/73-1518)⁷⁶ mit seiner Ausgabe der mehrfach wieder aufgelegten „Proverbia Germanica in latinitatem reducta“ 600 von ihm ins Lateinische übersetzte niederländische Sprichwörter heraus.⁷⁷ Wie Erasmus zielte Bebel mit deren Publikation insbesondere auf eine *reformatio verae latinitatis*, auf die Förderung eines korrekteren, an den klassischen Autoren geschulten Lateins.⁷⁸ Erasmus verband freilich seine philologischen Interessen mit seinen ihm nicht min-

⁷¹ Zu den *Adagia* vgl. insbesondere die Untersuchung von MARGARET MANN PHILLIPS: The ‚Adages‘ of Erasmus. A study with translations, Cambridge 1964; dazu die Einleitung von Theresia Payr zu der zweisprachigen Edition ERASMUS VON ROTTERDAM: Dialogus cui titulus Ciceronianus/Adagiorum Chiliades (*Adagia selecta*), ausgewählt und übersetzt von THERESIA PAYR (Erasmus von Rotterdam. Ausgewählte Schriften. Lateinisch und deutsch 7), Darmstadt 1972, S. XI-XXXIII, sowie das Nachwort von Theodor Knecht (Erasmus und die ‚Adagia‘) zu der deutschsprachigen Auswahledition ERASMUS VON ROTTERDAM: *Adagia* : vom Sinn und vom Leben der Sprichwörter, ausgewählt, übersetzt und erläutert von THEODOR KNECHT, 2. Aufl., Zürich 1985, S. 221-239. – „Zwei Jahre vor seinen ‚Collectanea‘, am 10. April 1498, war bei Aldus in Venedig Polydor Virgilius‘ ‚Proverbiorum Libellus‘ erschienen, der zwar nur 316 Sprichwörter enthält, aber in seiner ganzen Anlage [...] auffallende Ähnlichkeit mit den ‚Collectanea‘ des Erasmus zeigt, ohne dass es bis jetzt gelungen wäre, die Abhängigkeit des Erasmus von Polydor Virgil nachzuweisen.“ PAYR, S. XIV. Auch die bereits 1480 gedruckten *Proverbia communia*, eine Sammlung niederländischer Sprichwörter samt lateinischer Übersetzung, deren lateinische Version später Heinrich Bebel stilistisch korrigiert herausbrachte (siehe Anm. 78), haben in den *Adagia* des Erasmus keine Spur hinterlassen, obwohl er sie gekannt haben wird (siehe ULRICH MEISSER: Die Sprichwörtersammlung Sebastian Francks von 1541, Amsterdam 1974, S. 429f.).

⁷² MANN PHILLIPS (wie Anm. 71), S. 135ff.

⁷³ *Adagiorum chiliades* Des. Erasmi Roterodami, Basel 1536.

⁷⁴ PAYR (wie Anm. 71), S. XXIII. – KNECHT (wie Anm. 71), S. 222, MANN PHILLIPS (wie Anm. 71), S. 3, und andere nennen die nicht korrekte Zahl von 4.251 *Adagia* (Der Begriff ist im Übrigen „ziemlich weit gefasst [...] und [bezieht] auch ‚geflügelte Worte‘ und allgemeine Lebensweisheit [...], sprichwörtliche Redensarten und stehende Wendungen ein.“ PAYR [wie Anm. 71], S. XXVII).

⁷⁵ Insgesamt erschien eine „riesige Anzahl“ von Nachdrucken, Auswahlgaben und Übersetzungen. PAYR (wie Anm. 71), S. XXX.

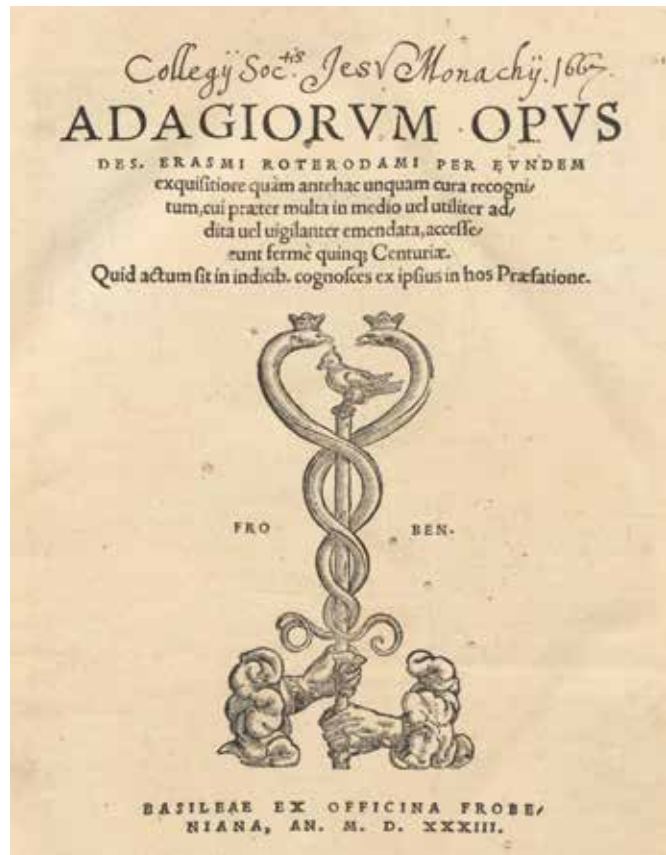
⁷⁶ DIETER MERTENS: Artikel „Bebel, Heinrich“, in: *Deutscher Humanismus 1480-1520. Verfasserlexikon*, Teilbd. 1, Berlin 2008, Sp. 142-163; KLAUS GRAF: Heinrich Bebel, in: *Deutsche Dichter der frühen Neuzeit (1450-1600). Ihr Leben und Werk*, hg. von STEPHAN FÜSSEL, Berlin 1993, S. 281-295.

⁷⁷ FRIEDRICH SEILER: *Deutsche Sprichwörterkunde*, München 1922, S. 107ff.

⁷⁸ Bebel publizierte in bereinigter Fassung die in „holprigem“ Latein vorliegenden Sprichwörter seiner niederländisch-lateinischen Hauptquelle, der *Proverbia Communia*, einer Ende des 15. Jahrhunderts im Schulbetrieb verwendeten Sprichwörtersammlung. MERTENS (wie Anm. 76), Sp. 159f.; GRAF (wie Anm. 76), S. 291f.; MEISSER (wie Anm. 71), S. 431f. – Zu Bebels zweitem Anliegen, der Würdigung der ethisch-kulturellen Leistungen der Germanen (*laus Germanorum*; MERTENS [wie Anm. 76], Sp. 146) siehe weiter unten.

Abb. 6

Von 1515 an wurden alle von Erasmus ‚autorisierten‘ Ausgaben der Adagia in Basel von Johannes Froben, nach dessen Tod von den Erben Hieronymus Froben und Nikolaus Episcopius in der Officina Frobeniana herausgebracht, wie die hier abgebildete Ausgabe von 1533, die Erasmus während seines Aufenthalts in Freiburg erarbeitete (Bayerische Staatsbibliothek München, ESlg/2 L.eleg.m. 36, S. 5, urn:nbn:de:bvb:12-bsb00090054-5).



der wichtigen ethisch-zeitkritischen Überzeugungen, die er in den – von ihm in die Publizistik eingeführten – Erläuterungen der Sprichwörter breit darlegen konnte.⁷⁹ Diese Linie verfolgten ihrerseits zwei Sammlungen deutscher, ausgiebig mit „moralisch-didaktischer Tendenz“ kommentierter und ausgedeuteter Sprichwörter:⁸⁰ 1529/34 veröffentlichte der evangelische Theologe und Pädagoge Johannes Agricola (1494-1566) einen Band mit 750 Sprichwörtern, die er 1548 durch *Fünfhundert neue deutsche Sprichwörter* ergänzte.⁸¹ 1541 schon hatte der evangelische Theologe und Mystiker Sebastian Franck (1499-1542/43) eine Zusammenstellung von etwa 7.000 Sprichwörtern bei Christian Egenolff in Frankfurt publiziert.⁸² Der geschäftstüchtige Verleger Egenolff kompilierte dann seinerseits 1548 aus den Drucken von Agricola und Franck eine weit in das nächste Jahrhundert hinein erfolgreiche Auslese von 1.320 Sprichwörtern (siehe Abb. 7) und tradierte damit einen festen Sprichwortbestand beider Autoren.⁸³

⁷⁹ „[...] übt er, wo immer antike Spruchweisheit dazu Gelegenheit bietet, Kritik an den gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen seiner Zeit.“ PAYR (wie Anm. 71), S. XIXf.

⁸⁰ LUTZ RÖHRICH/WOLFGANG MIEDER: *Sprichwort*, Stuttgart 1977, S. 43.

⁸¹ SEILER (wie Anm. 77), S. 113ff. RÖHRICH/MIEDER (wie Anm. 80), S. 43.

⁸² SEBASTIAN FRANCK: *Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe mit Kommentar*, Bd. 11: *Sprichwörter*, Text-Redaktion: PETER KLAUS KNAUER, Bern u.a. 1993. Zum Inhalt siehe MEISSER (wie Anm. 71); WILL-ERICH PEUCKERT: *Sebastian Franck*, München 1943, S. 458ff.; SEILER (wie Anm. 77), S. 121ff.

⁸³ SEILER (wie Anm. 77), S. 122f.; RÖHRICH/MIEDER (wie Anm. 80), S. 43.

Das 17. Jahrhundert wird dann zum „Zeitalter der großen Massensammlungen“: 1604/05 publiziert der Braunschweiger evangelische Pfarrer Friedrich Petri (1549-1617) seine Sammlung „Der Deutschen Weissheit“ mit 21.643 Sprichwörtern,⁸⁴ 1610/12 folgt die dreibändige Publikation „Florilegium Ethico-Politicum“ des Heidelberger Bibliothekars Janus Gruterus (1560-1627).⁸⁵

In Friedrich Petris voluminöser Sammlung begegnen nun erstmals im Druck und annähernd wortgleich jene zwei sprichwörtlichen Redensarten, die Dürckenheimers Zinnarbeit zieren. Unter den von Petri alphabetisch nach dem ersten Wort geordneten Stücken erscheinen an entsprechender Stelle:

RICHT NICHT MICH VND DIE MEINEN / SIHE VOR AN DICH VND DIE
DEINEN.⁸⁶
SIHE NICHT AUFF MICH / SONDERN AUFF DICH / THUE ICH VNRECHT /
DAFÜR HÜTE DICH.⁸⁷

Die Variante⁸⁸ VERACHT MICH NICHT der Dürckenheimer-Zinnplatte, die bei Petri fehlt, findet sich dann unter den ebenfalls alphabetisch aufgelisteten Sprichwörtern des Janus Gruterus, der den Wortlaut der beiden ‚Dürckenheimer-Sprüche‘ so wiedergibt:

VERACHT NICHT MICH VND DIE MEINEN/ BEDENCKE ZUVOR DICH VND
DIE DEINEN.⁸⁹
SIEHE AUFF DICH/ VND NICHT AUFF MICH/ THUE ICH VNRECHT/ SO HÜTE DICH.⁹⁰

⁸⁴ PETRI (wie Anm. 67). – Zu Petris Sammlung siehe SEILER (wie Anm. 77), S. 131ff.

⁸⁵ JANUS GRUTERUS: Florilegium Ethico-Politicum: nunquam antehac editum ... Pars tertia: Accedunt Gnomae paroemiaque Graecorum, item proverbia Germanica, Belgica, Gallica, Italica, Frankfurt 1610/12. – Zu Jan Gruters Sammlung siehe SEIDLER (wie Anm. 77), S. 134.

⁸⁶ PETRI (wie Anm. 67), S. [664]. KARL FRIEDRICH WILHELM WANDER: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk, Bd. 1-5, Leipzig 1867-1880, hier Bd. 3, Sp. 1669 (Schlagwort: Richten, Nr. 17), verweist auf Petri als Fundstelle.

⁸⁷ PETRI (wie Anm. 67), S. [674]. WANDER (wie Anm. 86), Bd. 4, Sp. 505 (Schlagwort: Sehen, Nr. 104), verweist hier nicht, wie zu erwarten wäre, ebenfalls auf Petri als Fundstelle, sondern auf WILHELM KÖRTE: Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, Leipzig 1861, S. 401, Nr. 5551, der selbst keine Quelle angibt.

⁸⁸ Es liegt auf der Hand, dass sich durch mündliche Überlieferung Varianten entwickelten, ohne dass deren Sinn eine andere Richtung erhielt; so hat Petri neben den zitierten Fassungen noch eine weitere notiert: SIHE DICH AN / VND VRTHEILE MICH / FINDESTU DICH OHN SCHULD / SO STRAFFE MICH (S. [673]). In der dritten großen Sprichwörtersammlung zu Anfang des 17. Jh. findet sich die – einleuchtendere – Form: SIEHE DICH AN / VND VRTHEILE DICH / BIST OHNE SCHULD / SO STRAFFE MICH. CHRISTOPH LEHMANN: Florilegium Politicum. Politischer Blumengarten, Darinn Außerlesene Sententz, Lehren, Regulen vnd Sprüchwörter auß Theologis, Jurisconsultis, Politicis, Historicis, Philosophis, Poeten vnd eigener erfahrung unter 286 Tituln [...] in locos communes zusammen getragen, Lübeck 1630, S. 729. – Zu Christoph Lehmann (1568-1638), Stadtschreiber zu Speyer und bischöflicher Rat, siehe SEILER (wie Anm. 77), S. 135ff.

⁸⁹ GRUTERUS (wie Anm. 85), Bd. 3, S. 81; WANDER (wie Anm. 86), Bd. 4 (Schlagwort: verachten, Nr. 14) verweist auf Gruterus als Fundstelle.

⁹⁰ GRUTERUS (wie Anm. 85), Bd. 3, S. 86. – Für die Fassung SIEHE DICH AN VNDT NICHT MICH, THUE ICH VNRECHT, SO HUETTE DICH nennt WANDER (wie Anm. 86), Bd. 5, Sp. 776 (Schlagwort: Ansehen, Nr. 67) als Fundstelle: „Aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Königsberg aus dem 17. Jahrhundert“.



Abb. 7 Titelblatt der von dem Frankfurter Verleger Christian Egenolff 1548 herausgegebenen Auswahl-
sammlung von Sprichwörtern (Bayerische Staatsbibliothek München, Res/4 L.eleg.m. 198, S. 7,
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00024424-7).

Die ethisch-pädagogische und kirchlich-pastorale Zielrichtung beider Sprüche liegt auf der Hand, sie ist uns Heutigen insbesondere noch mit dem biblischen Sprichwort vom „Splitter im Auge des Anderen“ geläufig:⁹¹ Ihre zeitgenössische Bedeutung wird jedoch erst recht sichtbar, wenn in Rechnung gestellt wird, welch hoher Aussage- und Erkenntniswert dem Sprichwort „als Ausdruck uralter Lebensweisheit“ seit Erasmus beigemessen worden ist. In den Sprichwörtern sieht dieser die gesamte ‚Philosophie‘ und Weisheit der Antike in Abbeviatur enthalten.⁹² Ebenso hebt Heinrich Bebel auf das hohe Alter der deutschen Sprichwörter ab, die er als tradierte Zeugnisse germanischer Kultur und Sitte und einer „Moralphilosophie der praktischen Lebensführung“ versteht.⁹³ Agricola und Franck, die Sammler der Reformationszeit, erhöhen dann noch einmal das Wesen und die Essenz des Sprichworts als Ausfluss göttlicher Weisheit; „letzterer rückt die Sprichwörter immer wieder in unmittelbare Nähe der Evangelien“.⁹⁴ Dem Leser will Franck, wie er im Vorwort zu seiner Publikation ausführt, zeigen, was *weißheyt, kunst, verstand, religion vnd verborgner gheym in der alten Teutschen, Latiner, Griechen vnnd Hebreer Sprichwörtern steckt*, und ihn ermuntern, dass er *ein lust vnd lieb darzû gewünn, denen [Sprichwörtern] [...] selbs im Herrn nachzudencken, als einem festen wort Gots, das Got in aller menschen hertz vnnd mund geschriben vnnd gelegt hat, wie in der außlegung ettlicher Sprichwörter ersehen würt*.⁹⁵

In diesen Kontext sind also auch die zwei hier in Rede stehenden, inhaltlich identischen Sinnsprüche der Dürckenheimer-Arbeit zu stellen, bei denen es sich um die breitere Ausformung eines ursprünglich knapp gefassten Diktums handelt, auf das sie letztendlich zurückzuführen sind – die Sprichwortsammler Petri⁹⁶ und Gruterus⁹⁷ kennen und zitieren es ebenfalls: SIHE DICH SELBST AN, lautet bündig die Kurzversion, die ihrerseits auf die *Adagia* des Erasmus und sein eingehend kommentiertes Sprichwort Nr. 595 – NOSCE TEIPSUM (ERKENNE DICH SELBST)⁹⁸ – zurückverweist. Erasmus benennt im Kommentar die Schwere der gleichwohl unabdingbaren Verpflichtung zur Selbsterkenntnis mit einem Zitat: *Thales autem rogatus, [...] Quid est difficile? respondit: seipsum nosse. Quid facile? Alterum admonere. (Thales erwiderte auf die Frage: Was ist schwierig? ‚Sich selbst erkennen‘. Und was ist leicht? ‚Die anderen tadeln‘)*. Überheblichkeit also, die sich aus fehlender Selbsterkenntnis speist: diese Thematik wird von Erasmus auch in jenem, wohl nicht zufällig dem NOSCE TEIPSUM vorausgeschickten Sprichwort Nr. 594 angesprochen, das, wie Erasmus sagt, derzeit in vielen Regionen zur Kenn-

⁹¹ WER DEN SPLITTER RICHTEN WILL IN EINES ANDERN AUG / DER SEHE ZUVOR AUFF DEN BALCKEN IN SEINEM EIGEN AUG, heißt es bei PETRI (wie Anm. 67), S. [842]. Siehe dazu ausführlich CARL SCHULZE: Die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache. Nachdruck der Ausgabe 1860, hg. und eingeleitet von WOLFGANG MIEDER (Sprichwörterforschung 8), Bern u.a. 1987, S. 137f., Nr. 193.

⁹² PAYR (wie Anm. 71), S. XIV und XXIX; BÄSSLER (wie Anm. 67), S. 40.

⁹³ „Bebel will die Ethik der alten Deutschen, die das Äquivalent der antiken Philosophie und [...] Gesetzgebung sei, in den Sprichwörtern aufweisen.“ MERTENS (wie Anm. 76), Sp. 159 f.; GRAF (wie Anm. 76), S. 291f.; BÄSSLER (wie Anm. 67), S. 41.

⁹⁴ „Welch hohen Stellenwert [...] das Sprichwort um 1500 genießt, kann man letztlich daran erkennen, dass es sich als ehrwürdige Form der Weisheitsrede dem ersten [...] Quell aller Weisheit zugeschrieben sieht: [...] weil nämlich ‚Alle weysheit alleyn von Gott gegeben wirt‘ (Agricola).“ BÄSSLER (wie Anm. 67), S. 50f.

⁹⁵ FRANCK (wie Anm. 82), S. 7. Ausführlich dazu MEISSER (wie Anm. 71), S. 389ff.; BARBARA BAUER: Die Philosophie des Sprichworts bei Sebastian Franck, in: Sebastian Franck (1499-1542), hg. von JAN-DIRK MÜLLER (Wolfenbüttler Forschungen 56), Wiesbaden 1993, S. 181-221.

⁹⁶ PETRI (wie Anm. 67), S. [673].

⁹⁷ GRUTERUS (wie Anm. 85), S. 65 (dort auch: SICH SELBS KENNEN DIE GRÖST KUNST).

⁹⁸ Text und Übersetzung nach der Ausgabe ‚letzter Hand‘ von 1536: PAYR (wie Anm. 71), S. 416-421.

zeichnung von Menschen gebraucht werde, die sich arrogant über fremde Fehler auslassen, die eigenen aber übersehen: IN TUUM IPSIUS SINUM INSPUE⁹⁹ – die deutsche Fassung SPEIE INN DEINEN EYGEN BÜSEN fügte der evangelische Schulmeister Eberhard Tappe dem Erasmus-Text hinzu, als er ihn in seine Publikation der „Germanicorum adagiorum“ übernahm.¹⁰⁰ Dem entspricht inhaltlich der zeitnahe Randvermerk von der Hand eines Benutzers, der sich in einem Band der *Adagia*-Auflage von 1518 (siehe Abb. 8) neben dem IN TUUM IPSIUS SINUM INSPUE findet: SIHE DICH SELBS AN.¹⁰¹

Das Motiv der (fehlenden) Selbsterkenntnis, das in ganz unterschiedlichen Sprichwortbildern seinen Ausdruck gefunden hat, ist dann von Sebastian Franck aufgegriffen und ebenfalls breit interpretiert worden. Sein Text¹⁰² kann hier als Beispiel für den argumentativen Einsatz von Sprichwörtern in den Predigten der Reformatoren – auch Luther hatte sich eine Sprichwortsammlung angeeignet¹⁰³ – stehen, ein Verfahren, das sich aber auch schon in den Texten der vorreformatorischen wie dann der gegenreformatorischen Predigtliteratur findet,¹⁰⁴ von Johann Geiler von Kaysersberg (1445-1510), der die ‚Tadelsucht‘ als *neunte Sünde des Mundes* unter Verweis auf das auch von Franck zitierte Sprichwort vom Kartenspiel verurteilt,¹⁰⁵ über den Schulmeister, Ingolstädter Pfarrer und Professor für kanonisches Recht Georg Hauer (um 1484-1536), Verfasser einer lateinischen Grammatik mit einem Anhang ausgewählter *Adagia* des Erasmus, denen er sinnentsprechende deutsche Sprichwörter zur Seite stellte,¹⁰⁶ bis hin zu Ab-

⁹⁹ IN TUUM IPSIUS SINUM INSPUE. – *Hac nostra tempestate multis regionibus hoc circumfertur adagium. Iubent enim hominem aliena vitia taxantem, in suum ipsius sinum inspuere, tanquam admonentes, ut domesticorum malorum recordatione desinat arrogantius insectari vitam alienam.* Adagium 594. – „Schon dem Erasmus entging es nicht, dass gar nicht selten den antiken Sprichwörtern noch lebendige niederländische Sprichwörter zum Teil wörtlich entsprachen. Er führt solche, allerdings ins Lateinische übersetzt, an mit Wendungen wie:“ [s. o.]. SEILER (wie Anm. 77), S. 105ff.

¹⁰⁰ IN TUUM IPSIUS SINUM INSPUE. SPEIE INN DEINEN EYGEN BÜSEN: EBERHARDUS TAPPIUS (TAPPE): *Germanicorum adagiorum cum latinis ac graecis collatorum Centuria septem*, Straßburg 1539, fol. 215r. Auf Tappius und Erasmus als Quelle für das Sprichwort verweist WANDER (wie Anm. 86), Bd. 1, Sp. 519 (unter dem Schlagwort: Busen), nicht jedoch Bd. 4, Sp. 681 (unter dem Schlagwort: Speien). – Tappius hat siebenhundert *Adagia* des Erasmus samt ihren – teilweise gekürzten – Kommentaren übernommen und ihnen sinnentsprechende deutsche Sprichwörter und Redensarten hinzugefügt. PEUCKERT (wie Anm. 82), S. 461; SEILER (wie Anm. 77), S. 121; MEISSER (wie Anm. 71), S. 433. – Zu den volkssprachlichen Entsprechungen der Erasmus-Sprichwörter siehe auch WILLEM H. D. SURINGAR: *Erasmus over nederlandsche spreekwoorden en spreekwoordelijke uitdrukkingen van zijnen tijd*, Utrecht 1873, hier S. 182, Nr. 100.

¹⁰¹ Zu den ersten 68 lateinischen Sprichwörtern des in der Bayrischen Staatsbibliothek München liegenden Bandes (Signatur: 2 L.eleg.m. 31 a) wurden von einer Hand des 16. Jahrhunderts die entsprechenden deutschen Sprichwörter hinzugefügt. Die zitierte Randnotiz (zu *Adagia* 594) stammt von einer weiteren, ebenfalls zeitnahen Hand (siehe Abb. 8).

¹⁰² Auf den theologischen Gehalt des Textes ist hier nicht einzugehen; siehe dazu MEISSER (wie Anm. 71), S. 402ff.

¹⁰³ KIESANT (wie Anm. 70), S. 607f.; SEILER (wie Anm. 77), S. 116ff.

¹⁰⁴ KIESANT (wie Anm. 70), S. 614. Zum „Sprichwort als Kampfmittel der Invektiva in der Polemik der reformatorischen und gegenreformatorischen Streitschriften“ siehe BÄSSLER (wie Anm. 67), S. 52.

¹⁰⁵ Aus der Predigt am Freitag nach Oculi 1505 (*von der nünden sünd des mundes und sagt von schelten*): [...] *Betracht, das du selber bresthafftig bist, wan du zu einem sprichst: du schalck, du dieb, du hur vnnd deß gleichen [...] vnnd sich dir selber in daß karten spil vnnd nym war, wie vil böser stein du dar innen erfinden werdest.* JOHANN GEILER VON KAYSERSBERG: *Das bu^{ch} der sünden des munds*, Straßburg 1518, fol. 38r.

¹⁰⁶ GEORG HAUER: *Hauerius*, Augsburg 1516 [ohne Blattzählung]. Zu Hauer vgl. FRANZ JOSEF WORSTBROCK: Artikel „Hauer (Hauer, Hauerius), Georg“, in: *Deutscher Humanismus 1480-1520. Verfasserlexikon*, Teilbd. 1, Berlin 2008, Sp. 1048-1054.

extendisse loqueris, Ut quantum generi demas, uirtutibus addas. Translatum ab auium pullis, qui sic grandescunt, subnaacentibus plumis, ut materno nido capi non possint.

In tuum ipsius sinum inspue.

XCVIII

Sihe dich selbs an

Hac nostra tempestate multis regionibus hoc circumfertur adagium. Iubent enim hominē aliena uitia taxante, in suum ipsius sinum inspue, tanq̄ admonētes, ut domesticorū malorū recodatione, desinat arrogantius insectari uitam alienam. Idem antiquitas fieri solere, colligi utcumq̄ potest ex uerbis Plinianis, qui libro uigesimooctauo, capite quarto, scribit hunc in modum. Veniam quoq̄ a Deis, spei alicuius audacioris petimus, in sinum spuendo. Idem in eodem capite scribit, Salpæ torporē sedari quocunq̄ membro instupente, siquis in sinum expuat. Quorū utrunq̄ nō prorsus abhorret a nostro uulgato prouerbio, siquidē qui carpit aliena, spe quadam improba peccat, quasi speret, sibi nihil simile a quocūq̄ opprobriari posse, cum nemo sit, qui nō aliquo uitio teneatur. Et qui proprii mali, quasi sui ipsius sensu caret, ceu Salpæ torpore tenetur. Lucianus de mercede seruitutibus, ἢ ἔτι οὐκ ἔς τῶν κολποῦ πλῆσας προσηγορῶν κατηγορεῖται, id est, Quodq̄ nō prius in tuum ipsius sinum inspueris, q̄ accusare coeperis. Idem in uotis, ὑπερμαλῶς γὰρ ἀδύμωτον, ἡδὲ εἰς τὸν κολποῦ οὐ πλῆσας, οὐδὲ οἰδῶν ἕσται ὄρ ναικλιγῆς. Iocatur quispiam in amicum, quod tanq̄ oblitus sui, opes immensas imaginaretur, neq̄ in sinum spueret, ut agnosceret, quisnam esset. Idem indicat Theocritus Ecloga sexta. Nam Polyphemus, cum paulo arrogantius suam formā extulisset, πρὸς μὲν βασιναῦδά δὲ πρὸς ἐς ἐμὸν ἔπλησα κολποῦ, ταῦτα γὰρ ἐχρησάμην κοτυπηρία ἐξ ἐδ' ἰδ' ἄσχη. Quorū carminum hæc ferme sententia est. Nequid me lædat inuidia, neue noceat falcinatio, ter in meum inspuis sinum. Nam id me Corythidas anus docuit. Huc fortasse pertinet, quod ait Lucianus in Neocyomantia, πρὸς ἄρ μου πρὸς τὸ πρόσωπον ἀποτήσας, id est, Posteaq̄ ter mihi despuisset in faciem. Nec alienum hinc est, quod in secunda Satyra scripsit Persius, Frontemq̄ atq̄ uida labela, Infami digito, & lustralibus ante saluis Expiat.

Nosce teipsum.

XCXV

Ad eandē sententiā pertinēt tria illa. Inter omnia sapientū apophthegma, uel maxime celebrata, adeo ut quēadmodum in Charmide testatur Plato, pro foribus templi Delphici ab Amphictyonibus inscripta, ueluti digna Deo uiderentur. Quorū primum est γνώθι σεαυτὸν. Nosce teipsum. In quo modestiæ, mediocritatisq̄ commendatio est, ne nobis uel maiora, uel etiam indigna sequamur. Nam hinc omnis uitæ pestis oritur, quod sibi quisq̄ blanditur, & quantū alijs præter æquum detrahit, tantū sibi philautiæ uitio, præter meritū tribuit. M. Tullius ad Qu. fratrem libro quarto, Et illud γνώθι σεαυτὸν, noli putare ad arrogantiam minuendam solum esse dictum, uerum etiā, ut bona nostra norimus. Fertur hic quoq̄ senarius inter sententiās prouerbiales, τὸ γνώθι σεαυτὸν πρῶτα χρῆσθαι, id est, Vbiq̄ cōfert, ut teipsum noueris. Citatur a Nonio Marcello Satyra quædam Varronis hoc titulo, γνώθι σεαυτὸν. Qui dius de arte amandi, Fama celebrata per orbem Littera, cognosci quæ sibi quēq̄ iubet. Iuuenalis, E celo descendit γνώθι σεαυτὸν. Ouidius hanc sententiā ad Pythagoram auctorē refert. Platonius Socrates ab Apolline profectā arbitrat. Plato in Phædro, οὐδὲ δάναμαι πῶ τὸ κτὶ δελφικὸν ὑψηλάμην γνώθι σεαυτὸν, id est, Nondum possum meipsum, iuxta Delphicam inscriptionē cognoscere. Sunt, qui ex Homero tanq̄ Oceano, hanc quoq̄ mutuo sumptam existimant, apud quē Hector, cum in reliquos omneis impetū faceret, tamen Aiacem, ut se præstantiorē dedinauit. Sic em̄ ait poeta, ἄκοντος δ' ἀλλοτρίαν μάχην κλυμασσάμενος, id est, Congressum Aiæcis fugit Telamone creati. Diogenes Thaleti tribuit. Apud hunc Antisthenes Phemonozæ ascribit, ceterū Chilonē usurpasse. Thales autem rogatus, τί ἔστι δύσκολον; ἔφη, τὸ σεαυτὸν γνῶναι, τί ἕύκολον; ἔδωκε ὑποτίθεσθαι. Quid est difficile: respōdit, seipsum nosse. Quid facile: alterū admonere. Macrobius primo in Scipionis somnium cōmentario tradit, quidam Delphicū oraculum cōsultenti, quo nam itinere posset ad felicitatē peruenire, respōdit sum ad hunc modum, Si teipsum cognoueris. Citatur a Gnomologis grecis hic ex Antiphane senarius, εἰ θνητὸς εἴ βέλτεσι θνητῶν ἢ φρονέω, id est, Prædare, si mortalis es, mortalia fac cogites. Eandē sententiā sic extulit Pindarus διὰ τὰ θνητὰ πρὸς τὸν ἰ. Mortalia morales decet. Demonax interrogatus quando cepisset philosophari, Posteaq̄, inquit, cepi nosse meipsum.

Ne quid nimis.

XCXVI

Alterū diueris uerbis, eandē fermē sententiā cōplectitur, μή τι ἄγαν, id est, Ne quid nimis, Quam quidem tanq̄ uulgo celebratam, Terentius in Andria etiam Sofiæ libertini personæ

Nota

Abb. 8 Die von Erasmus kommentierten Sprichwörter I,VI,XCVIII (594): IN TUUM IPSIUS SINUM INSPUE (mit dem handschriftlichen Vermerk SIHE DICH SELBS AN) und I,VI,XCV (595): NOSCE TEIPSUM (mit dem Vermerk Nota bei dem Thales-Zitat) in der Ausgabe von 1518 (Bayerische Staatsbibliothek München, 2 L.eleg.m. 31, S. 235, urn:nbn:de:bvb:12-bsb00020174-8).

raham a Sancta Clara (1644-1709), der einen besonderen Hang zu sprichwörtlichen Wendungen besaß, die er ausgiebig in seinen Predigten zitierte und ausdeutete.¹⁰⁷

Sebastian Franck stellt jedem seiner Texte ein lateinisches Sprichwort voran, dem er mehrere deutsche folgen lässt, denn, so meint er selbstbewusst, *allenthalb, wo die Latini, Graeci oder Hebraici ein Sprichwort haben, haben wir zehn:*

IN TUUM IPSIUS FIMUM INSPICE.¹⁰⁸

GUCK IN DEIN EYGEN HÄFELIN.

GREIFF IN DEINN EYGEN BÜSEN.

SIHE DICH SELBS AN.

SICH SELBS KENNEN DIE GRÖSST KUNST.

VIL KENNEN VIL/ VND SICH SELBS NIT.

SIHE IN DEIN EYGEN SPIL/ KART AUSS DEINER HAND WILT DU

GEWINNEN.

DER IST HOCHGELERT/ DER SICH SELBS KENNEN LERT.

Der mensch ist von himel vnd erd/ von geyst vnnd fleysch zusammen gesetzt/ Ja von fewr vnd von wasser gar ein seltzam gemächt/ also daß er drumb die kleiner welt wirt gñent. Wer nu sich selbs kent/ der kent was geyst vnnd fleysch/ Got vnnd mensch/ himmel vnnd erden/ vnd all creatures seind/ dann er hat von iedem ein stuck/ in vnd an jm/ also das kein creatur ist/ dauon er nit etwas an jm hab. [...] An jm findest lufft/ wasser/ fewr vnd erd/ Gots bild vnd auch des teuffels sam vnd Character durch die alt schlangen in Adam in jn tragen. Darumb ist die erkantnuß sein selbs das ewig leben vnd die höchst seligkeyt/ dann darinn wirt begriffen die erkantnuß aller ding zum leben von nöten/ Darinn findestu Gott/ sein gesatz/ Christum vnd Euangelium/ so du es nahend ansihest/ in die tafel deines hertzens mit seinem finger geschriben. [...] Nun ist die erkantnus sein selbs/ welche in jr beschleußt/ was Got vnd teuffel/ oder mensch/ güt vnnd böß/ gericht vnd gerechtigkeit/ tod vnd leben/ liecht vnd finsternuß/ hell vnd himel/ sünd vnd iustici sei. Das ist aber das ewig leben/ Johan. 17. Sap. 15. Hier. 9. Esaie. 53. Wie aber erkantnus sein selbs/ Gots erkentnuß in sich schließ/ volgt hernach/ Ein ieder denck an sich selbs/ so denck er weiters. AEDIBUS IN NOSTRIS QUAE PRAUA AUT RECTA GERUNTUR.¹⁰⁹ SIHE IN DEIN HAUSS/ DARNACH DARAUSS.

¹⁰⁷ KARL FRIEDRICH WILHELM WANDER: Abrahamisches Parömiakon. Oder: Die Sprichwörter, sprichwörtlichen Redensarten und schönen sinnreichen Gleichnisse des P. Abraham a St. Clara, Breslau 1838. Wander exzerpierte 3.254 Nummern aus den Werken des Jesuiten. Siehe auch FRIEDRICH LAUCHERT: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei P. Abraham a S. Clara, in: Alemannia 20 (1892), S. 213-254.

¹⁰⁸ Schauge auf deinen eigenen Dreck. – Christian Egenolff übernahm in seiner Auswahl (siehe oben bei Anm. 83) den Franckschen Text, änderte aber die namengebende Titelzeile: anstelle des IN TUUM IPSIUS FIMUM INSPICE setzte er SIHE DICH SELBS AN. NOSCE TEIPSUM; Sprichwörter, schöne, weise Klügeden. Darinnen Teutscher vnd anderer Spraachen Höfflichkeit, Zier, Höchste Vernunft vnd Klugheit, Was auch zu Ewiger vnnd zeitlicher Weißheit, Tugent, Kunst vnnd Wesen dient, gespürt und begriffen. Von Alten vnd jetzigen im brauch gehabt vnd beschrieben, In etlich Tausent zusammen bracht, Frankfurt 1560, fol. 132v-134r. – Weitere Nachweise für die von Franck angeführten Sprichwörter siehe WANDER (wie Anm. 86) sowie Thesaurus Proverbiorum Medii Aevi. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters, begründet von SAMUEL SINGER, Bd. 1-13, Berlin-New York 1995-2002, unter den Schlagworten Hafen, Busen, Erkennen, Spiel usw.

¹⁰⁹ Franck bezieht sich hier auf des Erasmus Sprichwort 585: AEDIBUS IN NOSTRIS QUAE PRAVA, AUT RECTA GERUNTUR. TAPPE (wie Anm. 100), S. 239v, fügt 1539 in seiner Erasmus-Adaption dem lateinischen das deutsche Sprichwort EYN YEDER KERE VOR SEINER EYGEN THÜR / SO WERDEN ALLE WEG REYN als Pendant bei.

EIN IEDER KERE VOR SEINER EYGEN THÜR/ SO WERDEN ALLE WEG REYN.
 SORG FÜR DICH/ DARNACH FÜR MICH/ SIH IN DEIN KÜCHEN. *Die nun andere vrteylen/ kompt auß dem mangel/ daß sie sich selbs nit sehen/ noch in den hafen jres hertzens gucken/ [...] Der mensch so in den spigel vnd büsen seins hertzen on vnderlaß sihet/ kann nicht in eim andern sehen oder finden/ das er nit auch in im sehe vnnnd finde. In disem blick zerschmiltzt der mensch in jm selbs in Got/ [...] vnnnd wirt zu eitel lieb/ mißt iederman mit der maß wie er jm selbs mißt/ ist gnedig/ glaubt alles/ tregt ein erberm/weil er den jamer/ das ist/ alle schand/ sünd/ todt/ teuffel in jm sihet/ wie vber sich selbs/ also vber iederman/ weil er in gleicher natur ein fleysch vnnnd ein mensch mit jm ist/ dann er [...] sihet in jm selbs die gantze welt vnnnd alle menschen/ was ye mensch hieß/ als einn eynigen Adam [...] eilt in gegensatz/ nemlich in Got/ des bild er auch erloschen vnd verdeckt in jm glüمند findet/ bit [...] daß der gots wind den glümanden tacht wider anblase zum ewigen liecht/ das fleysch verzere/ daß wir all wie vor/ eins in Adam/ also ietz eins mit Christo werden.¹¹⁰*

Nun soll hier nicht vom Predigttext des protestantischen Mystikers Franck eine direkte Linie hinüber zu jener Inschrift gezogen werden, die im altgläubigen Kloster der Adelhäuser Dominikanerinnen eine bei Tisch benutzte Platte schmückte. Dennoch ist der Francksche Text geeignet, das religiöse ‚Klima‘ zu charakterisieren, in dem die beiden Sprichwortfassungen der Platte, platziert um die Szene der Kreuzigung Christi mit der am Kreuzesfuß knienden Maria Magdalena, der reuigen Sünderin, ihre Wirkung entfaltet haben – mit ihrer Weisung, andere nicht zu *vrteylen*, vielmehr ein *erberm* zu tragen, weil der eine *nicht in eim andern sehen oder finden* kann, *das er nit auch in im sehe vnnnd finde*.

Und wie auch immer die Platte mit ihren gravierten Sprüchen vor den damaligen Tischgenossinnen zu liegen kam, die sicher keine größeren Probleme mit dem Entziffern hatten: die mahnende Botschaft des einen wie des anderen Spruchs erreichte beide Seiten des Tisches.

Sprichwörter blieben in der Folgezeit – mal mehr, mal weniger – beim Publikum beliebt, und mit ihnen die beiden ‚Dürckenheimer-Sprüche‘. Immer wieder tauchen sie auf, in Sprachkunden für den Schulgebrauch,¹¹¹ in ‚Sittenlehren‘,¹¹² in den literarischen Beilagen der Jahres-

¹¹⁰ FRANCK (wie Anm. 82), S. 377f.

¹¹¹ Deutsche Sprachkunde zum Gebrauche für Lehrer und Schüler, von ANTON JOSEPH RATZ, Direktor der Israelitenhauptschule zu Prag, Prag 1825, S. 102f.: „Eigenthumswörter (Zueignende Fürwörter): [...] VER-ACHT‘ NICHT MICH UND DIE MEINIGEN, BETRACHT‘ NUR DICH UND DIE DEINIGEN; SIEH NUR AUF DICH UND NICHT AUF MICH, THU‘ ICH UNRECHT, SO HÜTE DICH. – Anm. Statt der, die, das Meinige, Deinige, Seinige sagt man kürzer der, die, das Meine, Deine, Seine.“

¹¹² JOHANN HEINRICH MARTIN ERNESTI: Moral für Kinder nebst einer kleinen Sittentafel, Prag 1784, S. 59: „SIEH‘ AUF DICH, UND NICHT AUF MICH, THU ICH UNRECHT, SO HÜTE DICH. SPLITTER-RICHTER VERGESSEN IHRES BALKENS.“ – WILHELM WILLE: Sitten-Lehre in Denk-Sprüchen der Deutschen, Kassel/Göttingen 1781, S. 120ff.: „Tadelsucht. [...] SIEH AUF DICH, UND NICHT AUF MICH, THU ICH UNRECHT, SO HÜTE DICH. SORG ERST FÜR DICH, DARNACH FÜR MICH. SIEH AUF DICH UND DIE DEINEN, DANN BESSRE MICH UND DIE MEINEN.“ – Moralische Sprichwörter der Deutschen, welche die wichtigsten Maximen zu einer weisen und tugendhaften Führung des Lebens enthalten. Deutschlands Söhnen und Töchtern bestimmt, Halberstadt 1822, S. 107f.: „Tadelsucht. [...] SIEH AUF DICH UND NICHT AUF MICH, THU ICH UNRECHT, SO HÜTE DICH. [...] SIEH AUF DICH UND DIE DEINEN, DANN BESSERE MICH UND DIE MEINEN. [...] SIEH DICH AN UND BEURTHEILE DICH, BIST DU OHNE SCHULD, SO BESTRAFE MICH.“

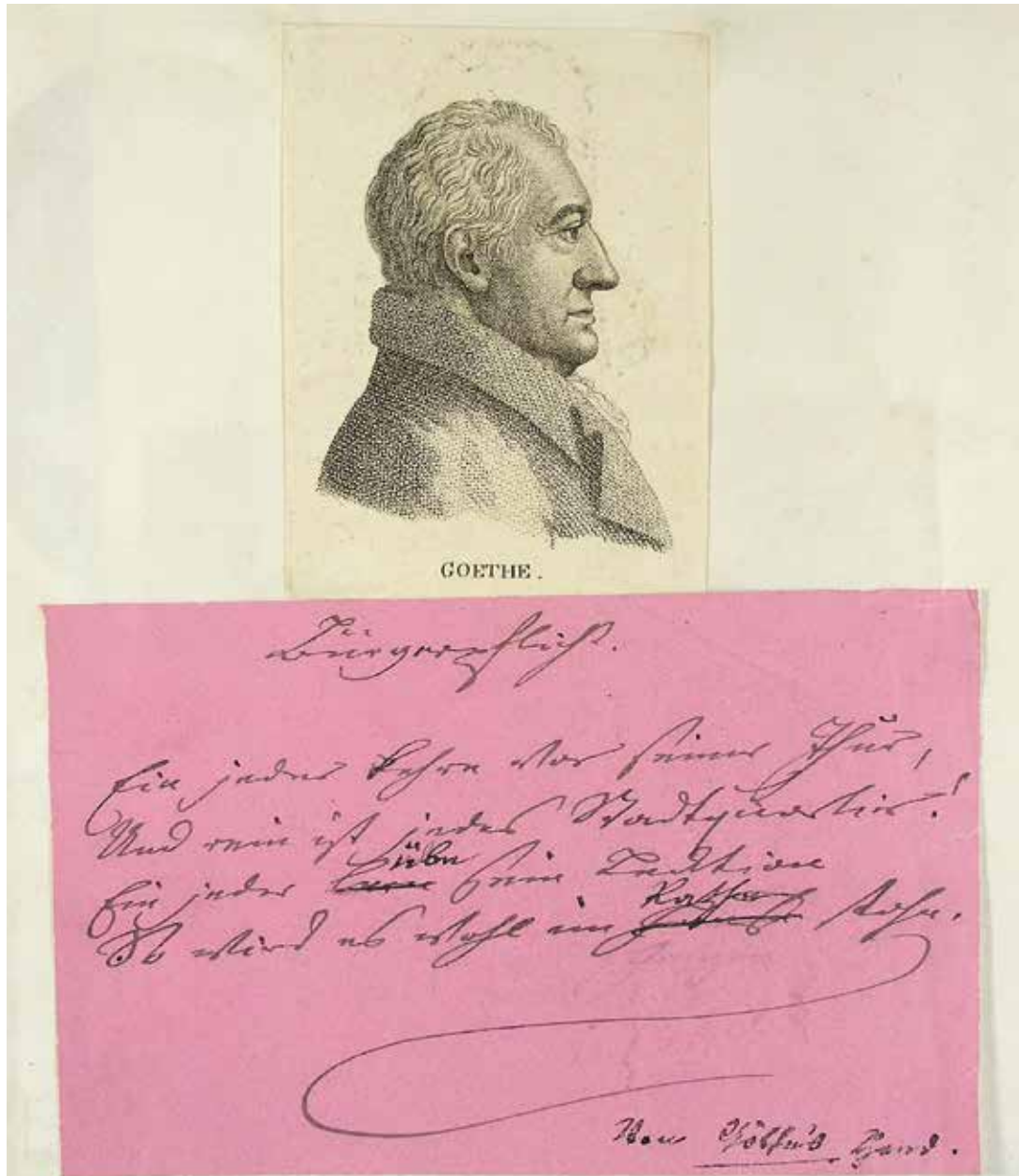


Abb. 9 Goethe-Autograph aus der Autographensammlung des Freiburger Historikers Heinrich Schreiber (1793-1872): Bürgerpflicht. Ein jeder kehre vor seiner Thür / Und rein ist jedes Stadtquartier! / Ein jeder übe (gestrichen: lerne) sein Lektion / So wird es wohl im (gestrichen: Hause) stohn (Druckfassung: Zahme Xenien, IX. Buch) (StadtAF, K1/27 Nr. 9 II, S. 44; Foto: Christine Gutzmer).

kalender,¹¹³ in Weisungen für den Gottesdienst,¹¹⁴ in allerlei kuriosen ‚Bibliotheken des Frohsinns‘,¹¹⁵ und natürlich in den Sprichwortsammlungen, die im 19. Jahrhundert wieder vermehrt neu erscheinen.¹¹⁶

Schließen wir den Beitrag mit einem letzten Sprichwort, in dem sich das bisher Dargestellte noch einmal komprimiert widerspiegelt – mit einem Sprichwort, das Martin Luther in seinen Schriften und Predigten mehrfach eingesetzt hat,¹¹⁷ das aber ebenso vom katholischen Theologen und Luthergegner Georg Hauer¹¹⁸ wie von zahlreichen anderen Autoren¹¹⁹ wegen seiner drastischen Bildhaftigkeit geschätzt wurde: NIMM DICH SELBST BEY DER NASEN. Diese auch uns noch geläufige Aufforderung ‚übersetzte‘ der „Paedagogus Latinus Germanae Juventutis“, ein deutsch-lateinisches Lexikon von 1724, mit den zwei von Erasmus kommentierten, oben von uns herangezogenen Sprichwörtern (*Adagia* 594 und 595) – NEHME DICH SELBST BEY DER NASEN: IN TUUM IPSIUS SINUM INSPUE, NOSCE TE IPSUM¹²⁰ –, während der Autor einer Publikation von 1730 – einer Sammlung von *Lehrreichen Reimen der alten*

¹¹³ Jurende’s Vaterländischer Pilger im Kaiserstaate Österreich, 20. Jg., Brünn 1833, S. 21: SIEH NICHT AUF MICH, SONDERN AUF DICH, THU’ ICH UNRECHT, SO HÜTHE DICH, RICHTE NICHT MICH UND DIE MEINEN, SIEH ERST AUF DICH UND DIE DEINEN.

¹¹⁴ ALEXIUS PARIZEK: Erklärung der sonntägigen Evangelien in Schulen zum Gebrauche der Katecheten, Prag 1786, S. 74: „Am zweyten Sonntage im Advente. [...] 7) Denksprüche. a) KEHRE ERST VOR DEINER EIGENEN, ALS VOR DEINES NACHBARS THÜRE. b) ZIEHE ERST DEN BALKEN AUS DEINEM AUGE, DANN KANNST DU DEN SPLITTER AUS DEM AUGE DEINES BRUDERS ZIEHEN. c) SIEH AUF DICH UND NICHT AUF MICH, THU’ ICH RECHT, SO LOBE MICH, THU’ ICH UNRECHT, SO HÜTE DICH.“

¹¹⁵ J. M. BRAUN: Sechs Tausend Sprüchwörter und Redensarten. Bibliothek des Frohsinns, V. Section: Sprichwörter, Stuttgart 1840, S. 223: „280. SIEH ERST AUF DICH UND DIE DEINEN, EH DU SCHILST [!] MICH UND DIE MEINEN. 281. SIEH ERST AUF DICH, DANN RICHTE MICH.“ – Siehe auch den Titel in Anm. 121.

¹¹⁶ Genannt sei hier nur das fünfbandige Standardwerk von Karl Friedrich Wilhelm Wander (siehe Anm. 86).

¹¹⁷ „Hans, NIMM DICH SELBST BEY DER NASEN, und GREIFF IN DEINEN EIGEN BUSEN, wenn du wilt einen Schalck suchen und urtheilen, so findest du den größten Schalck auf Erden, daß du andere Leute wohl vergessen wirst“. Des Theuren Mannes Gottes, D. Martin Luthers Sämtliche [...] Schrifften und Wercke, 9. Teil, Leipzig 1730, S. 292. – Zu „Hans (= beliebiger Mensch)“ vgl. KARL SANG: Die appellative Verwendung von Eigennamen bei Luther, Gießen 1921, S. 14f. („Bruder Hans, NIMM DICH BEI DER NASEN und REISSE DEN BALKEN AUS DEINEM AUGE.“). Weitere einschlägige Lutherstellen bei SINGER (wie Anm. 108), Bd. 8, Nr. 8.7, S. 417f.

¹¹⁸ HAURIUS (wie Anm. 106), [S. Miii]: „TEIPSUM INSPICE: ZÜCH DICH SELBS BEY DER NASEN.“ – Siehe Erasmus (wie Anm. 73), S. 911, Nr. IV.III.XXVII (3227): „TEIPSUM INSPICE. [...] Stultum est in alterum dicere, quod in te possit retorqueri. Adagium refertur a Plutarcho.“ – Hauer war ein scharfer Gegner Luthers und der Reformation. WORSTBROCK (wie Anm. 106).

¹¹⁹ Für Abraham a Sancta Clara siehe WANDER (wie Anm. 107), S. 247.

¹²⁰ JACOBUS BAYER: Paedagogus Latinus Germanae Juventutis Sive Lexicon Germanico-Latinum et Latino-Germanicum: Utriusque Linguae Vocabula, Idiotismos, Phrases, Adagia, Aliasque Elegantias exhibens [...], Mainz 1724, S. 460.

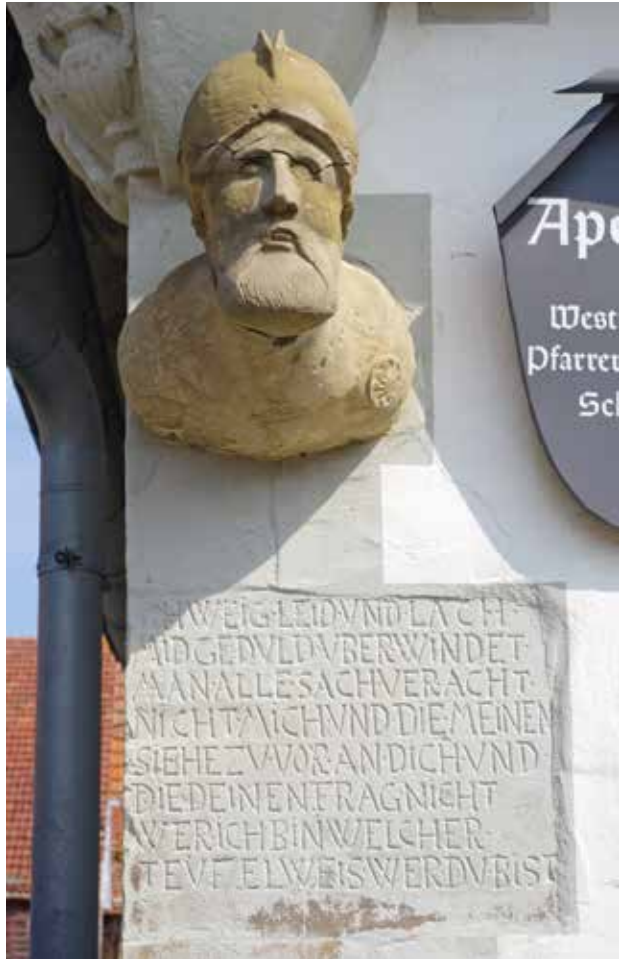


Abb. 10

Die Sprüche der Dürckenheimer-Platte lassen sich auch als Hausinschriften nachweisen, einer von ihnen findet sich am sogenannten „Apostelhaus“ in Gochsheim, das 1612 beidseitig mit Inschriften verziert wurde. Der Text am linken Hauseck lautet: SCHWEIG, LEID VND LACH, MID GEDULD VBERWINDET MAN ALLE SACH / VERACHT NICHT MICH VND DIE MEINEN, SIEHE ZUVOR AN DICH VND DIE DEINEN / FRAG NICHT WER ICH BIN, WELCHER TEVFEL WEIS, WER DV BIST (Wikimedia Commons; Foto: Andreas König).

Teutschen – das so ‚griffige‘ Sprichwort als Überschrift eines der ‚Dürckenheimer-Sprüche‘ wählte¹²¹ sodass die inhaltliche Beziehung zwischen den ‚erasmischen‘ und den ‚klösterlichen‘ Sinnsprüchen hier ein letztes Mal ins Auge fällt:

NIMM DICH BEY DER NASEN:
VERACHT MICH NICHT UND DIE MEINEN, BESIEH ZUVOR DICH UND DIE
DEINEN.

¹²¹ Ergötzlicher aber Lehr-reich- und sittsamer auch zulässiger Bürger-Lust, bestehend in sehr lustigen Begebenheiten, wohl-possirlichen Historien, gar annehmlichen Gesprächen und Erzehlungen: Mit vielen merckwürdigen Sprüchen, neu-üblichen Gedichten, scharf-sinnigen Scherz-Fragen und Antworten etc. [...] Dedicirt Allen eines melancholischen, langweiligen, und unfrölichen Gemüths Behafften, wie dann auch den Aderlassern, Podagrämischen, oder auf was Weis die Patienten, ihre Zeit hierdurch zu verkürzen suchen, o. O. 1730, S. 140f. Der andere ‚Dürckenheimer-Spruch‘ steht unter dem Motto: „SPIEGEL DICH AN EIN ANDERN: SIEH AUF DICH, NICHT AUFF MICH, THUE ICH UNRECHT, HÜTE DICH.“ Ebd., S. 140.

Joseph Kränckel – Uhrmacher und breisgau-landständisch geometrischer Revisor

Von
FRANZ-DIETER SAUERBORN

Am 27. August 1789 verstarb in Freiburg im Breisgau der aus dem Fürstbistum Eichstätt in Bayern stammende Uhrmacher (Franz) Joseph Kränckel.¹ Im Sterberegister des Freiburger Münsters lautet seine Berufsbezeichnung Geometrischer Revisor.² Die Verlassenschaftsaktten nennen ihn einen *zünftigen Uhrenmacher und breisgau-landständischen geometrischen Revisor*.³

Ein „unvergleichlicher Künstler“?

Joseph Kränckel entstammte einer bedeutenden Uhrmacherfamilie. Er wurde, als eines von zwölf Kindern, am 11. April 1720 als Sohn des Uhrmachers Petrus Kränckel⁴ in Eichstätt geboren. Seine Mutter Maria Rosalia war Tochter des hoch angesehenen Eichstätter Uhrmachers Wilhelm Köberle⁵. Petrus Kränckel war als Geselle in Köberles Werkstatt tätig und hatte dessen Tochter geheiratet. Seine Schwiegermutter war Witwe des Friedberger Uhrmachers Johann Georg Engelschalk. Die Familien Köberle und Kränckel stammten aus der Herrschaft Wasserburg am Bodensee.⁶

Diverse Schreiben Joseph Kränckels, die er anlässlich seiner Bewerbung zur Meisterschaft in der Freien Reichstadt Augsburg von 1752 bis Ende 1753 an den Senat der Stadt verfasst hatte, informieren über seine Ausbildung zum Uhrmacher. Hiernach habe er das Handwerk auf das Gründlichste bei seinem Vater gelernt und sich anschließend 15 Jahre auf der Wanderschaft befunden. Eine Lehre bei seinem Vater ist allerdings unwahrscheinlich, da Petrus Kränckel am 30. Oktober 1730 starb; sein Sohn Joseph war zu diesem Zeitpunkt erst zehn Jahre alt. Als Lehrherr kommt eher sein Stiefvater Georg Herrmann aus dem Ort Paar bei Friedberg in Frage, den seine Mutter Maria Rosalia nach dem Tod von Petrus Kränckel geheiratet hatte.

Auch die Angaben zur Wanderschaft sind nur bedingt zutreffend. Kränckel gibt an, er habe in den Städten Wien, Würzburg, Prag, Nürnberg und Augsburg (hier 1 Jahr) bei den hervorragendsten Meistern gelernt. Zusätzlich habe er in der Deutschordenskommende Ellingen bei Anton Biber, wie auch bereits in Würzburg bei Ingenieur-Lieutenant H. Schacart, Geometrie

¹ Der Name „Kränckel“ erscheint in verschiedenen Schreibweisen: Kränkel, Kränckel, Kraenkel, Kränckhel, Krenckhel, Krenckl, Krenckel, Krengele, Krenkl. In diesem Beitrag wird – außer in Zitaten – die Form „Kränckel“ verwendet.

² Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), Dompfarrei, Totenbuch S. 81.

³ Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C1 Erbschaften 141, Verlassenschaftsaktten Joseph Kränckel.

⁴ Petrus Kränckel wurde am 16. Oktober 1682 in Hattgau, Herrschaft Wasserburg am Bodensee, geboren (Bistumsarchiv Augsburg [BAA], Wasserburg Rolle 1, S. 160).

⁵ Auch Wilhelm Köberle (auch Köberli oder Köberlin u.a.) stammte aus Wasserburg am Bodensee. Geboren wurde er am 2. April 1653 in Enzisweiler Herrschaft Wasserburg am Bodensee (BAA, Wasserburg Rolle 1, S. 64). Hierzu auch KARL HEINZ BURMEISTER: Uhrmacher der Barockzeit aus Bodolz. Wilhelm Köberle, Johann Henner, Georg Henner, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 16 (2001), S. 29-36.

⁶ Zur Familiengeschichte siehe FRANZ-DIETER SAUERBORN: Die Uhrmacherfamilie Kränckel, in: Jahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Chronometrie 55 (2016), S. 57-76.



Abb. 1
Kalenderuhr mit Viertelstundenrepetition
und Wecker von Joseph Kränckel. (Aukti-
onen Dr. Crott, Mannheim, (61) November
2000 Nr. 945, Bild-Nr. 61_27).

oder Feldmesserkunst, Arithmetik und Visieren gelernt. Allerdings hatte er sich in Ellingen verheiratet und für sieben Jahre dort niedergelassen. Die Zeit in Ellingen rechnete er in seine Wanderjahre mit ein. In den Freiburger Akten werden zwölf Wanderjahre genannt.

In manchen Städten waren Verwandte Kränckels als Uhrmacher tätig, z.B. in Prag Franz Ferdinand Engelschalk. Seine Großmutter, Maria Magdalena geb. Rehlin, hatte 1687 nach dem Tod ihres Mannes Johann Georg Engelschalk, wie erwähnt, Wilhelm Köberle geheiratet. In Würzburg arbeitete Georg Konrad Ignatius Engelschalk, der am 18. Mai 1739 von Großuhrmacher Urban Schmitt aufgedingt und am 25. September 1744 freigesprochen wurde. Er erhielt am 21. September 1754 das Meisterrecht, war aber als Kleinuhrmacher umstritten und weniger erfolgreich.⁷ Ein bedeutender Uhrmacher in Würzburg war Johann Henner. Auch er stammte aus Wasserburg am Bodensee. Geboren wurde er am 3. Februar 1676; seine Mutter war eine Schwester von Wilhelm Köberle. Am 1. Dezember 1709 wurde er Meister und 1732 zum Hofuhrmacher ernannt.⁸

Nachdem Joseph Kränckels Bruder Antonius, Uhrmacher in der Deutschordenskommande Ellingen, am 13. April 1744 im Alter von 25 Jahren gestorben war, heiratete Joseph am 2. August 1745 mit päpstlicher Dispens (Anna) Catharina Walz(in), die Witwe seines verstorbenen Bruders, und adoptierte die Töchter Maria Walburga und Josepha.

⁷ A. STOEHR: Zur Geschichte der Klein- und Grossuhrmacher im Fürstbistum Würzburg, in: Monatshefte für Kunstgeschichte 8/9, 12. Jahrgang (1919), S. 237-246.

⁸ JÜRGEN ABELER: Meister der Uhrmacherkunst, Wuppertal 2010, S. 233.

Ende 1752 bewarb Joseph Kränckel sich um die Meister- und Bürgerrechte der Freien Reichsstadt Augsburg, *einem in Flor und Ruhm aller Künsten bekannten Ort*. Die Meisterrechte will er *dispensando* erhalten, wohl wissend, dass er die üblichen Bedingungen nicht erfüllen konnte. Allerdings war er der Meinung, dass seine zusätzlichen Kenntnisse in Geometrie, Arithmetik und Visieren nützlich sein könnten. Außerdem könne er mathematische und geographische Instrumente herstellen, sei in der Lage, Erd- und Himmelsgloben, Kompass, Vertikal-Sonnenuhren und Magnete zu verfertigen. Er habe ergiebiges Vermögen, könne daher die obrigkeitlichen Lasten pünktlich zahlen. Schließlich bot er an, eine Probe seiner Kunst an den Tag zu legen: Er wolle für die gewöhnliche Ratsstube eine *in- wie auswendig künstlich und stattlich ausgezierte lange Perpendicular-Uhr anfertigen, die nur alle 4 Jahre aufgezogen werden darf, die Stunden, Minuten, Monatstage, Tierkreiszeichen mit der gehenden Sonne sowie die Planeten und Mondphasen anzeigt*.⁹ Dies alles auf seine Kosten. Zusätzlich legte er ein Zeugnis von Ellingen seiner Bewerbung bei, in dem bezeugt wird, dass er nicht in Unehren aus Ellingen fortgeschickt wurde und daher allerorten unbedenklich aufzunehmen sei. Außerdem sei er in seiner Kunst ausbündig wohlerfahren und werde daher sein Vorhaben in Augsburg wohl erreichen. Unterschrieben ist das Zeugnis von Johann Roth von Schreckenstein, Ordensritter zu Ellingen. Bemerkenswert ist der Satz, Kränckel sei „nicht malefizisch eingelegen“.

Die Augsburger Meister reagierten auf Kränckels Gesuche gereizt. Seine Schreiben seien mit vielem Eigenlob angefüllt. Sie ordneten ihn unter die *supplicierenden Plagegeister* ein und waren der Meinung, Kränckel sei bereits abgewiesen worden. Sie bezweifelten auch, dass Kränckel, wie er angab, Ellingen verlassen wollte, weil es *ein kleiner und geringer Ort* sei und nur wenig Kundschaft vorhanden wäre.¹⁰ Als *unvergleichlicher Künstler* hätte er in den bedeutenden Städten, wo er sich eine geraume Zeit aufgehalten habe, längst sein Glück finden können. Stattdessen habe er sich in Ellingen niedergelassen und diesen Ort sicherlich nicht verlassen, wenn man ihm nicht das *Consilium abeundi* gegeben hätte. Er habe also Ellingen nicht freiwillig verlassen und *sei gewisser Ursachen halber in Verhaft gewesen*.¹¹

Was in Ellingen tatsächlich geschehen ist, konnte bisher nicht aufgedeckt werden. Fest steht, dass Kränckels Schwiegervater Johann Walz, *scriniarius* (Hausmeister), gemeinsam mit dem *Preumeister*, eine Schmähschrift verfasst hatte. Der Braumeister erhielt daraufhin eine Haftstrafe in Würzburg, Walz wurde an den Pranger gestellt. Kränckel, der sich *aus Liebe zu seinem Schwiegervater* wohl zu stark für ihn eingesetzt hatte, wurde in Haft genommen. Anschließend musste er innerhalb von zweimal 24 Stunden Ellingen verlassen und durfte die Gebiete des Deutschen Ordens nicht mehr betreten. Dennoch bestätigte der Landkomtur von Eyb am 2. Juni 1753 erneut, dass Kränckel nicht *criminaliter* eingekerkert sei; er sei nicht infam oder unehrlich hinweggekommen, es sei ihm aber aus *bewegenden Ursachen* das *Consilium abeundi* gegeben und der Schutz aufgekündigt worden. Ein erneutes Schreiben der Augsburger Meister an Baron von Eyb verlangt Auskunft über diese „Ursachen“. Die Antwort erfolgt kurz und knapp am 8. August 1753 durch Roth von Schreckenstein: *Man könnte hierüber ausführlich berichten, aber über weiteres Kund werden zu lassen verbiete billiger Anstand*.¹²

Wesentlich für die Ablehnung Kränckels durch die Augsburger Meister war seine Heirat. Die Ordnung der Kleinuhrmacher besage in Artikel 2, *daß die Meisterstück allhier ledigen Standes sollten gemacht werden. Wer dagegen verstößt, dem sollen die Stück abgeschafft sein und nichts gelten. Auch sei keinem der hiesigen Bürgerssöhne, wenn er schon verheiratet sei,*

⁹ Stadtarchiv Augsburg (StadtAA), Kleinuhrmacher, Schreiben Kränckels an den Rat vom 27. April 1753.

¹⁰ Ebd., Bewerbungsschreiben Kränckels an den Senat vom 9. Dezember 1752.

¹¹ Ebd., Kleinuhrmacher an Handwerksgericht vom 23. Mai 1753.

¹² Ebd., Schreiben von Roth von Schreckenstein vom 8. August 1753.

ein Meisterstück zugestanden worden. Umso weniger könne das bei einem Landfremden der Fall sein. Von diesem obrigkeitlich gesetzten und selbst confirmierten Artikel dürfe man nicht abgehen.¹³

Ein weiteres Argument der Augsburger Uhrmacher: In Augsburg herrsche kein Mangel, sondern Überfluss an geschickten Uhrmachern. Hierauf habe die hochlöbliche Obrigkeit bereits hingewiesen und eine Restrangierung des allzu großen Anwachsens der Meisterschaft verlangt. Diese Politik hatte sich bereits 1726 als falsch erwiesen und ebenso anfangs der 1760er-Jahre, als die Uhrmacher nicht in der Lage waren, die Arbeit zu bewältigen und Kaufleute gezwungen waren, Uhren bei der Konkurrenz in Friedberg einzukaufen.¹⁴ Kränckel sei dennoch abzuweisen, da er nicht imstand sei, das erforderliche Requisitorium beizubringen. Man dürfe den Pfluschern der Umgebung keinen Anlass zur Bewerbung geben, unter dem Vorwand hinlänglichen Vermögens, außerordentlicher Nebenkünste und Einsicht in die Mathematik und Mechanik. Außerdem hätten zahlreiche qualifizierte Bürgersöhne Augsburgs ihr Ziel, Meister zu werden, noch nicht erreicht. Warum sollte man dann einem Fremden die Meisterschaft anbieten. Zudem habe man aus Friedberg gehört, falls Kränckel aufgenommen würde, würden sie dort die Augsburger Meisterschaft nicht mehr für echt halten. Die Folge hieraus wäre, dass Augsburger Meistersöhne auch in der Fremde zurückgewiesen würden.¹⁵ Hinsichtlich der Ausweisung Kränckels aus Ellingen wurden auch Argumente aus den Schriften des Jenaer Juristen Adam Struve herangezogen.

Alle Mühe Kränckels um Aufnahme blieb vergebens. Auch seine Vorwürfe, die Augsburger Kleinuhrmacher würden die *Testimonia*, die seine Unschuld bezüglich Ellingen an den Tag legten, nicht anerkennen, da sie ihrem gehässigen *Cram* nicht dienten, blieben umsonst. Sein Hinweis, ihm seien bereits hier und da Dienste und Unterhalt angeboten worden, war vergebens.¹⁶ Am 17. November 1753 erfolgte zu seiner Bestürzung die endgültige Ablehnung.¹⁷

Freiburger Turmuhrerichter

In Freiburg im Breisgau legte man, wie überall in den Städten, Wert auf eine ‚genaue‘ Uhrzeit und daher auf ‚exakt‘ gehende Stadtuhren.¹⁸ Selbstverständlich handelte es sich hierbei um die wahre Ortszeit, abzulesen an der Sonnenuhr. Hiernach waren täglich die Turmuhren der Stadt zu richten. Diese Aufgabe hatte der von der Stadt angestellte und besoldete Turmuhrerichter. Das Amt war begehrt, versprach es doch ein regelmäßiges Einkommen. Auch in Zeiten knapper Kassen standen die Uhrerichter auf der städtischen Besoldungsliste. Einen turnusmäßigen Wechsel im Amt, wie er von den Uhrmachern angestrebt wurde, lehnte die Stadt ab, da es sich um einen besonderen Dienst handle.¹⁹

¹³ Ebd., Schreiben der Verordneten zum Gewerbe- und Handwerksgericht vom 9. Oktober 1753.

¹⁴ Ebd., Brief der Kleinuhrmacher an das Handwerksgericht vom 15. Januar 1753 und Schreiben der Verordneten zum Gewerbe- und Handwerksgericht von 3. Mai 1753. Hierzu auch CARL FRIEDRICH: Die Augsburger Uhrmacherei während des 18. Jahrhunderts, in: Allgemeines Journal der Uhrmacherkunst 1886/Nr. 24, hier S. 245.

¹⁵ StadtAA, Kleinuhrmacher, Verordnete zum Gewerbe- und Handwerksgericht vom 28. Juli 1753.

¹⁶ Ebd., Schreiben Kränckels vom 11. September 1753.

¹⁷ StadtAA, Ratsprotokoll vom 17. November 1753.

¹⁸ Zur Uhrmachergeschichte Freiburgs vgl. FRANZ-DIETER SAUERBORN: Die Uhrmacher von Freiburg im Breisgau im 18. Jahrhundert, Buggingen 2011.

¹⁹ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 273, Ratsprotokoll vom 26. November 1802.

Ende des 17. bzw. Anfang des 18. Jahrhunderts waren in Freiburg Mitglieder der Familie Benitz als Stadtuhrmacher tätig. Michael Benitz gehörte seit dem 31. Oktober 1728 zur Schmiedezunft zum Ross. Als Uhrenrichter baute er die Turmuhr am Christoffelstor von einer Waag- zu einer Pendeluhr um: *Im Jahre 1718 hat der alte Stadtuhrmacher Michael Benitz die Christoffelthoruhr, welche anno 1448 und die jüngste Uhr hier ist, von der sogenand Uhnruhe zu einer Perpendiculuhr gemacht.*²⁰ Hieraus geht hervor, dass Freiburg vor der Mitte des 15. Jahrhunderts bereits Turmuhren besessen hat. Die bekannten Lutereruhren kamen erst 100 Jahre später auf die Türme der Stadt. Vielleicht wurden aber auch bestehende Uhren umgebaut.

Nachfolger von Michael Benitz als Turmuhrenrichter wurde Johann Schueler, der aus Tirol stammte und am 1. August 1717 in Freiburg zünftig geworden war. Schueler hatte 1736 das Ziffernblatt zur Rathausuhr verfertigt: *Der Grund ist von dickem Eisenblech, die Ziffern und übriges von Kupfer, und im Feuer vergoldet, für welches Blatt er 500 fl. erhalten.*²¹ Franz Sales Filling, Lehrling bei Schueler, später ebenfalls Uhrenrichter, Zunftschriftreiber und Zunftmeister der Schmiedezunft zum Ross, gibt weiterhin an: *Anno 1729 hat der Stadtuhrmacher Johann Schueler, mein ehemaliger Lehrer, die Münsteruhr mit der Unruh und Spiral zu einer Perpendiculuhr gemacht.* So findet sich am Gestell der alten Münsteruhr, aufgestellt in der Münsterbauhütte, eine Punzierung, mit welcher Schueler seine Arbeit an dieser Uhr kundtut: *Renov(a-vit) Ioa(nnes) Schueler Kleinuhrmacher z(u) Fry(burg) A(nno) 1729.* Am Montag, 3. Oktober 1729, erhielt Johann Schueler *wegen Reparation der großen Uhr in dem Münster nebst bezahlter Discretion bezahlt 90 fl.*²² Eine ähnliche Punzierung wie bei der Uhr des Münsters findet sich an der früheren Turmuhr des Martinstors, heute im Museum für Stadtgeschichte zu besichtigen. In den städtischen Rechnungen steht unter den Allgemeinen Ausgaben: *Johann Schueler dem Uhrenmacher wegen Reparation der Uhren auf dem Martins Thor sein ausgelegtes Geld per 54 fl., also insgesammbten bezahlt 72 fl.*²³

Kränckel in Freiburg

Als Schueler am 10. März 1753 gestorben war, musste ein neuer Turmuhrenrichter gesucht werden. Im Auftrag des Magistrats richtete Schultheiß Johann Steinmitz am 29. November 1753 ein Schreiben an Baron von Falkenstein, dass dieser über seinen Sohn einen Uhrmacher *in jenem Stättlein nächst Augsburg gelegen, in welchem so viele Uhrenmacher wohnen* ausfindig machen sollte. Wenn ein guter Uhrmacher sich fände, *der sich hiehero begeben wollte, und derselbe die Statt Uhren übernehmete, für welche zu richten er jährlich 100 fl. beziehete*, so wäre er für eine Nachricht dankbar. Außerdem sei genügend Arbeit an großen und kleinen Uhren vorhanden.²⁴ Das *Stättlein nächst Augsburg* kann nur Friedberg sein, neben Augsburg ein Zentrum der Uhrmacherkunst. Im Antwortschreiben teilt Baron von Falkenstein mit, dass der Uhrmacher Joseph Kränckel zwar Lust hätte, nach Freiburg zu kommen, er aber *mehreres als Vorgehende an seinem jährlichen Salaris anbegehrt*. Die Stadt glaubte jedoch, es sei genug, dass er zusätzlich gratis als Bürger aufgenommen werde. Man müsse allerdings wissen, wie viele Kinder derselbe

²⁰ StadtAF, C1 Bausachen 13 Nr. 6a, Schreiben Franz Sales Fillings vom 20. April 1803.

²¹ Ebd.

²² StadtAF, E1 A Ib 2, Ausgabebücher Nr. 203.

²³ StadtAF, E1 A Ia 1, Rechnungen Nr. 197 (1730).

²⁴ StadtAF, C1 Gewerbe und Handel 39 Nr. 27.

habe und mitbringe. Darüber solle Kränckel Auskunft geben.²⁵ Im Ratsprotokoll vom 21. Januar 1754 ist festgehalten, dass der verheiratete Uhrmacher Joseph Kränckel, aus der bischöflichen Residenzstadt Eichstätt gebürtig, *verheuratet, ein gezeugtes und 2 Stief Kinder habend, der sich an die 12 Jahr in der Fremde aufgehalten, dieser seiner Profession vollkommen experimentiret*, hier zünftig auf- und anzunehmen sei.²⁶ Dennoch scheinen die Forderungen Kränckels der Stadt zu hoch gewesen zu sein, denn zum Nachfolger Schuelers als Stadtuhrmacher wurde Laurentius Müller (Müller) aus Gurthweil bei Waldshut ernannt, wenn auch nur zur Probe. Dabei wurde hervorgehoben, dass Müller bei der letzten Belagerung Freiburgs durch die Franzosen vieles ausgestanden habe. Müller, der am 19. Juni 1729 zünftig geworden war, hatte das Amt des Uhrmachers schon einmal inne. Allerdings stellte man damals vonseiten des Magistrats fest, *daß die dermahlige Richtung deren allhiesigen Statt Uhren sehr übel, und ungleich durch den zwar nur zur Prob angestellten Uhrmacher Müller besorgt wurde*.²⁷ Daher erging am 23. Oktober 1751 der Beschluss: *Die Stadtuhrerichtung solle dem Uhrmacher Schueler wieder überlassen werden*.²⁸

Von Müller hat sich die für die Freiburger Ratsstube geschaffene Uhr erhalten. Hierfür hatte er am 29. August 1719 34 fl. erhalten.²⁹ 1770 wurde diese Uhr von Franz Sales Filling zu einem Viertel(stunden)werk mit doppelten Glockenreihen umgebaut. Neben anderen Arbeiten an den Turmuhrn brachte Filling den Mondlauf an der Münsteruhr wieder zum Gehen, fertigte für die Uhr des Schwabentors ein neues Gehwerk mit einem Pendel nach der Vorschrift des berühmten Hofuhrmachers in Paris, Jos. Anton Lepaute, und für die Uhr des Martinstors ein neues eisernes Zifferblatt.³⁰

Ebenfalls um 1770 kam es zu einem kuriosen Streit zwischen Kränckel und seinem Kollegen Filling, als der Zweitgenannte in einer Uhr, die sein Bruder Joseph Antony nach dem Tod des Vaters geerbt hatte, entdeckte, dass die *unglumpflichen* Worte *der Esel lügt* eingestochen waren. Da Filling dies offenbar auf sich bezog, verklagte er Kränckel, den er für den „Übertäter“ hielt, beim Bürgermeister.³¹

Das Verhältnis zwischen Joseph Kränckel und Laurentius Müller verlief im Übrigen nicht konfliktfrei. So beklagt sich Müller in Person und im Namen der gesamten Schlossermeisterschaft, dass Kränckel ihm *einen Uhrmachergesell ohnerlaubt aus der Arbeit genohmen* habe. Der Vorfall sollte, so das Ratsprotokoll vom 23. Februar 1756, *commissionaliter* untersucht werden.³²

In Freiburg kaufte sich Joseph Kränckel am 12. Mai 1754 in die Schmiedezunft zum Ross ein.³³ Im gleichen Jahr, am 23. September 1754, wurde sein Sohn Ioannes Nepomucenus getauft, der bereits 1755 verstarb.³⁴

²⁵ Ebd. Die beglaubigte Kopie ist fälschlich auf den 14. Dezember 1769 datiert. Vermutlich handelt es sich um das Datum der Abschrift.

²⁶ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 153, S. 1050.

²⁷ StadtAF, B5 XXIII Nr. 6, S. 7.

²⁸ StadtAF, C1 Diener und Dienste 34 Nr. 21.

²⁹ StadtAF, E1 A Ib 2 Ausgabebücher Nr. 203.

³⁰ Schreiben Fillings (wie Anm. 20); SAUERBORN (wie Anm. 18), S. 36-39.

³¹ StadtAF, C1 Gewerbe und Handel 39 Nr. 28. Siehe hierzu ausführlich SAUERBORN (wie Anm. 18), S. 48.

³² StadtAF, B5 XIIIa Nr. 154, S. 1116 und 1120, Ratsprotokoll vom 23. Februar 1755.

³³ StadtAF, B5 XXIII Nr. 7, S. 9.

³⁴ EAF, Dompfarrei, Taufbuch 1754. Das im Taufbuch enthaltene Register führt den Namen „Kränckel“ nicht auf.

1757 nahm Joseph Kränckel Christian Berrolla als Gesellen an.³⁵ Dieser stammte aus Klingnau (vormals Clinglau) bei Zurzach im Aargau, zur damaligen Zeit zugehörig zum Land Baden in der Schweiz. Er war Sohn des Ratsherrn Johann Christianus Berrolla und der Maria Frey(in). Geboren wurde er 1741, wie sich aus dem Eintrag seiner zweiten Ehe mit Maria Anna Kupferschmid(in) ergibt.³⁶ Seine Lehre absolvierte er in der Stadt Clus (Klus, Cluses) bei Innligen (Savoyen) bei Meister Anselm Reydet von Januar 1750 bis 1753.³⁷

Am 2. August 1769 beantragte Joseph Kränckel für seinen Gesellen das Freiburger Bürgerrecht. Nach Erhalt sollte er Kränckels Adoptivtochter Maria Walburga heiraten und auch die Uhrmacherwerkstatt übernehmen. Die Pläne hinsichtlich des Bürgerrechts und der Werkstattübernahme stießen auf Widerstand, einerseits durch die Stadt Freiburg, andererseits durch die Uhrmachermeister. Das Bürgerrecht für Christian Berrolla wurde verweigert, zumal das Bürgergeld für Kränckel als auch für seine Frau und die Kinder noch nicht entrichtet worden sei. Hiergegen setzte sich Kränckel in einem Schreiben vom 17. Juni 1769 an den Magistrat zur Wehr:³⁸

1. In den letzten 50 Jahren seien keine Uhrmacher in der Stadt gewesen, die die Profession verstanden hätten. Daher habe der inzwischen verstorbene Schultheiß Peter Steinmiz im Auftrag des Magistrats den Freiherrn von Falkenstein ersucht, über seinen Sohn einen tauglichen Uhrmacher zu suchen und unter der Versicherung anzuwerben, dass er ein jährliches Gehalt von 100 fl. für die Unterhaltung der Stadtuhren erhalten solle, und ihm außerdem unentgeltlich das Bürgerrecht verliehen werden sollte. Das zugesicherte Fixum habe er nicht erhalten, im Gegenteil sei ein Bürgergeld von 120 fl. von ihm verlangt worden.
2. 1754 habe er durch die Neuvermessung der Fortifikations-Güter – dies war nach der Zerstörung der französischen Befestigungsanlagen 1744 durch die Franzosen selbst erforderlich geworden – eine mehrfach höhere Summe für seine Arbeit von der Stadt erhalten müssen. Er sei zu der Zeit der einzige gewesen, der die Fähigkeiten gehabt habe, die Vermessungen nach den geometrischen Regeln durchzuführen. Für diese Arbeiten habe er weder Lohn erhalten noch habe man ihm Lohn angeboten. Mit seiner Arbeit sei man jedoch zufrieden gewesen, und so sei er gefragt worden, ob er für seine Bemühungen und Arbeit mit der unentgeltlichen Verleihung des Bürgerrechts zufrieden sei. Diese Frage habe er mit „Ja“ beantwortet und geglaubt, die Sache sei erledigt. Zusätzlich habe man ihn 1757 beauftragt, den gesamten Schlossberg zu vermessen. Umso mehr habe es ihn befremdet, dass er nach der *Restabilierung* des Magistrats erneut auf das von ihm nicht entrichtete Bürgergeld angesprochen worden sei. Bisher habe er keine Notwendigkeit gesehen, *einen Conto* zu verfassen. Nun aber müsse er dem Magistrat die Rechnung aufstellen, wobei er keine übersetzte Forderung stelle, wenn er insgesamt 410 fl. verlange.

Da seine Forderungen vom städtischen Magistrat abgelehnt wurden, wandte er sich nunmehr in einem Schreiben vom 3. Juli 1769 an die *Kayserl.-königl. Regierung und Kammer deren österr. Vorlanden* und trug seine Forderungen erneut vor.³⁹

³⁵ FRANZ-DIETER SAUERBORN: Christian Berrolla – ein Uhrenmacher aus Freiburg, in: *Chronometrophilia* 72 (2012), S. 29-37.

³⁶ EAF, Dompfarrei, Ehebuch 1786, S. 11.

³⁷ StadtAF, C1 Gewerbe und Handel 39 Nr. 27.

³⁸ Ebd. Der erhaltene Plan *Entwurff des Bergß ob Freyburg* [...] ist datiert auf 1756. Eventuell erfolgte 1757 ein weiterer Vermessungsauftrag. Eine Karte ist nicht bekannt.

³⁹ Ebd.

Christian Berrolla konnte seine Lehre bei Meister Anselm Reydet nicht nachweisen. Seinerzeit waren die Bedingungen für seine Lehre nur mündlich vereinbart worden. Inzwischen war sein Lehrmeister verstorben und ein Lehrbrief daher nicht mehr zu erhalten. Ersatzweise legte Berrolla nun auf Anforderung des Magistrats ein Schreiben vor, das der königliche Notar, Burgvogt und Secretarius der Gemeinde Magland, Joseph Maniguet, verfasst hatte. Es wurde in französischer und deutscher Sprache vorgelegt und berichtete über das, was seinerzeit zur Lehre von Berrolla nur mündlich vereinbart wurde. Maniguet fügt hinzu, dass sich Berrolla während seiner Lehrzeit *als ein honeter junger Gesell aufgeföhret, und hat niemandem Gelegenheit zu einer Clage über seinen Lebenswandel gegeben, wie auch sich gebürent in guten Sitten, sowohl zu Vergnügenheit als Zufriedenheit seinen Lehrmeisters Herr Reydet und mit denjenigen er umgegangen erzeiget*. Auf Glauben habe er unterschrieben zu Clus in seinem Studierzimmer am 29. September 1769.⁴⁰

Die Freiburger Uhrmachermeisterschaft setzte sich hiermit kritisch auseinander. Dieses Schreiben sei kein ordnungsgemäßer Lehrbrief. Es sei nicht auf Pergament geschrieben, enthalte nicht die Namen und Unterschriften der Meister, das Zunftsiegel fehle. Abgesehen von diesen formalen Fehlern habe der Notar keinen der örtlichen Uhrmachermeister zu Rate gezogen, sondern sich ausschließlich auf die Aussagen Berrollas verlassen. Zudem sei die Lehrzeit mit drei Jahren erheblich zu kurz gewesen. Eine ordentliche Lehrzeit für einen Großuhrmacher betrage vier Jahre, für einen Kleinuhrmacher sechs Jahre. Dazu kämen mehrere Jahre der Wanderschaft. Außerdem werde über das Freisprechen des Lehrlings nichts berichtet, das bei aufgeschlagenem Zunftbuch und offener Lade geschehen müsse. Für das Ableben eines Meisters, bevor er den Lehrbrief ausgestellt hatte, müsse die Zunft eine Bestätigung geben; hierzu benötige man keinen königlichen Notar und Sekretär. Daher sei es nicht möglich, das Schreiben als Lehrbrief anzuerkennen, und daher müsse die Aufnahme Berrollas in die Uhrenmachermeisterschaft und die Zunft abgelehnt werden.

Auch in dieser Angelegenheit wandten sich Kränckel und Berrolla an die vorgesetzte vorderösterreichische Regierung und Kammer. Bereits am 2. August 1769 war von dort der Bescheid ergangen, dass Kränckel die vorgelegte Rechnung zu bezahlen sei und dieser an Berrolla sein Geschäft abtreten könne, *wann letzterer wie nicht zu zweifeln, seine Profession wohl und gut versehet*. Berrolla solle die bürgerliche Aufnahme nicht versagt werden, *falls nicht anderweitig gegründete Anstände obwalten, darzumahlen keine neue Werckstatt errichtet, mithin denen übrigen Uhrmachern kein Eintrag andurch beschiehet*.⁴¹ Nach weiteren Einwänden der Uhrenmachermeisterschaft erging am 12. Dezember 1769 ein abschließendes Schreiben der Kammer. Hierin werden die Bedenken der Uhrmacher gegen das Zertifikat des königlichen Notars Maniguet beiseitegeschoben, da ihm die Glaubwürdigkeit nicht abgesprochen werden könne. Weiter heißt es: *Da nun auch über dieses die gute Aufführung des ersagten Berola wehrend seiner Lehr Jahren in vollem Maas darin bestäthiget wird, er auch bereits Proben genug von der Gründlichkeit seiner Profession, als worauf es hauptsächlich ankommt, abgelegt hat. So habt ihr euch auch dabey zu begnügen, und den Supplicanten [...] seine Profession nach der mit ihme ausgemachten Art ungehindert treiben zu lassen*.⁴²

In beiden Fällen setzte sich die Regierung und Kammer über die Entscheidungen von Magistrat und Zunft hinweg. Im Fall Berrollas wurde deutlich: Die Ausübung des Berufs sollte nicht mehr durch die Zunft geregelt werden, sondern im beruflichen Können begründet sein.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd.

⁴² Ebd.

Der Ehe von Christian Berrolla mit Kränckels Adoptivtochter Maria Walburga und der Übergabe der Werkstatt Kränckels an ihn stand nun nichts mehr im Wege. Er wurde in die Schmiedezunft zum Ross aufgenommen und als Nachfolger Fillings zum Zunftsreiber gewählt. Vom 1. August 1788 bis zum 30. Dezember 1790 führte er das Kassenbuch.⁴³

Kränckel als Geometer

Joseph Kränckel verlagerte seine Tätigkeit zunehmend auf die Vermessung, zunächst im Auftrag der Stadt Freiburg, dann aber auch für die vorderösterreichische Verwaltung. Bereits in seinem Bewerbungsschreiben zur Meisterschaft in Augsburg hatte er seine Kenntnisse der Landvermessung als Möglichkeit, seinen Unterhalt zu verdienen, erwähnt; die Augsburger Meister hatte er aber hierdurch nicht beeindrucken können. In Freiburg waren seine Fähigkeiten nun gefragt. Kurz nach seinem Eintreffen führte er 1754 die Neuvermessung der Fortifications-Güter durch, 1757 erhielt er von Bürgermeister Franz Xaver von Kreyssern den Auftrag, auch den Schlossberg neu zu vermessen. Folgende Arbeiten, die sich erhalten haben, konnten ermittelt werden:

Entwurff des Bergß ob Freyburg, worauff ehemals die von der Cron Frankreich an[no] 1744 et. 1745 demolierte Schlösser und zugehörige Fortificationswercker gestanden auch 79 Juchert in sich begriffen haben, wovon 65 Juchert roth illuminiert dene Statt Freyburg gemeinen Gueth S.S.A. Ingleichen 8 Juchert an zwey Orthen denen P.P. Dominicanern S.S. B et C, dan auch 1 Juchert denen P.P. Charteysern S.S.D. und 6 Juchert denen P.P. Augustinern S.S.E., als ein vor Zeiten erwissenes Eygenthum gegen Reversierung restituiert worden.

1756, Format 50,7 x 74,5 cm, Augustinermuseum Freiburg⁴⁴ (siehe umseitig Abb. 2) und Generallandesarchiv Karlsruhe⁴⁵

Zu sehen sind auf diesem Teilgemarkungsplan die verschiedenfarbig gezeichneten Distrikte, sechs Mühlen am Mühlbach im Grundriss, Straßen, Wege, Schlossweg mit Wegkreuz, Schwabentor im Grundriss und Brunnen. Die Titeltartusche wird von Blumen- und Weinranken mit Trauben umrahmt.

Die in Freiburg und Karlsruhe aufbewahrten aquarellierten Federzeichnungen unterscheiden sich jedoch in ihrer Gestaltung. In der Karlsruher Fassung fehlen an beiden Rändern die in der Freiburger Version gezeichneten Bäume. Der Name *Joseph Kränckhel* sowie die Datierung 1756 befinden sich im Freiburger Plan unter der Scala geometrica auf einer Bandschleife, während im Karlsruher auf einer Schriftrolle *Joseph Kränckhel, Feldmesser in Freyburg im Breyßgau* ohne Jahreszahl steht. Da beide Arbeiten zeitgleich entstanden sein müssen, ist die in der Beschreibung der Karte des Generallandesarchivs Karlsruhe notierte Datierung 1779 auf 1756 zu korrigieren.

Der Freiburger Plan befand sich 1848 – nach einer Bemerkung am unteren Rand der Karte – im Besitz des ehemaligen Kreisrevisors Franz Anton Geiges, zuvor von Regierungsrat Ferdinand Stein⁴⁶, der ihn wiederum von Prof. Dr. Heinrich Schreiber, dem bekannten Stadthistoriker

⁴³ StadtAF, E1 B Ia 1 [4], Zunftrechnungen der Schmiedezunft zum Ross.

⁴⁴ Augustinermuseum Freiburg, Kasten 78, D 34/087. Abgedruckt in: Stadt und Festung Freiburg, Bd. 1: Karten und Pläne zur Geschichte der Stadtbefestigung, hg. von JOSEF DIEL, ULRICH ECKER, WOLFGANG KLUG und ROLF SÜSS (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 22/1), Freiburg 1988, S. 519.

⁴⁵ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), H Freiburg 6.

⁴⁶ Freiburger Adress-Kalender von 1835, S. 56.



Abb. 2 Plan der Grundstückseinteilung auf dem Freiburger Schlossberg, Joseph Kränckel, 1756 (Städtische Museen Freiburg – Augustinermuseum, Inv. Nr. D 34/087, Foto: Axel Killian).

und -archivar, erhalten hatte. Geiges korrigiert die Bezeichnung „Wolfshöhle“: Im vorliegendem Plan sei das Gewann *Wohlfiele* genannt. Im Karlsruher Plan steht am unteren Rand: *bürgerl. Häußer Wolfiella* genannt. Daneben: *Schwaben Thor und Thurm*. Vom Schwabentor führt der Schlossweg am *Alt Wachthauß* vorbei. Auf dem Freiburger Plan ist das Wachthaus eingezeichnet, aber nicht benannt.

Wenn Kränckel auch angab, für die Vermessung der Fortifikationsgrundstücke keinen Lohn erhalten zu haben, ging er dennoch nicht leer aus: Am 7. April 1755 vermeldet das Ratsprotokoll, dass *mit gnädigem Consens* des Löbl. *Statt Magistrats* Fortifikationsgrundstücke verschiedenen Personen zugeteilt würden. Der *Uhrenmacher Krenckhl* erhielt ein Grundstück *von dem Christoffelthor linker Handt bey dem Zollhaus hinüber* in der Größe von 7 Haufen.⁴⁷

Durch seine Beschwerde bei der Landesregierung hatte Kränckel auf sich aufmerksam gemacht. Sein Titel „Breisgau-Landständisch-Geometrischer Revisor“ zeigt an, dass er in das

⁴⁷ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 154, S. 612-614, Ratsprotokoll vom 7. April 1755. Zwölf Haufen entsprechen 3.611,444 m², siehe URSULA HUGGLE/NORBERT OHLER: Maße, Gewichte und Münzen. Historische Angaben zum Breisgau und angrenzenden Gebieten (Themen der Landeskunde 9), Bühl 1998, S. 21.

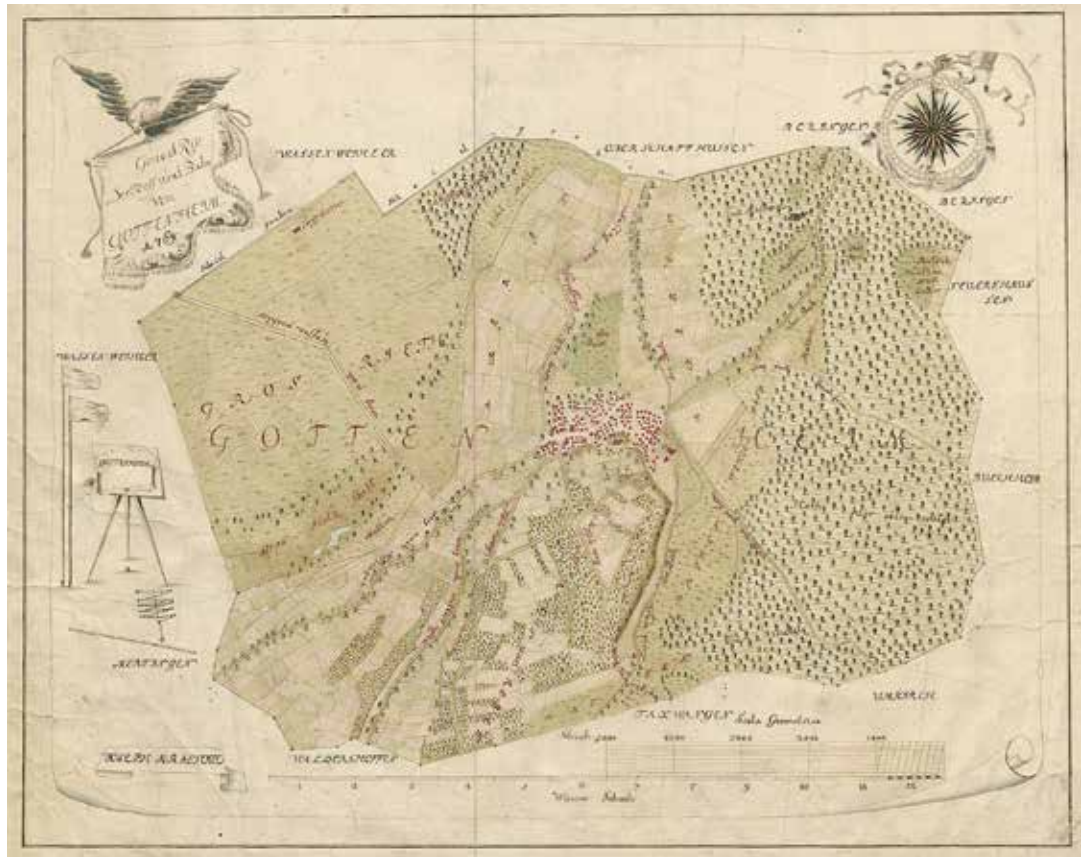


Abb. 3 Grundriss von Dorf und Bann Gottenheim, Joseph Kränkel, 1769 (GLA, H Gottenheim 1 Bild 1).

Beamtenverhältnis übernommen worden war.⁴⁸ Als solcher war er für die Vermessung vorderösterreichischer Gebiete bis 1784 zuständig. Im kaiserlich-königlich-vorderösterreichischen Schematismus wird unter *Breysgawisch*=*Landständ. Consessus, Landständische Buchhalterei, Calculatores* ein *Herr Joseph Kränkel, geometrischer Revisor, log. in seinem eigenen Haus in der Augustinergasse* genannt.⁴⁹

⁴⁸ FRANZ QUARTHAL/GEORG WIELAND/BIRGIT DÜRR: Die Behördenorganisation Vorderösterreichs von 1753 bis 1805 und die Beamten in Verwaltung, Justiz und Unterrichtswesen (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts 43), Bühl/Baden 1977, S. 338, Nr. 2249: „Kränkel, Joseph: 1776-1785 Geometrischer Revisor“. Die Personalakte Kränkels ist wohl vernichtet worden, als „fast sämtliche Personalakten der vorderösterreichischen Regierung von der Aktenausscheidungskommission Badens, Bayerns und Württembergs 1806 bei Günzburg auf offenem Felde verbrannt wurden“, ebd., S. 8.

⁴⁹ Ausgabe Freiburg 1782, S. 35 und 1784, S. 51. 1786, S. 57 wird die Stelle als „dermalen unbesetzt“ bezeichnet, StadtAF, Dn 3501.

Grundriss des Torff und Bahn von Gottenheim

1769, Format 38,7 x 48,5 cm, Generallandesarchiv Karlsruhe⁵⁰ (Abb. 3)

„Topographischer Gemarkungsplan, Inselkarte als Blatt in Rahmen gezeichnet. Schraffen, Siglen, Flurnamen, Wege und Gewässer bezeichnet, Namen der Angrenzer [Wassenweiler (Wassenweiler), Oberschaffhausen, Bezingen (Bötzingen), Neuershausen, Buechheim (Buchheim), Umkirch, Taxwangen (Dachswangen), Waldershoffen (Waltershofen), Mertingen (Merdingen).] „Torfhütte“ am Nordwestrand der Gemarkung. Titelkartusche oben links (von fliegendem Adler gehaltene Fahne), ornamentale Windrose oben rechts (von einer Hand gehalten) [...]“

Der Ort Gottenheim ist naturgetreu im Grundriss dargestellt, Wege, Straßen, Flüsse und Grenzsteine sind sorgfältig eingezeichnet, Wald, Feld und Flur deutlich voneinander abgesetzt. Flurnamen sind noch heute auf einer modernen Karte nachzulesen. Die Karte ist genordet. Der Maßstab ist in Wiener Schuh angegeben. Die Legende befindet sich auf einem angeklebten Doppelblatt, an dessen Ende: *Dißer bahn ist außgemeßsen wordten von mir Joseph Kränckhel Feldmeßser. Bezeugedt Joseph Kränckhel, verpflichte Feldmeßser.*

Am Rand der Karte sind die Werkzeuge des Geometers eingezeichnet: ein Messtisch mit Diopter, eine Messlatte, eine Messkette und zwei Stangen mit Fahnen. Links vom Messtisch das Auge des Vermessers.⁵¹ Das Blatt auf dem Messtisch zeigt verkleinert die Umrisse von Dorf und Bann Gottenheim. Die Gestaltung der Karte offenbart, dass die vorderösterreichischen Geometer bei der Gestaltung ihrer Pläne größere Freiheiten hatten als die badischen.

Hilfskräfte unterstützten den Geometer bei seiner Arbeit. Ein Mann trug *das Meßtischlein samt Riß und einem Kästlein mit Instrumenten*. Zwei Männer ziehen die Meßkette. Ein Mann (Tagelöhner) trägt die Messfahnen und steckt sie aus.⁵²

Die Vermessung mit Hilfe der Geometrie ist auch in Grimmelshausens „Simplicissimus“ von 1668 beschrieben: „Ich nahm oder masse die Länge und Breite deß Wassers [gemeint ist der Mummelsee im Schwarzwald] vermittelst der Geometriae, weil gar beschwerlich war umb den See zu gehen / und denselben mit Schritten oder Schuhen zu messen / und brachte seine Beschaffenheit vermittelst deß verjüngten Maaßstabs in mein Schreibtäfelchen“.⁵³

Plan von dem Dorf und dem ganzen Bann Hugstaett

1770, Format 44,5 x 61 cm, Generallandesarchiv Karlsruhe⁵⁴ (Abb. 4)

„Gemarkungsplan, Grenze mit Grenzsteinen. Höhenunterschiede mit Schraffen. Art der Bebauung, Erklärung und Größe in der Titelkartusche. Wald, Matten, Reben, Äcker, Gewässer, Straßen und Wege eingezeichnet. Häuser von Hugstetten mit Kirche im Grundriß mit Gärten, Ort mit Straßenzügen. Plan gezeichnet auf dreimal eingerolltem Blatt, Legende zweimal eingerolltes Blatt aufgeklebt mit Punkten. Windrose in einem schwarzen Ornament.“

⁵⁰ GLA, Gottenheim 1 Bild 1.

⁵¹ Mit Messkette und -latte wurde die Basis eines Dreiecks exakt vermessen. Von den Eckpunkten der Basis wurde ein Zielpunkt anvisiert, sodass sich ein Dreieck ergab. Das Ergebnis wurde in verkleinertem Maßstab auf ein Papier auf dem Messtisch übertragen. Die Winkel des Dreiecks wurden gemessen und hiernach die Länge der Schenkel des Dreiecks berechnet. Ein Netz von Dreiecken ermöglichte die Vermessung des Landes.

⁵² ALFONS SCHÄFER: Erste amtliche Vermessung und Landesaufnahme in der Markgrafschaft im 18. Jh., in: Beiträge zur geschichtlichen Landeskunde – Geographie, Geschichte, Kartographie, Festgabe für Ruthardt Oehme (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 46), Stuttgart 1968, S. 141-165, hier S. 154f.

⁵³ MANFRED KOSCHLIG: Der ingeniose Grimmelshausen, in: ebd., S. 125-140, hier S. 137.

⁵⁴ GLA, H Hugstetten 1 Bild 1.

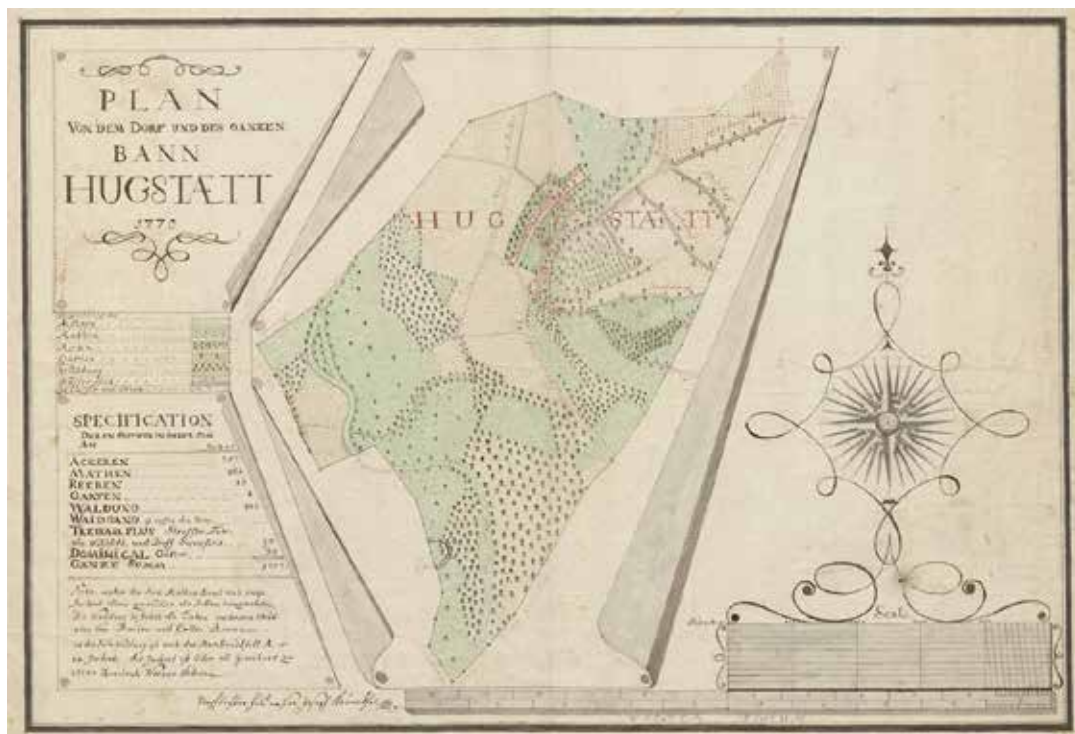


Abb. 4 Plan von Dorf und Bann Hugstetten, Joseph Kränckel, 1770 (GLA, H Hugstetten 1 Bild 1).

Plan von Unter und Ober Buchholz

1772, Format 41,5 x 64,5 cm, Generallandesarchiv Karlsruhe⁵⁵ (Abb. 5)

„Gemarkungsplan, Grenze mit Grenzsteinen. Einige Grundstücke mit Buchstaben, Erklärung, Bebauungsart und Besitzer in der Legende. Wald, Matten, Äcker, Gewässer (u.a. Elz), Brücke, Straßen (teilweise baumbestanden), Wege, an der Straße nach Emmendingen Hochgericht (Galgen) eingezeichnet. Häuser von Unter- und Oberbuchholz im Grundriss mit Gärten, Kirche, Kirche mit Friedhof ummauert. Orte mit Straßenzügen. Angrenzende Bänne [Sexau, Denzlingen] benannt.“

Plan von Hochdorff und Benzhausen

1772, Format 44,5 x 60 cm, Generallandesarchiv Karlsruhe⁵⁶ (Abb. 6)

„Gemarkungsplan, Grenze mit Grenzsteinen, Art der Grenzsteine in der Legende. Walddistrikte und Grundstücke mit Grundstücken mit Buchstaben, Bebauungsart in der Legende, Größe in der Titeltartusche. Wald, Matten, Reben, Äcker, Gewässer, Straßen, Wege und Wegkreuze eingezeichnet. Häuser von Hochdorff mit ummauerter Kirche und Friedhof. Häuser von Benzhausen mit St. Agathenkapelle im Grundriss, einige mit Gärten.“

⁵⁵ GLA, H Buchholz 1 Bild 1.

⁵⁶ GLA, H Hochdorff 1 Bild 1.

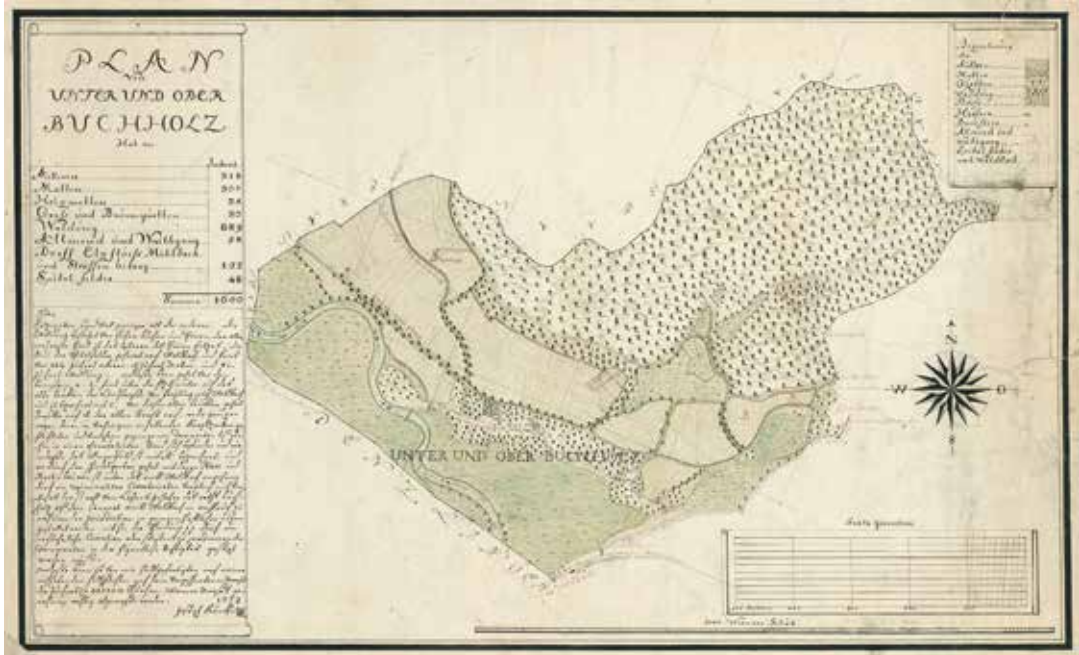


Abb. 5 Plan von Unter- und Oberbuchholz, Joseph Kränkel, 1772 (GLA, H Buchholz 1 Bild 1).

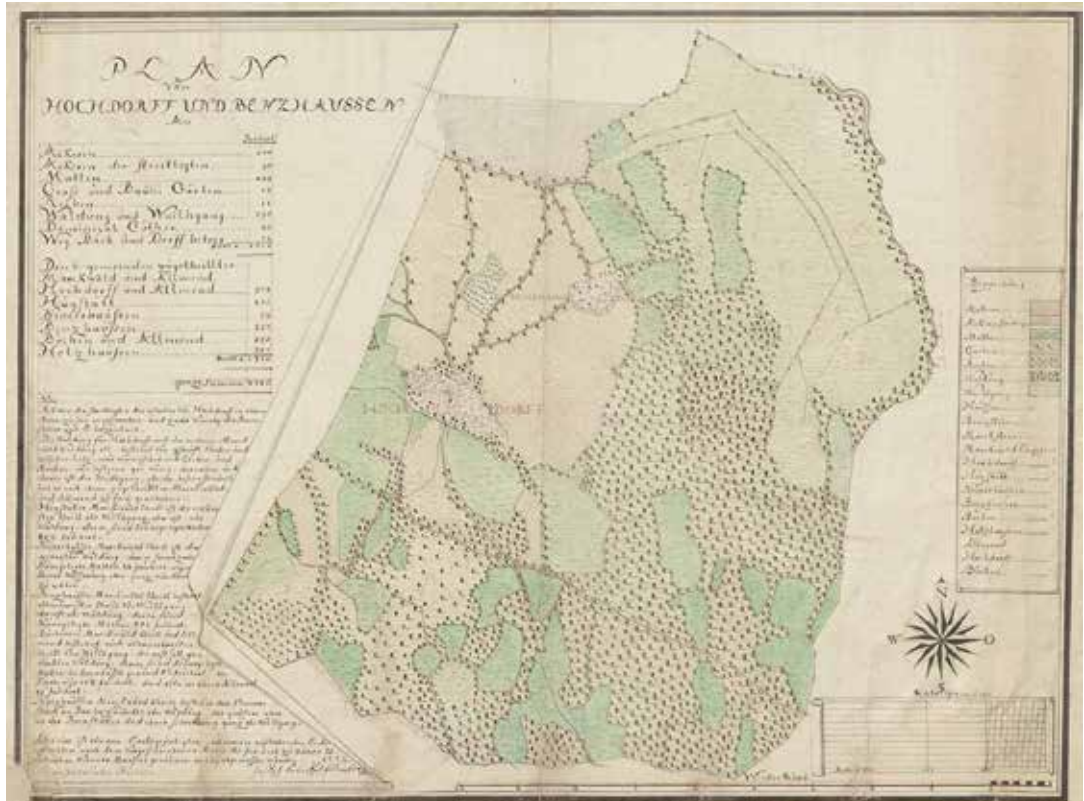


Abb. 6 Plan von Hochdorf und Benzhausen, Joseph Kränkel, 1772 (GLA, H Hochdorf 1 Bild 1).



Abb. 7 Geometrischer Plan von Günterstal, Joseph Kränckel, 1773 (GLA, H Günterstal 3 Bild 1).

Geometrischer Plan, in welchem die entzwischen Löbl. Stadt Freyburg und dem Löbl. Abtey Adelichen Frauen-Closter Güntersthal von vielen Jahren her streitige Bahn- und Jurisdic-tions-Circumferenz sowohl - als den betrag, deren in diesem Bezirck befindliche - zur Zeit der Stadt Freyburg und dem Gottes Haus Güntersthal eigenthümlich - zugehörig - nach dem Wiener Maass - die Jauchert zu 36000 Q Schue berechneten Dominical- und rustical Grundstücken specifice zu ersehen und abzunammen ist.

1773, Format 77,5 x 109 cm, Generallandesarchiv Karlsruhe⁵⁷ (Abb. 7) und Stadtarchiv Freiburg⁵⁸

„Gemarkungsplan, Grenzkarte, Grenzsteine mit arabischen und römischen Nr., Erklärung und Flächenübersicht getrennt nach ‚Dominikal‘ und ‚Rustikal‘ in den Legenden. Wald, Matten, Wiesen, Äcker, Reben, Gewässer (Adelhauserbach mit Brücken, Weiher), Straßen (baumbe-standen), Wege und Wegkreuze eingezeichnet. Kloster mit Klosterkirche und Friedhof, Ne-bengebäude im Grundriss mit Gartenanlage, Jägerhaus und Kapelle St. Valentin sowie einige nicht benannte Gebäude ebenfalls im Grundriss. Angrenzende Gemarkungen und Waldungen

⁵⁷ GLA, H Günterstal 3 Bild 1.

⁵⁸ StadtAF, M 10 Nr. 13. Der Plan wird beschrieben in: KARIN GROLL-JÖRGER: Günterstal, Bd. 1: Von der Säkularisation bis zur Eingemeindung, Freiburg 2013, S. 46-48. Allerdings war Kränckel Uhrenmacher und Geometer in Freiburg und nicht in Kirchzarten, wie Groll-Jörger angibt.

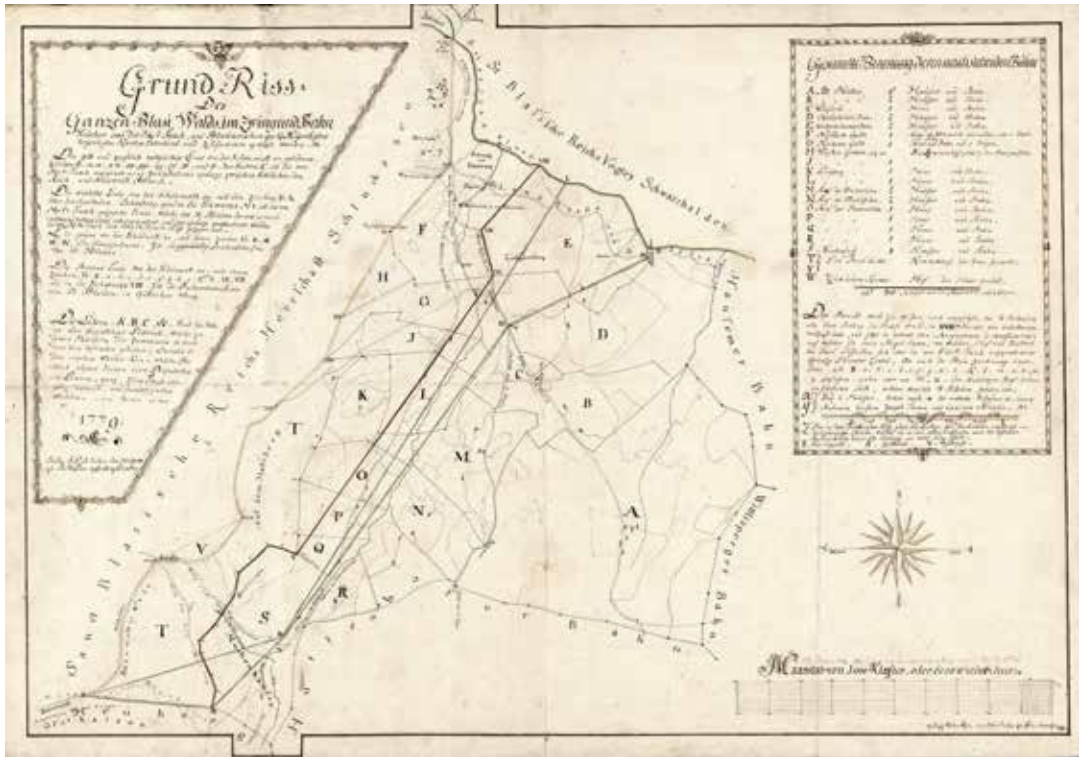


Abb. 8 Grundriss des Blasiwalds, Joseph Kränckel, 1779 (GLA, H Blasiwald 2 Bild 1).

benannt. Titelkartusche und Legende von barocken Blattornamenten umrahmt. Legende in der rechten oberen Kartenecke mit einem Adler verziert, Windrose farbig auf einem verzierten Steinsockel.“

Grund Riss des ganzen Blasi Walds im Zwing und Bahn, welcher aus des H. v. Tasch und Blasianischen Geo[meters] H. Meyerhofers gefertigten Karten extrahiret und zusammengesetzt worden.

1779, Format 65 x 93 cm, Generallandesarchiv Karlsruhe⁵⁹ (Abb. 8)

„Topographische Inselkarte ohne Reliefdarstellung. Teilweise Flur- und Landschaftsnamen; Wege, Gewässer und einzelne Gebäude (u. a. Mörti Capelle) bezeichnet; Namen der Angrenzer, Abgrenzung der mit Großbuchstaben gekennzeichneten einzelnen Höfe/Hofgruppen, Grenzpunkte, umstrittene Grenzlinien und Gebäude farbig. Titelkartusche und Legende jeweils in Schmuckrahmen links bzw. rechts oben, Windrose.“ Der Maßstab ist mit *1000 Klafter, oder 6000 Wiener Schue* angegeben. Unterzeichnet von *Joseph Kränckel, landständischer geo[metrischer] Plan-Revisor*.

Die Zufriedenheit mit der Karte Kränckels hat sich offenbar in Grenzen gehalten, denn bereits 1780 wurde das Gebiet durch den Geometer *Fr. Xaver Jos. Kaiser* neu vermessen und ebenfalls auf der Basis der Karte von Tasch mit Korrekturen neu gezeichnet.⁶⁰

⁵⁹ GLA, H Blasiwald 2 Bild 1.

⁶⁰ GLA, H Blasiwald 3 Bild 1.

Plan über das Ausgemessen Militarische Lager und Exercir Feld auf und bey dem Nägelesee: Es bestehet solches von Stadt Freyburgischen Allmend oder Weyde, und von eigenthumlich bürgerlichen zahmen Grundstücken, Matten und Aeckeren. Der Betrag desselben findet sich specific und in Summa nachgesetzt: Der Haufen Feld ist zu 300 Q Wiener Schuen, und die Jauchert zu 12 Haufen gerechnet worden.

1782, Format 52 x 54,3 cm, Generallandesarchiv Karlsruhe⁶¹ (Abb. 9 und 10)

„Karte der Truppenstellung, Grundstücke mit Buchstaben, in der Legende Größe und Besitzernamen. Höhenunterschiede mit Schraffen, Grenzen mit Grenzsteinen, Wälder, Matten, Äcker, Gewässer, baumbestandene Straßen und Wege eingezeichnet. Gebäude des ‚Campement‘ als Draufsicht, teilweise als Zelte gezeichnet, Gasthaus ‚Zum Schiff‘ und Schützenhaus im Grundriss, Brunnenstube und Bildstöckle eingetragen. In der Karte schwarzweiße Zeichnung einer Fahne, Trompete, Trommel, Kanonenrohr und zwei Kanonenkugeln.“ Zum Vermessungsplan gehören drei Seiten mit Anmerkungen.

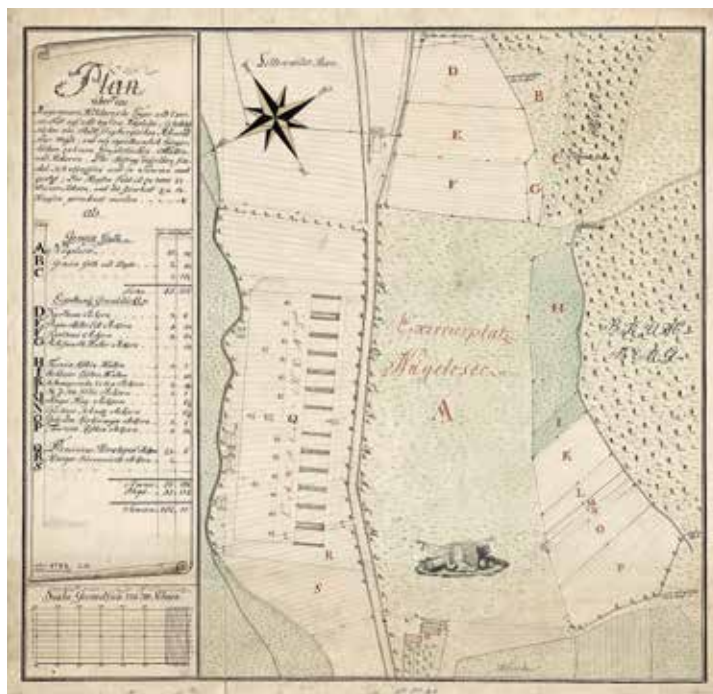


Abb. 9 Plan des militärischen und Exerzierlagers auf und beim Nägelesee, Joseph Kränckel, 1782 (GLA, H Freiburg 5 Bild 1).

⁶¹ GLA, H Freiburg 5 Bild 1.



Abb. 10 „Artillerie Lager der K.K. Truppen auf dem Negelesee bey Freyburg im Breßgau im Monat September 1795“, Lithographie von Felix Speth (Städtische Museen Freiburg – Augustinermuseum, Inv. Nr. D 690).

In Ergänzung hierzu ist nochmals auf die Verlassenschaftsakten des Joseph Kränckel zurückzukommen, die eine Aufstellung der nach seinem Tod aufgefundenen Berichte und Entwürfe enthält. Die unter Punkt 2, 4 und 6 genannten Schriftstücke stehen offenbar im Zusammenhang mit den zuvor beschriebenen Karten:⁶²

Consignation

jener breysgau=ständischen Acktenstücken, welche bey der den 20ten Septemb. 1785 vorgenommenen Apertur der Verlossenschaft des Seel. verstorbenen gewest ständischen geometrischen Revisors Joseph Kränckels vorgefunden, und in beyseyn des Stadt Freyburg abhandlungs Kommissärs H. Joseph Wilhelm von Ends gefertigten separirt und zu Handen genohmen worden, als:

- 1 Bericht über die Ausmessung des Bahns Holzhausen.
- 2 Zerschiedene Acktenstücke zum Güntersthaller Bahn.
- 3 Bericht über die Bähne Kappel, Hofgrund und Geyersnest.
- 4 Einige Stücke zum Buchholzer Bahn.
- 5 " " detto zum Biederbacher.
- 6 Ausmessung des Campir und Exerzirplazes Negelesee.
- 7 " " detto K.K. Kammeral Herrschaft Freyburg.

⁶² StadtAF, C1 Erbschaften 141, Verlassenschaftsakten Joseph Kränckel.

- 8 *zerschiedenes über zerschiedene Pläne.*
 - 9 *Copia Heer und Güterstraßen Zepartition pro 1784.*
 - 10 *Die Charte Breysgaus, und Entwurf der Straßen.*
 - 11 *Rothweiler Plan.*
 - 12 *Ausmeßungs stücke über die osteinische Gütern.*
 - 13 *Ausmeßungs Berichte über Zwing und Bahn, auch Schluchsee.*
 - 14 *Heidenhof Grundstücke.*
 - 15 *Bahnmarckt zwischen St. Peter, Föhrenthal und Glotterthal.*
- Daß sich keine anderweite landständische Ackten vorgefunden haben, obenbeschriebene aber in die breysgau-ständische Buchhalterey übertragen worden seyen, wird andurch gegenbe-
scheint, Freyburg, den 21. Septembris 1785.*
- Xaver Boppele, breysgau-
ständischer Calculator*

Der Bernshof in Günterstal

Von
KLAUS HOCKENJOS

In „Freiburg im Breisgau, die Stadt und ihre Bauten“, dem sogenannten „Architektenbuch“ aus dem Jahr 1898, ist unter den „Privat-Bauten“ die damals gerade sieben Jahre alte „Villa Berns“ aufgeführt und abgebildet (vgl. Abb. 1).¹ „Ein Chalet im Tyroler Holzstyl“ lautete die Charakterisierung, und als Eigentümer wurde ein Dr. Berns genannt. Auch im Reprint des „Architektenbuchs“ 1998 erschien die Villa Berns als eines der vielen zumindest im Äußeren heutzutage noch vorhandenen Privatgebäude.² Gegenüber den alten Aufnahmen ist die (auch „Bernshof“ genannte) Villa allerdings von der Schauinslandstraße aus kaum mehr sichtbar. Wer aber war Dr. Berns, und wie kam er auf die Idee hier sein Landhaus erbauen zu lassen, das mit seinem alpinen Gepräge keinerlei Ähnlichkeit mit den damals in Freiburg entstehenden Villen im historischen Stil aufweist?



Abb. 1 Der Bernshof kurz nach der Erbauung (aus: Freiburg im Breisgau [wie Anm. 1], S. 643).

¹ Freiburg im Breisgau, die Stadt und ihre Bauten, hg. von dem Badischen Architekten- und Ingenieur-Verein, Freiburg 1898, S. 644.

² 100 Jahre Freiburger Architektenbuch. Bauen am Ende des Jahrhunderts 1898-1998, Begleitbuch zur Ausstellung im Augustinermuseum, Freiburg 1998, S. 213.



Abb. 2 Das Ehepaar Anthonius und Wolthera Berns.
Gedenkplatte am Burgerziekenhuis, Amsterdam
(www.opstraatnamsterdamoost.nl)

Anthonius Wilhelm Cornelis Berns

Dr. med. Anthonius Wilhelm Cornelis Berns war Niederländer. 1837 im Städtchen Brummen unweit von Apeldoorn geboren, hatte er zunächst Theologie studiert und war ab 1862 einige Jahre als Pfarrer der niederländischen (reformierten) Staatskirche tätig. Im gleichen Jahr heiratete er Wolthera Bertha Johanna van Rees, ihre Ehe blieb kinderlos (Abb. 2). 1866 nahm Berns in Utrecht ein Medizinstudium auf und legte 1869 eine Dissertation über den „Einfluss verschiedener Gase auf die Atmung“ vor. Ein Jahr später, nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs, stellte er sich mit seiner als Krankenschwester ausgebildeten Frau in den Dienst der niederländischen Gesellschaft „Zum Roten Kreuz“. Das Paar arbeitete in der Folge im „Königlichen Reserve-Lazarett“ in Düsseldorf, „nachdem er bis dahin in Gesellschaft seiner lebenswürdigen, opfermuthigen Gattin die Verwundeten auf den Dampfschiffen begleitet und gepflegt hatte“.³ Im weiteren Verlauf finanzierte er für dieses Lazarett aus eigenen Mitteln eine dringend benötigte Baracke für Schwerverwundete. Nach Ende des Kriegs betrieb er seine Weiterbildung zunächst an der geburtshilflichen Klinik der Berliner Charité und der Würzburger Universitäts-Frauenklinik, dann als Assistent von Vincenz Czerny, damals Ordinarius an der Chirurgischen Universitätsklinik Freiburg. Berns wurde alsbald mit einer Schrift über „Lammbluttransfusionen bei Pyämie“ habilitiert und hielt als Privatdozent neben den damaligen Frei-

³ LUCAS GRAF: Das königliche Reserve-Lazarett zu Düsseldorf während des Krieges 1870/71, Elberfeld 1872, S. 19 (Online-Ausgabe Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf, 2013).

burger Koryphäen (außer Czerny auch der Internist Adolf Kussmaul, der Gynäkologe Alfred Hegar und der Pathologe Paul Langerhans) während vier Semestern Vorlesungen und Kurse über Themen der Chirurgie. Angeblich soll ihm sogar eine Professur angetragen worden sein.⁴ Danach ließ er sich als gesuchter Chirurg und Gynäkologe in Amsterdams bester Lage nieder. Er erkannte den Bedarf für ein „Burgerziekenhuis“, ein Bürgerkrankenhaus für die Kleinbürger, das zunächst in einem großen Wohnhaus eingerichtet wurde. Berns wurde leitender Arzt, seine Frau Pflegedirektorin. Er führte hier als Erster in den Niederlanden Magenoperationen nach der Billroth'schen Methode durch.

Die Attraktivität seines Krankenhauses war so groß, dass sich bald ein Neubau als erforderlich erwies, der den modernsten medizinischen Standards gehorchen sollte, architektonisches Vorbild war für Berns das deutsche Modell der Pavillonbauweise. Ein Jahr nach der Eröffnung (1889) des Bürgerkrankenhauses beendete Berns aber abrupt seine Berufstätigkeit, da er sich wegen rheumatischer Gelenkprobleme nicht mehr in der Lage sah, minutiöse Operationen durchzuführen, und er sich auf eine bloße Verwaltungstätigkeit nicht beschränken wollte.⁵ Das Ehepaar Berns verließ Amsterdam und zog nach dem gerade zum Stadtteil erhobenen Günterstal, das den beiden ohne Zweifel aus den Jahren an der Freiburger Universitätsklinik in guter Erinnerung war. Im Dezember 1890 ging das Grundstück an der Schauinslandstraße mit einer Fläche von 33 Ar von Malermeister Rees für 11.034 Mark an Dr. Berns über,⁶ ab 1892 verzeichnet ihn das Freiburger Adressbuch als Eigentümer und Bewohner des fertiggestellten Hauses mit der (damaligen) Nummer 89.

Das „Chalet“

Die Beschreibung des Bernshofs im Freiburger „Architektenbuch“ als „Chalet im Tyroler Holzstyl“ ist erklärungsbedürftig; unklar ist übrigens auch, ob diese Charakterisierung überhaupt vom Bauherrn oder Baumeister stammt – die Bauunterlagen sind im 2. Weltkrieg verbrannt. Das Wort „Chalet“ kommt aus dem Französischen, genauer aus der französischen Schweiz, wo es die einfache Sennhütte bezeichnete. Kein Geringerer als Jean-Jacques Rousseau gab dem Begriff eine gewisse Würze, als er dem „Chalet“ eine Rolle als potentieller Treffpunkt der Liebenden zuschrieb. Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc, der französische Restaurator (z.B. von Carcassonne), Architekt und Kunsthistoriker, verwendete erstmals den Begriff „Chalet“ für die traditionelle Blockbaukonstruktion aus Kanthölzern. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Begriffe „Schweizer Holzstil“, „Schweizerhaus“, „Swiss Cottage“ und „Chalet“ mehr oder weniger synonym gebraucht, Architekten wie Gottfried Schinkel (der auf der Berliner Pfaueninsel ein „Schweizerhäuschen“ errichtete), Gottfried Semper, Friedrich Eisenlohr, aber auch John Ruskin fanden Gefallen an der Holzbauweise, die lange Zeit als minderwertig gegolten hatte und nun architektonische Wahrheit verkörperte.⁷ „Aufbauend auf der Tradition der regional geprägten, reich verzierten Holzhäuser des Berner Oberlands, die noch mit Hobel und Stecheisen erstellt wurden, entwickelte sich in der Folge aufgrund der großen Nachfrage eine

⁴ Biografisch Woordenboek van Nederland, Den Haag 1985, S. 25f.

⁵ Eine andere Quelle nennt eine Lungenerkrankung (Tuberkulose?) als Grund für die vorzeitige Beendigung der Berufstätigkeit. Es sei Dr. Berns nahegelegt worden, etwas „im Freien“ zu betreiben, RUDOLF GEIGER: Aus der Geschichte von Wiesneck, Buchenbach 1995, S. 9.

⁶ Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C3/299/8.

⁷ WOLFGANG BRÖNNER: Die bürgerliche Villa in Deutschland 1830-1890, Düsseldorf 1987, S. 127.

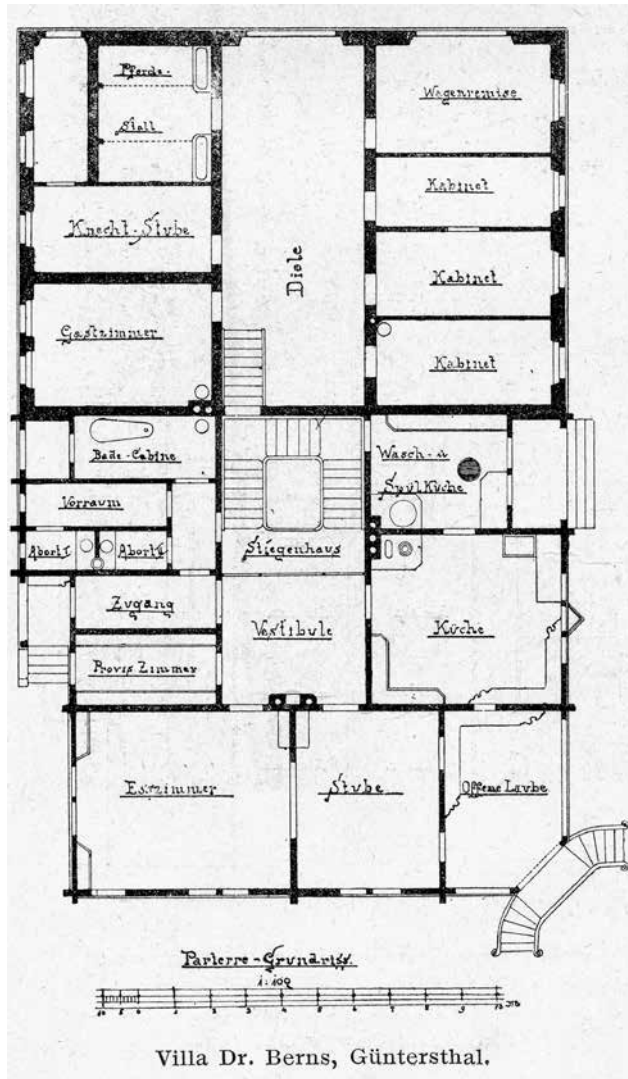


Abb. 3 Grundriss des Bernshofs (aus: Freiburg im Breisgau [wie Anm. 1], S. 643).

neue, maschinelle Bearbeitung des Materials.“⁸ Die Produktion veränderte sich hin zum Fabrikmäßigen, das „Chalet“ wurde zum Vorläufer des Fertighauses.

Der Schweizer Holzstil verbreitete sich in Europa und darüber hinaus, er erfuhr beim Angleich an nationale Besonderheiten erstaunliche Modifikationen, so in Skandinavien den „Drachensstil“ und in den USA den „Carpenter Gothic“-Stil.

Gegen Ende des Jahrhunderts wurde die „Chalet“-Bauweise zum Schweizer Nationalstil und unter Abkehr von den ursprünglichen Dimensionen und großzügigem Einsatz „malerei-

⁸ KARIN VON WIETERSHEIM ESKIOGLOU: Der Schweizer Stil und die Entwicklung des modernen Schweizer Holzhausbaus, Dissertation, Zürich 2004, S. 10 (Internet: e-collection.library.ethz.ch/eserv/eth:27786/eth-27786-02.pdf).

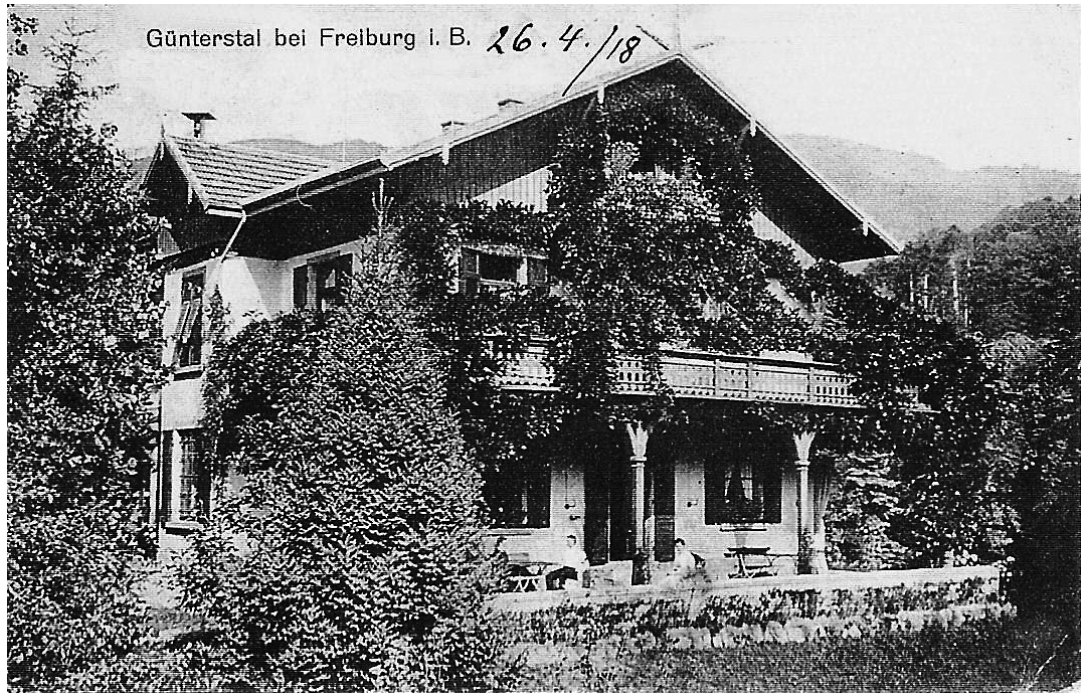


Abb. 4 Villa Mez, Aufnahme von 1918 (Sammlung Lothar Flamm).

scher“ Elemente auf Großbauten wie Hotels angewandt. Eine dieser malerischen Zutaten waren die mit der Laubsäge hergestellten, in Musterkatalogen angebotenen Dekorationen, die dem „Chalet“-Stil den Beinamen „Laubsäge(li)-Stil“ einbrachten.

Die Bezeichnung des Bernshofs als „Chalet“ ist durch die bei ihm angewandte Blockbauweise gerechtfertigt. Der Blockbau mit seinen massiven Holzwänden aus liegenden Bohlen hatte sich in den waldreichen Voralpen und Alpen entwickelt. Das Prinzip dieser Bauweise besteht darin, dass Stämme als Rund- oder bearbeitet als Kanthölzer überkreuzend aufeinandergelegt werden, was einen festen Verband, den „Block“ schafft. Die Holzbauweise hatte für Berns einen wesentlichen Vorteil gegenüber einem Massivhaus, wie es wenige Jahre zuvor der Geschäftsmann Julius Mez mit verblüffend ähnlichem Aussehen oberhalb der Kybfelsenstraße in Günterstal hatte errichten lassen (Abb. 4).

Die Baumaterialien konnten vorgefertigt werden, was dann an Ort und Stelle den Aufbau beschleunigte. Und Berns hatte ein zusätzliches Motiv, den hölzernen „Chalet“-Typus zu bevorzugen: Dem leidenschaftlichen Bewunderer der „Coniferen“ musste der Werkstoff Holz ganz besondere Sympathie einflößen.

Der Baumeister für den Bernshof, Josef Rusch, stammte aus Vorarlberg. 1857 in Bludenz geboren, lernte er zunächst das Zimmermannshandwerk, wandte sich dann dem Bahnbau zu und entwarf eine Bahnverbindung zwischen dem Montafon und Bludenz, fand aber keine Unterstützung für die Realisierung. 1887 kaufte er ein Sägewerk in Tschagguns, im gleichen Jahr erhielt er die Konzession als Baumeister und errichtete das „Montafoner Haus“ für die Landesausstellung in Bregenz, drei Jahre danach wurde er für Berns tätig.

In den 1890er-Jahren und bis Anfang des neuen Jahrhunderts hielt sich Rusch in München auf und baute dort auf der Ludwigshöhe eine „wunderschöne Villa in Holz“, weiter Villen bei Wien und in Landeck.⁹ Eine von ihm 1903 entworfene Villa (kein Holzbau) ist in Lindau noch zu besichtigen. 1907 zog die Familie wieder nach Vorarlberg (Bregenz), Rusch starb im Jahr 1921.¹⁰ Er war übrigens nicht der einzige Vorarlberger, der in Günterstal tätig wurde – ein Jahrhundert zuvor (1727 bis 1731) hatte Peter Thumb neben vielen Bauten im Badischen und im Elsass die hiesige Klosterkirche entworfen, die aber bereits 1829 niederbrannte.

Wie der Bauherr aus Amsterdam und der Baumeister aus Vorarlberg zueinander fanden, ist nicht mehr zu ermitteln. Als Referenz verwandte Rusch möglicherweise eine Abbildung seines „Montafoner Hauses“. Mit seiner Sägerei war er ebenso wie eine der damals aufblühenden Schweizer „Chalet-Fabriken“ in der Lage, die Bauelemente des Bernshofs vorzufertigen. Auch wenn die Baupraxis Ruschs bis dahin nur gering war: Es dürfte Berns als Chirurgen besonders imponiert haben, dass sein Baumeister auch über handwerkliches Können als Zimmermann verfügte; und dass er Vorarlberger war, bürgte für die alpine Authentizität seines Entwurfs.

Aber, so fragen wir uns: Hätte vor dem Hintergrund der Schwarzwaldberge nicht auch die Holzbauweise des Schwarzwaldhauses als „malerisches“ Muster für den Bernshof dienen können? Berns musste doch in seinen Freiburger Jahren die Schwarzwaldhöfe kennengelernt haben, die damals in Günterstal noch zahlreicher waren als heute. Und hat nicht Friedrich Eisenlohr, Professor am Polytechnikum zu Karlsruhe und leitender Ingenieur für die Hochbauten der Badischen Bahnen, bereits 1853 seine Dokumentation „Holzbauten des Schwarzwaldes“ mit detailgetreuer zeichnerischer Darstellung einzelner Hoftypen im Neukircher Raum herausgegeben und darin das „Schwarzwälder Haus“ gerühmt, „welches [...] allen den örtlichen, besonderen Forderungen des leiblichen und des Gemüthslebens vollkommen entspricht“?¹¹ Aber das Schwarzwaldhaus war um 1890 eben im Gegensatz zum Schweizerhaus noch nicht in Mode, und auch Eisenlohr selbst hielt sich bei seinen Entwürfen für Bahnwärterhäuschen keineswegs an ein nahe liegendes Vorbild aus dem Schwarzwald, sondern orientierte sich am Schweizerstil, und auch sein „Design“ einer modernisierten „Schwarzwälderuhr“ gleicht ausgerechnet einem dieser Häuschen.

Auch bei dem 1887 erstellten „Chalet Wittmer“ am Fuß des Lorettobergs handelt es sich trotz seiner Krüppelwalmen nicht um ein Schwarzwald-„Chalet“, sondern um die freie (bzw. phantasievolle) Variation eines Berner Vorbilds.¹² Erst nach der Jahrhundertwende wurden bei dem Bau der Villa Kuenzer in Günterstal tatsächlich Elemente des Schwarzwaldhauses als Gestaltungsmittel eingesetzt.

Was hat es nun mit dem „Tyroler Holzstyl“ auf sich? Die frühen Aufnahmen des Bernshofs zeigen noch einen Dachreiter, der irgendwann abhandengekommen ist. Tatsächlich ist die „Essglocke“, wie der Dachreiter auch genannt wird, ein typisches Baudetail der Tiroler Bauernhöfe, das kaum je bei Schweizer Bauernhäusern zu finden ist, hingegen oft bei bayrischen und nicht selten bei Schwarzwaldhöfen. Ein weiteres Stilmerkmal der Tiroler Bauernhäuser ist der betonte Einsatz von sogenannten „Lauben“, also den überdachten Gängen bzw. Balkonen, wie sie in einem jener opulenten Bände dargestellt sind, die um 1900 in den Alpenländern zur Dokumentation bäuerlicher Architektur erschienen, in Österreich beispielsweise von Johann W. Deininger (Abb. 5).¹³

⁹ Nachruf im Vorarlberger Tagblatt, 2.3.1921, S. 1f.; Der Architekt, Jg. 1903, S. 45.

¹⁰ Mitteilung des Vorarlberger Landesarchivs.

¹¹ FRIEDRICH EISENLOHR: Holzbauten des Schwarzwalds, Karlsruhe 1853.

¹² Freiburg im Breisgau (wie Anm. 1), S. 642.

¹³ Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg, nach Originalaufnahmen hg. von JOHANN W. DEININGER, Wien 1897 (Nachdruck 1979).



Abb. 5 Johann W. Deininger, Bauernhof in Alpbach/Tirol
(aus: BUCHINGER [wie Anm. 35], S. 53).

Der Park

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die bis dahin streng geometrisch angelegten Parks im italienischen oder französischen Stil durch den Typus des Englischen Landschaftsgartens abgelöst, und die ersten Schweizerhäuser, die Vorfahren des „Chalet suisse“, fanden alsbald ihren Platz als Staffage in den Szenerien einer unverfälschten, „unordentlichen“ Natur. In der Gründerzeit kamen die Villenparks in Mode, mit exotischen Baumarten bepflanzte Baumparks, beispielhaft in den Kurstädten, auf der Insel Mainau, aber auch in extremer Großzügigkeit in Weinheim, wo Freiherr von Berckheim ein Gelände von 60 Hektar zur Verfügung hatte, um die in London bestellten 1.128 damals „Wellingtonie“ genannten Jung-Mammutbäume (*Sequoiadendron giganteum*) auszupflanzen.

In seinem bescheideneren Park pflanzte Berns die erste von zwei Sequoien im Jahr 1893, damals war sie einen Meter hoch, 1905 hatte sie bereits eine Höhe von 15 Metern erreicht und wurde im Foto dokumentiert (Abb. 6).¹⁴ Zusätzlich hatte er zwei Grundstücke südlich des Parkgeländes hinzugekauft, auf denen eine Baumschule entstand. Schon 1898 begab sich eine Delegation der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft (DDG) nach dem „so schön gelegenen Günthersthal“, um dort eines ihrer ersten Mitglieder, Dr. Berns zu besuchen, „welcher hier in der so günstigen Lage im nahrhaften Lehmboden eine Auslese der schönsten Coniferen in seiner Baumschule kultiviert und bestrebt ist, nur Musterexemplare zu erziehen und abzugeben, die Pflanzen sind wirklich prächtig entwickelt und versprechen die besten Erfolge“.¹⁵ Ähnliches Lob erfuhren die „wundervollen Koniferen“, die von Berns 1902 auf der „Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung“ in Karlsruhe vorgestellt wurden.¹⁶

¹⁴ Sehr wahrscheinlich hat Berns dieses wie auch die anderen Fotos von 1905 selbst aufgenommen.

¹⁵ LUDWIG BEISSNER: Reiseerinnerungen. Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft 7 (1898), S. 416-426.

¹⁶ Die Gartenwelt. Illustriertes Wochenblatt für den gesamten Gartenbau, Jahrgang VI, Nr. 33 (1902), S. 393.



Abb. 6 Sequoie, Aufnahme von 1905 (Bildarchiv DDG, Format III, Gruppe C, Nr. 141).

Abschied von Günterstal

Warum nun Berns 1905 plötzlich Villa und Park an die Stadt Freiburg verkaufte, lässt sich nicht eindeutig ermitteln. Neben anderen Erklärungsversionen ist zu lesen, dass er sich auf die Dauer über das Lärmen der Studenten auf dem Weg zu und von der nahe gelegenen Gaststätte Kyburg zu sehr geärgert habe. Als Kaufpreis wurden mit der Stadt 300.000 Mark ausgehandelt, die Stadtgärtnerei erhielt für 400 Mark ca. 1.700 aus der Baumschule stammende Jungpflanzen. Die hohe Anzahl der Jungbäume lässt darauf schließen, dass Berns seine Baumschule auch merkantil nutzte, so hat vermutlich auch Julius Mez seine Jungpflanzen von Berns bezogen, worauf der einstige Baumbestand rings um die Villa Mez hinweist (Abb. 4 und 7).¹⁷ Ein Inventar der damals im Bernspark vorhandenen Baumarten ist nicht erhalten, aber auf den 1905 wahrscheinlich von Berns selbst angefertigten Fotos sind die abgebildeten, von Berns so geschätzten „Coniferen“ seines Parks aufgeführt: *Pinus cembra*, *Chamaecyp.*, *Cryptomeria jap*, *Thuja*, *Pinus argentea*, *Abies veitchi glauca* und natürlich *Sequoia gigantea*; daneben enthielt der Park aber auch Obstbäume. Im Stadtrat stieß der Kaufpreis auf Kritik, das Anwesen sei schon *seit vielen Jahren feil*, man hätte nur noch zuzuwarten brauchen, um es zu einem niedrigeren Preis erwerben zu können. Oberbürgermeister Dr. Winterer verteidigte den Kauf: *Es dürfen keine Opfer gescheut werden, das Günterstaler Tal in seinem heutigen Zustand zu erhalten. Nicht auf die Häuser,*

¹⁷ Mündliche Mitteilung von Dr. Helmut Volk.

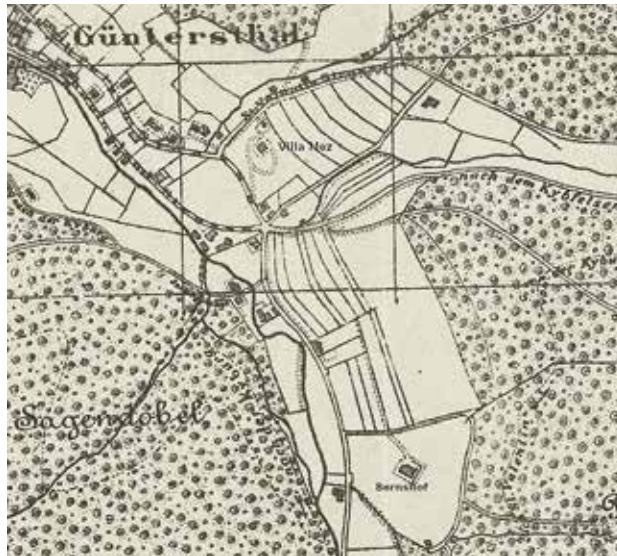


Abb. 7 Lage der Villa Mez und des Bernshofs bei Günterstal, Ausschnitt eines Stadtplans von Freiburg von 1898 (StadtAF, M 14/35a).



Abb. 8 Bernshof, Aufnahme von 1905 (Bildarchiv DDG, Format IV, Gruppe 11).

auch nicht auf den Wald, kommt es an, sondern mehr noch auf die Erhaltung des prächtigen *Wiesentepichs*. Der Kaufvertrag enthält keinerlei Verpflichtung zum Erhalt der Villa oder des Parks. Berns legte aber vertraglich noch fest, dass der Ertrag der Apfelbäume (*Goldreinetten*) ihm noch bis ins nächste Jahr zustehe, schließlich wurde ihm großzügigerweise der jährliche Apfelertrag für Lebenszeit zugesprochen.¹⁸

Berns zog nun mit seiner Frau in das wenige Kilometer entfernte Wiesneck bei Buchenbach, dort hatte er ein weitflächiges Gelände erworben und bereits ein Haus errichten lassen. Wer in Wiesneck danach sucht, wird durch die mächtigen Mammutbäume am Weg zur Friedrich-Husemann-Klinik auf die richtige Spur geführt: Auf dem Klinikgelände finden sich weitere, an den Bernspark erinnernde Exoten. Das Wohnhaus, „Herrenhaus“ später „Zedernhaus“ genannt (jetzt mit Stilelementen des Schwarzwaldhauses versehen!), kann es hingegen nach zahlreichen Um- und Anbauten an Ansehnlichkeit nicht mit dem Bernshof aufnehmen (Abb. 9).

Bereits ein Jahr später manifestierte sich bei Berns eine unheilbare Krankheit, die das Paar zur Rückkehr in die Niederlande zwang. Berns starb am 22. November 1911 in Utrecht. Der Nachruf im „Utrechts Nieuwsblad“ erwähnt neben den medizinischen und kommunalen Verdiensten auch sein Interesse für Italien und die italienische Kunst und vergisst nicht als eine seiner vielen Liebhabereien die „Aufzucht von Coniferen“.¹⁹

Bevor Berns Wiesneck verließ, hatte er noch ca. 800 Koniferen-Jungpflanzen aus Günterstal herschaffen lassen, die aber dem Käufer des Anwesens, dem „Technikfreak“ und AEG-Ingenieur Heinrich Schöndube durchaus nicht willkommen waren. Er bot sie ebenfalls der Freiburger Stadtgärtnerei an, war aber nicht mit dem gebotenen Preis einverstanden und zog es nun doch vor, die Pflanzen „zur Dekoration der Parkanlagen zu benutzen“. 1928 kaufte der Psychiater Dr. Husemann das Hofgut, aus dem schließlich das Sanatorium Wiesneck wurde, die heutige Friedrich-Husemann-Klinik.²⁰

Der Bernshof ab 1911

Anfang der 1920er-Jahre erhielt die Stadt Freiburg mehrere Kaufanträge für den Bernshof, so auch von dem damaligen Pächter, dem Ingenieur August Kern. Der wies einerseits auf die von ihm schon geleisteten Investitionen zur Modernisierung der Villa hin (so habe er zum Beispiel elektrische Lichtleitungen legen lassen), andererseits bemängelte er, der Holzbau *mit nur 1 großen Wohnzimmer im Erdgeschoss [das er bewohnte] und Mädchen- sowie Knechtkammern im Hinterhaus* genüge modernen Ansprüchen nicht mehr; es fehle eine Zentralheizung, ein richtiges Bad und mehr, das Schindeldach werde bald erneuert werden müssen, das Hinterhaus sei sehr feucht, öfters sammle sich Bergwasser in den Kellern, auch sei keine Kanalisation vorhanden.²¹ Und der Obstgarten liege doch *zum größten Teil stark im Schatten, wodurch die Bäume stark vermoost sind. Eine rentable Bewirtschaftung dieses kleinen Anwesens ist ja gänzlich ausgeschlossen, und Kapitalisten dürften sonnigere Plätze mit modernen Bauten vorziehen.*²² Diese Argumentation, ergänzt durch den Hinweis auf die Verdienste Kerns um die Elektrizitätsversorgung Freiburgs, verfiel bei der Stadt jedoch nicht, Kern musste Pächter bleiben, bereicherte aber später den Baubestand durch eine Kegelbahn.

¹⁸ StadtAF, C3/299/08.

¹⁹ Utrechts Nieuwsblad, 24.11.1911, S. 5.

²⁰ GEIGER (wie Anm. 5), S. 19.

²¹ Es sollte 1933 werden, bis der Bernshof an die Kanalisation angeschlossen wurde!

²² StadtAF, C3/299/8.



Abb. 9 Das „Herrenhaus“, jetzt „Zedernhaus“ in Wiesneck
(Foto: Klaus Hockenjos).

Er betätigte sich auch als Hobbylandwirt und richtete im „Schopf“ einen Kuhstall ein. 1934 wurde der Mathematiker Ernst Zermelo (Abb. 10) sein Untermieter, von dessen weitgespanntem Denken hier lediglich die Mengenlehre genannt sein soll. Ein Jahr später verweigerte Zermelo den Hitlergruß, musste deshalb auf seine Honorarprofessur verzichten und geriet in zunehmend schwierige finanzielle Verhältnisse. Über seinen Alltag in der Villa berichtet ausführlich die Biografie von Heinz-Dieter Ebbinghaus:²³ Zermelo bewohnte demnach das Obergeschoss des Bernshofs, das durch ein weites, getäfeltes Treppenhaus erreicht wurde – Berns hatte seinerzeit keinen Aufwand gescheut, um den Werkstoff Holz auch im Inneren zu gebührender Geltung zu bringen. Im gleichfalls getäfelten Wohnzimmer, dem „Rittersaal“, wie Zermelo ihn nannte, befand sich die Bibliothek, in der Länge über 9 m messend, was ihm erlaubte, während der Arbeit umherzugehen, einen Zigarillo in der rechten und den Aschenbecher in der linken Hand haltend. Im Bernshof lernte Zermelo auch seine spätere Frau Gertrud Seekamp kennen, und hier verstarb er auch am 21. Mai 1953. Seine Witwe blieb im Bernshof wohnhaft und konnte dort sogar noch ihren 100. Geburtstag feiern.

Nach 1898 dauerte es fast 70 Jahre, bis wieder über den Bernshof geschrieben wurde.²⁴ Der Artikel in der „Badischen Zeitung“ bezeichnete die Villa als „herrlichen Holzhausbau“, über Berns hieß es ohne Nennung einer Quelle, er sei ein „Eigenbrötler, kurios in seiner Art“ gewesen. Bereits in den frühen 1970er-Jahren wurde der Bernshof unter Denkmalschutz gestellt, 1986 erhielt er samt Park den Status eines Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung im Sinne des §12 Denkmalschutzgesetz. Zeitweise gab es Pläne, die Villa zu einem Kinderheim umzugestalten und zusätzliche Bauten im Park zu erstellen. 1990 fand die Villa ausführlichere Erwäh-

²³ HEINZ-DIETER EBBINGHAUS: Ernst Zermelo – An approach to his life and work, Stuttgart 2007.

²⁴ Badische Zeitung, 27./28.2.1965.

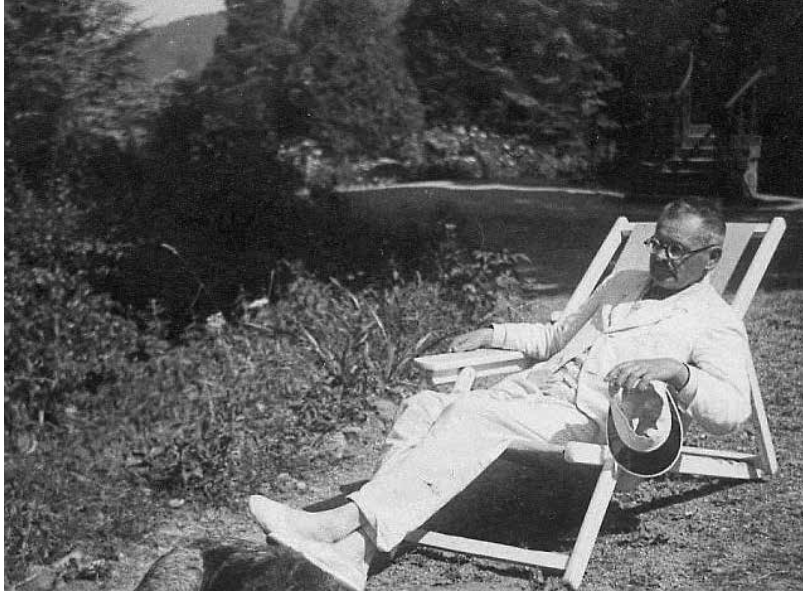


Abb. 10 Ernst Zermelo vor dem Bernshof, Aufnahme um 1937
(Universitätsarchiv Freiburg, C 129).

nung in der Chronik „100 Jahre Freiburg-Günterstal“; der frühere Denkmalpfleger und zeitweilige Bewohner des Bernshofs, Gernot Vilmar, benennt darin erstmals die Blockbauweise.

Überregional wurde die „Villa Berns“ 2005 in „Villen und Landhäuser des Kaiserreichs in Baden und Württemberg“ vorgestellt; das Landhaus, so die Autoren, vermittele „den Eindruck von Beschaulichkeit, Intimität und Nähe zur Natur“.²⁵

2005/06 musste der Bernshof einer umfangreichen Renovierung unterzogen werden, es zeigten sich erhebliche Schäden am Blockbau, aber auch an anderen Bauteilen, die teilweise komplett ausgetauscht werden mussten. Gleichzeitig war das Schieferdach zu erneuern, das seit August Kerns Zeit an die Stelle des ursprünglichen Schindeldachs getreten war.

Über das weitere Schicksal des Baumbestands um den Bernshof gibt es ein Zeugnis aus dem Jahr 1923. Der russische Dichter Maxim Gorki verbrachte während seines Exils ein halbes Jahr in Günterstal und erwähnt in einem Brief die dortige Vegetation, die er *nicht nur wegen ihrer Farben, sondern auch wegen ihrer Formen* interessant fand: *Thujen, Zypressen*²⁶, *verschiedene Nadelbäume*.²⁷

Erneute Aufmerksamkeit erfuhr der Park des Bernshofs erst 1971: Ein Artikel in der Jahresschrift der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild schilderte die „mächtigen Bäume, meist Exoten“ und forderte, den Park unter Naturschutz zu stellen und den Baumbestand in das Denkmalsbuch einzutragen.²⁸ 1998 wurde der Baumbestand des Parks tatsächlich in die Liste der

²⁵ GERD KÄHLER: Villen und Landhäuser des Kaiserreichs in Baden und Württemberg, München 2005, S. 84f.

²⁶ Möglicherweise wurde der Dichter von dem Aussehen der Scheinzypresse, dem häufigsten Baum auf dem Berns'schen Grundstück, irreführt.

²⁷ MAXIM GORKI: Polnoe sobranie sočinenij Pism'a i jun' 1922-1924, Moskau 2009, S. 224.

²⁸ WERNER TRAUTZ: Berns-Hof in Günterstal als Park für die Stadt, in: Freiburger Stadtbild 71. Vorschläge - Berichte - Dokumente (1971), S. 15.

Naturdenkmale aufgenommen, genannt sind: ein Riesen-Lebensbaum, zwei Mammutbäume, eine Rotbuche, eine Atlas-Zeder, ein Tulpenbaum, eine Schindel-Eiche, eine Sommerlinde, zwei Scheinzypressen und ein Hiba-Lebensbaum.

Der Bernshof heute

Das behäbig breite, flach geneigte und weit vorspringende Dach signalisiert zusammen mit der Holzbauweise unverkennbar das alpine Vorbild des Bernshofs (Abb. 11). Der frühere Dachreiter (bzw. die „Essglocke“) ist, wie schon erwähnt, nicht mehr vorhanden. Die nach Südwesten gerichtete Fassade wirkt auf den ersten Blick symmetrisch, erst bei genauerem Hinsehen fällt auf, dass anstatt der linksseitigen Außenfenster des Erd- und des Obergeschosses sich rechts die zwei „Lauben“ (Veranden) öffnen, eine weitere „Laube“ überragt den Eingang auf der Nordostseite. Die Betonung der Waagrechten durch die Blockbauweise wird ergänzt durch Friesbänder; Supraporten über und Zierbretter um die Fenster sind weitere, dem alpinen Bauernhaustyp entlehnte Dekors und Beispiele des allerdings dezent eingesetzten „Laubsägestils“.



Abb. 11 Der Bernshof heute (Foto: Klaus Hockenjos).

In der Mitte der Fassade ist ein kleiner Balkon eingefügt, eine Miniaturversion dient vor dem Dachgeschossfenster darüber als Blumenkasten. Verschiedene Dachgauben durchbrechen das Satteldach, die kleineren dienen der Helligkeit des Speichers, die größeren ergänzen die darunterliegenden Fenster des Obergeschosses, die wegen des vorspringenden Dachs nur unzureichend Licht spenden. In der Begründung für den besonderen Schutzstatus des Bernshofs heißt

es, die herrschaftliche Villa sei ganz aus Holz ausgeführt.²⁹ Hier ist eine Korrektur angebracht: Der Sockel besteht aus grobbehauenen und den rustikalen Stil unterstreichenden Sandsteinblöcken, und das als Pferdestall dienende Erdgeschoss der hinteren Haushälfte wurde aus Ziegeln aufgemauert. Dieser Stallteil führt zu einer Gesamtlänge von 24 m, den Maßen eines Schwarzwaldhofs entsprechend.

In den Wohnräumen der vorderen Haushälfte, der Diele und dem Treppenhaus sind Decken und Wände getäfelt, Treppe und Täfelung weisen nach Gernot Vilmar Gestaltelemente der italienischen Renaissance auf (Abb. 12-14).³⁰ Allerdings machte die spätere Aufteilung in zwei separate Wohnungen eine Abtrennung vom imposanten, durch ein Oberlicht beleuchteten Treppenhaus erforderlich, wodurch dessen äußerst großzügige Raumwirkung beeinträchtigt wurde. In der hinteren, zuvor als Stall genutzten Haushälfte entstanden weitere Wohnungen. Die Bewohner der mittlerweile sieben Wohneinheiten arrangieren sich mit den Nachteilen des alten Holzbaus: Die akustische Isolation entspricht bei Weitem nicht den Standards moderner Mehrfamilienhäuser, und im Herbst müssen noch immer Vorfenster angebracht werden, um die Wärmehaltung zu verbessern.

Vom Obergeschoss führt eine Brücke zu dem später bergwärts angefügten „Schopf“. Bei dem danebenstehenden, gleichfalls zu Beginn des 20. Jahrhunderts hinzugekommenen Nebenhaus wurden einzelne Stilelemente des Haupthauses wie der flache Neigungswinkel des Dachs und der Bruchsteinsockel wieder aufgegriffen, die darüberliegenden Geschosse sind aber, soweit durch den Putz erkennbar, in Fachwerkbauweise ausgeführt, auf dekorative Zutaten wurde verzichtet. Hier wohnte bis zu ihrem Tod 2010 Swetlana Geier, die Übersetzerin vor allem der Werke Dostojewskis.³¹



Abb. 12-14 Innenaufnahmen aus dem Bernshof: Täfelung und Stütze im Treppenhaus sowie Tür zur Laube mit Durchreiche (Foto: Klaus Hockenjos).

²⁹ Eintrag in das Denkmalsbuch, Begründung, Regierungspräsidium Freiburg, 24.1.1986.

³⁰ GERNOT VILMAR: Denkmalschutz in Günterstal, in: 100 Jahre Freiburg-Günterstal. Festschrift zum 100. Jahrestag der Eingemeindung von Günterstal in die Stadt Freiburg, hg. vom Ortsverein Günterstal, Redaktion: WOLFGANG PREUGSCHAT und IRMGARD FEIX, Freiburg 1990, S. 111-121, hier S. 117.

³¹ Siehe hierzu den Wikipedia-Eintrag zu Swetlana Geier (Stand: 07.07.2016).

Im Park wurden bei einer Bilanzierung des Bestands im Jahr 2015 42 Bäume von insgesamt 18 Baumarten nachgewiesen, außer den als Naturdenkmal geschützten Exemplaren müssen ihrem Alter nach auch weitere Baumarten, nicht nur Koniferen (Roteiche, Zerreiche, morgenländischer Lebensbaum, Gingko-Baum, Eiben, Magnolien) bereits von Berns angepflanzt worden sein. Allerdings hat die Verkleinerung des Grundstücks in den 1970er-Jahren zu einer deutlichen Reduzierung des Baumbestands gegenüber dem ursprünglichen Zustand geführt (Abb. 15 mit Tabelle 1 sowie Abb. 16).

Durch Auslichten wurde die verloren gegangene Transparenz des Parks wiederhergestellt, mit seinem Bach ist er der ideale Spielgrund für die im Bernshof aufwachsenden Kinder. Berns hätte wie der heutige Betrachter seine Freude an den mächtigen Bäumen: Die größere der beiden 1893 gepflanzten Sequoien hat mittlerweile den stolzen Umfang von 6,5 m erreicht.

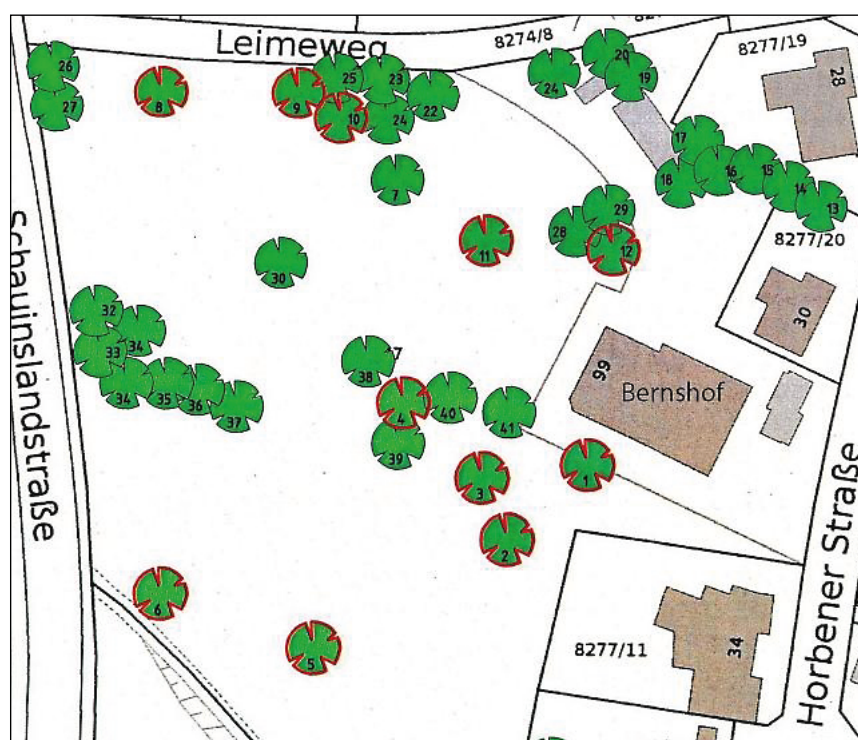


Abb. 15 Plan der Parkanlage bei der Villa Berns von 2015 (Grafik: Hubertus Nimsch).

Nummer	Lateinische Bezeichnung	Deutsche Bezeichnung
1, 2	<i>Tilia platyphylla</i>	Sommerlinde
2	<i>Liriodendron tulipifera</i>	Tulpenbaum
3, 12, 15, 25, 26, 33	<i>Chamaecyparis lawsoniana</i>	Scheinzypresse
4, 8	<i>Sequoia giganteum</i>	Mammutbaum
5	<i>Fagus silvatica</i>	Rotbuche
6, 8	<i>Quercus imbricata</i>	Schindel-Eiche
7	<i>Picea polita</i>	Nadelfichte, ausgef.
9	<i>Cedrus atlantica</i>	Atlaszeder
10	<i>Thuja plicata</i>	Riesen-Lebensbaum
11	<i>Thujopsis dolabrata</i>	Hiba, Baum mit „Schleppe“
13, 41	<i>Magnolia spec.</i>	Magnolie
14	<i>Chamaecyparis lawsoniana</i>	Scheinzypresse; Gartenform: vermutlich „Alumii“
16,17	<i>Chamaecyparis lawsoniana</i>	Scheinzypresse; Gartenform: vermutlich „Filifera“
18	<i>Chamaecyparis lawsoniana</i>	Scheinzypresse; Blaugrüne Gartenform: vermutlich „Ellwoodii“
19	<i>Platycladus orientalis</i>	Morgenländischer Lebensbaum; Gartenform
22, 23	<i>Chamaecyparis lawsoniana</i>	Scheinzypresse; Doppelstamm
27-29	<i>Taxus baccata</i>	Eibe
30	<i>Chamaecyparis lawsoniana</i>	Scheinzypresse; „Intertexta“
31,32,37	<i>Quercus cerris</i>	Zerreiche
34,36	<i>Quercus rubra</i>	Roteiche
38	<i>Chamaecyparis lawsoniana</i>	Scheinzypresse; Gruppe
39	<i>Larix kaempferi</i>	Japanische Lärche
40	<i>Ginkgo biloba</i>	Ginkgo
42	<i>Picea orientalis</i>	Sapindusfichte aus dem Kaukasus, auf fremdem Grundstück

Tabelle 1 Liste der Parkbäume 2015 (Amt für Liegenschaften und Wohnungswesen der Stadt Freiburg, Liste: Hubertus Nimsch).



Abb. 16 Ansicht des Bernshofs von Nordosten mit Sequoie in der Bildmitte
(Foto: Klaus Hockenjos).

Der Bernshof im Vergleich

Eine Villa mit einer dem Bernshof ähnlichen Prägung ist weder in Freiburg noch im weiteren Umkreis auszumachen. Erst im schwäbischen Bönningheim steht ein weiteres Villenexemplar im „Chaletstil“. Die dortige Villa Amann (Abb. 17) wurde 1899/1900 erbaut und befand sich trotz Denkmalschutz im fortgeschrittenen Verfall, als sie im letzten Moment aufgekauft und mit großem Engagement restauriert wurde (der bereits erwähnte Band „Villen und Landhäuser in Baden-Württemberg“ führt diese Villa als weiteres Beispiel der vom Schweizerstil inspirierten Bauten des „Fin de siècle“ an).³² Auch hier war der Architekt nicht mehr bekannt, bis sich herausstellte, dass es der gebürtige Pfälzer Jacques Gros war, der Hauptvertreter des sogenannten „malerischen Chalet-Stils“.

Die Leitidee beim Bau der Villa Amann war, das „Malerische“ an diesem Baustil noch zu steigern, wozu die Asymmetrie als Mittel eingesetzt wurde. Diesem Zweck diente auch der an der Westseite angebaute dreigeschossige Turm, eine für J. Gros offenbar ganz unverzichtbare Komponente des größten Teils seiner vollendeten oder nur als Entwurf erhaltenen Projekte. Gros schöpfte in Bönningheim bei der Gestaltung der Hauptfassade „aus dem Vollen der Bau-

³² Ein Paradigmenwechsel um 1970; aber noch 1977 schrieb Denkmalpfleger Wolf Deiseroth: „Die meisten Städte sträuben sich auch heute noch, ihre Vorstellung von der Denkmalwürdigkeit von Gebäuden über das Ende des Klassizismus, d.h. die Mitte des 19. Jahrhunderts, wesentlich hinauszuziehen“, DERS.: Die ehemalige Villa Julius in Heidelberg – ein Baudenkmal vom Abbruch bedroht, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 6, Nr. 3 (1977), S. 106-110, hier S. 106.



Abb. 17 Villa Amann (Foto: Erhard Hehl).

geschichte“,³³ setzte die Blockbauweise lediglich für Dach- und Obergeschoss ein, um so einen reizvollen, „malerischen“ Kontrast zu anderen Baumaterialien zu schaffen und bediente sich einer Vielfalt von Stilelementen mit einem Nebeneinander von Bauernhofreminiszenzen und Zitaten verschiedenster Architekturepochen. Ländlichkeitszitate sind auch an Freiburger Gründerzeitbauten zu finden, so beispielsweise als Schindelbeslag an der im Übrigen der Spätgotik verpflichteten, 1902 erbauten Villa Günterstalstraße 67.

Die Doppelbenennung „Bernshof“ und „Villa Berns“ lässt an den Begriff der „Villa in Bauernhausform“ oder „Bauernhausvilla“ denken, der für eine im ausgehenden 19. Jahrhundert entwickelte Villenarchitektur geprägt wurde: Am österreichischen Semmering, in 1.000 m Höhe, entstand eine ganze Siedlung dieser Villen, die sich an bäuerlichen Hauslandschaften der Alpen orientierte. Die architekturhistorische Analyse dieses Typus durch den Wiener Kunstgeschichtler und Denkmalforscher Günter Buchinger scheint auch für die Villa Berns brauchbar: Er ordnet die frühen, vorwiegend symmetrischen Bauten mit ihrer klaren Raumaufteilung und einer äußeren, ihre Vorlage nachbildenden Form dem strengen Historismus zu; demnach ist der Bernshof in diese Phase einzuordnen. Die Villa Amann hingegen ist mit ihrer Asymmetrie und Mischung der Vorlagen ein Beispiel des „ausgereiften“ Späthistorismus.³⁴

³³ JÖRG ALEXANDER MANN: Die Villa des Fabrikanten Alfred Amann in Bönninghei, Ein Landhaus im Châlet-Stil als Beispiel der malerischen Architektur in Württemberg an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, Dissertation 2007, S. 19.

³⁴ GÜNTER BUCHINGER: Villenarchitektur am Semmering, Wien/Köln/Weimar 2006, S. 120.

Epilog

Mit der Wahl des Baustoffs Holz für seine Villa wollte Berns vermutlich eine natürliche Einheit von Haus und geplante Baumpark herstellen. Nur hier, außerhalb von Günterstal, auf freiem Gelände, konnte ein derartiges Gebäude errichtet werden; innerhalb geschlossener Bebauung verbot die städtische Bauordnung wegen Brandgefahr Holzhäuser. Stilistisch gab es zu dieser Zeit für ein solches Haus keine große Auswahl, das Baumaterial ließ von vornherein keine Ähnlichkeit mit der Gründerzeitarchitektur zu. Das Schwarzwaldhaus war noch nicht zum gängigen Modell geworden. So blieb nur die Angleichung an das Vorbild alpiner Bauernhäuser, also das „Chalet“. Als freistehendes „Haus in der Landschaft“³⁵ verkörperte der Bernshof weit mehr als die Stadtvillen den seit der Antike bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts geltenden Begriff der „Villa“. Aber zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurden bereits Straßen geplant, die den Bernshof zum Teil einer Villensiedlung zu machen drohten. War vielleicht die Gefährdung der herrschaftlichen Situation der Grund dafür, dass Anton Wilhelm Cornelis und Wolthera Berta Johanna Berns ihren Wohnsitz und den heranwachsenden Baumbestand des Parks aufgaben?



Abb. 18 Initialen des Ehepaars Berns über der Eingangstür des Bernshofs (Foto: Klaus Hockenjos).

Für ihre Unterstützung danke ich folgenden Personen:

Volker A. Bouffier, H. D. Ebbinghaus, Annemarie Geiger, Stefan King, Hubertus Nimsch,
Burghard Reinke, Wulf Rüsckamp, Ulrich Schweizer, Gernot Vilmar, Helmut Volk
und den Bewohnern des Bernshofs

³⁵ BRÖNNER [wie Anm. 6], S. 68.

Die Breisgau Loge in Freiburg im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

Zwischen Akkulturation und jüdischer Identität

Von
JULIA KNECHTLE

Einleitung

In Freiburg konstituierte sich 1864 erstmals seit dem Niederlassungsverbot für Juden im 15. Jahrhundert wieder eine jüdische Gemeinde, die sich zur viertgrößten in Baden entwickelte und 1910 über 1.320 Mitglieder verfügte, was einem Anteil von 1,6 % der Stadtbevölkerung entsprach.¹ Die Gemeindemitglieder waren überwiegend im Handel und in den freien Berufen tätig und dem mittelständischem Bürgertum zuzurechnen.

Das Deutsche Kaiserreich war die Blütezeit der jüdischen Vereinsgründungen; auch in Freiburg entstanden seit den 1880er-Jahren viele jüdische Vereine. Dazu zählten der Israelitische Frauenverein, der Leseverein, der Mendelsohn-Verein und mehrere soziale Hilfseinrichtungen wie der Israelitische Waisenverein oder der Israelitische Kranken- und Sterbeverein. Seit 1900 gab es zudem die Breisgau Loge, die Teil des Unabhängigen Orden B'nai B'rith (U.O.B.B.) war.

In der Breisgau Loge waren viele der führenden jüdischen Gemeindemitglieder, ein Großteil des Synagogenrats, sowie die beiden Rabbiner Adolf Lewin und Julius Zimels, der zeitweise auch Präsident der Loge war, vertreten. Zunächst fanden die Sitzungen der Loge in der Schiffstraße 9 (Abb. 1) statt, bis sie 1904 in der Bismarckstraße 5 eine neue Heimat fand. Ein weiterer Umzug folgte 1913 an den Fahnenbergplatz, bevor die Loge 1925 ein eigenes Haus in der Röderstraße 4 erwarb. Mit Beginn der NS-Zeit wurde die Arbeit der Loge eingeschränkt; schon 1933 wurde sie mit dem „Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens“ enteignet. Ein Jahr später war es nicht möglich, einen vollständigen Beamtenrat zu bilden, da keines der Mitglieder das Amt des Präsidenten übernehmen wollte.² Dennoch konnte die Loge ihre Arbeit bis 1936 – gegen die Auflösung und Beschlagnahmung von Unterlagen und Gegenständen legte sie Klage beim Ministerium des Innern in Karlsruhe ein – in gewissem Rahmen fortsetzen. Mit dem Erlass des Reichsführers-SS vom 10. April 1937 wurde die Breisgau Loge schließlich aufgelöst. Mit dem Verkauf des Hauses in der Röderstraße endete ihre Tätigkeit.

Der U.O.B.B. vertrat eine säkulare Auffassung des Judentums und bildete somit eine neue Form von jüdischer Vergemeinschaftung, die sich nicht über ihren Glauben, sondern durch die Vorstellung einer gemeinsamen Abstammung und Kultur definierte. Dies ermöglichte ihm sowohl die Artikulation einer jüdischen als auch einer nationalen Identität, die er beide fördern wollte.³

¹ KATHRIN CLAUSING: *Leben auf Abruf. Zur Geschichte der Freiburger Juden im Nationalsozialismus* (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 37), Freiburg 2005, hier S. 34.

² Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), M 69.5/5 [1] 325, 330f. und 347.

³ ANDREAS REINKE: „Eine Sammlung des jüdischen Bürgertums“: Der Unabhängige Orden B'nai B'rith in Deutschland, in: *Juden, Bürger, Deutsche. Zur Geschichte von Vielfalt und Differenz 1800-1933*, hg. von ANDREAS GOTZMANN/RAINER LIEDTKE/TILL VAN RAHDEN (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts 63), Tübingen 2001, S. 315-340, hier S. 325.



Abb. 1 Schiffstraße 9 in Freiburg (zweites Gebäude rechts), Sitz der Breisgau Loge von 1900 bis 1904, Aufnahme um 1940 (StadtAF, M 7010).

Der Orden befand sich somit in einem Spannungsfeld: Zum einen wollte er das nationale Empfinden und den Patriotismus seiner Mitglieder stärken, zum anderen jedoch auch explizit das jüdische Selbstbewusstsein und die jüdische Identität stärken. Aus Sicht des Ordens stellte dies keine unvereinbare Aufgabe dar, da solch eine Stärkung keineswegs eine loyale Auffassung gegenüber dem deutschen Staat und der deutschen Kultur ausschloss. Für eine Untersuchung der Breisgau Loge ist daher der Begriff „Akkulturation“ geeigneter, der im Gegensatz zum Begriff der „Assimilation“ offener ist. Während die Assimilation auf eine völlige Aufgabe des Jüdischen abzielt und mit einem Verlust der jüdischen Tradition, Werte und Religion verbunden ist, geht Akkulturation von der Akzeptanz vieler Gebräuche und kultureller Muster der Mehrheitsgesellschaft aus, die sich jedoch, bewusst oder unbewusst, dazu verpflichtet, den Erhalt ethnischer und religiöser Unterscheidung aufrecht zu erhalten.⁴ Während somit die Assimilation als ein Prozess zu definieren ist, an dessen Ende die Verschmelzung der jüdischen Minderheit mit der deutschen Mehrheitsgesellschaft unter Aufgabe aller Unterscheidungsmerkmale stand,

⁴ MARION KAPLAN: Tradition and Transition. The Acculturation, Assimilation and the Integration of Jews in Imperial Germany. A Gender Analysis, in: Leo Baeck Institute Yearbook 27 (1982), S. 3-35, hier S. 5.

so ist die Akkulturation als Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft unter Beibehaltung eigener, spezifischer Merkmale zu verstehen. Dies wurde im U.O.B.B. beabsichtigt. Im Bestreben um die jüdische Akkulturation lässt sich dabei ein Wandel in der Tätigkeit des Ordens ausmachen: Während sich dieser im Kaiserreich vermehrt Akkulturationsbemühungen, wie etwa eine Berufsumschichtung der badischen Juden, widmete und seine Hilfstätigkeit vornehmlich in der Unterstützung der osteuropäischen Pogromopfer sah, so lässt sich für die Zeit der Weimarer Republik feststellen, dass in erster Linie die Förderung der jüdischen Kultur und Institute in Deutschland und die Wohltätigkeit nach innen verstärkt wurde.

Der vorliegende Artikel beruht auf dem Quellenbestand der Breisgau Loge, der seit Ende des Zweiten Weltkrieges vollständig im sogenannten „Sonderarchiv“ in Moskau verwahrt wird. Dort sind nicht nur die Akten der Freiburger Loge, sondern auch die aller deutschen Tochterlogen und der Großloge aus Berlin zu finden. Vor dem Hintergrund der schlechten Quellenlage zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik – die meisten der Akten der jüdischen Gemeinde gingen beim Brand der Freiburger Synagoge 1938 verloren – ist der Fund der Logendokumente umso bedeutender. Wie erwähnt war ein großer Teil der jüdischen Gemeinde – darunter führende Persönlichkeiten – gleichzeitig Mitglied der Breisgau Loge, sodass durch die Untersuchung der Logentätigkeiten auch Rückschlüsse auf das jüdische Kulturleben in der Stadt gezogen werden können.

Der deutsche Distrikt des U.O.B.B.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bildeten sich spezifisch jüdische Vereine: Zum einen als Reaktion auf den erstarkenden Antisemitismus und die damit verbundene Ausgrenzung der Juden aus dem allgemeinen Vereinswesen, zum anderen infolge des Wandels der jüdischen Identität.⁵ Diese Wendung zeichnete sich dadurch aus, dass die Gemeindezugehörigkeit bei vielen Juden für das außerreligiöse Leben an Bedeutung verloren hatte. Sie wurde zugunsten von jüdischen Vereinigungen ersetzt, in denen die Konfession durch eine neue ethnische Auffassung substituiert wurde, die Juden als eine einheitliche Volksgruppe verstand.⁶ Till van Rahden prägte für die deutschen Juden im Kaiserreich den Begriff der „ethnischen Gemeinschaft“, die sich durch die Vorstellung einer gemeinsamen Abstammung und Kultur auszeichne und auf der Erfindung einer eigenen Tradition beruhe. Wichtig ist dabei, dass die Ethnizität keine unveränderliche Religion, Tradition oder Kultur definieren soll, sondern sie ist vielmehr als „eine kulturelle und soziale Grenzmarkierung [zu verstehen], die Zugehörigkeit oder Ausschluss signalisiert.“⁷ Grenzen spielen in dem Konzept somit eine zentrale Rolle; sie sind meist nur schwach ausgebildet und erlauben so einen grenzüberschreitenden Sozialkontakt. Die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe schließt durch ihren überschreitenden Kontakt damit auch keine Loyalität gegenüber anderen Gruppen aus.

Dieses ungewohnte, säkular geprägte Verständnis von Judentum wurde von den neu entstandenen Organisationen wie dem B'nai B'rith Orden bedient. Dessen Ursprung geht auf die deutsch-jüdischen Einwanderer in Amerika zurück, die sich zur gegenseitigen Unterstützung und zur Förderung zusammengeschlossen hatten und 1842 in New York den „Independent Or-

⁵ REINKE (wie Anm. 3), S. 318.

⁶ SHULAMIT VOLKOV: Antisemitismus als kultureller Code, München 2000, S. 134.

⁷ TILL VAN RAHDEN: Juden und andere Breslauer. Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860-1925 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 19), Göttingen 2000, S. 20.

der of B'nai B'rith“ gegründet hatten.⁸ Erst 40 Jahre später, als der moderne Antisemitismus in den 1880er-Jahren erstarkte und auch vor den Freimaurerlogen nicht Halt machte, fand der Orden seinen Weg ins Deutsche Kaiserreich. Die erste Loge, die Deutsche Reichsloge, bildete sich 1882 in Berlin. Ihre Gründer waren vorher Mitglieder in anderen Logenorganisationen gewesen, die sich nach einer vermehrten Konfrontation mit dem Antisemitismus und der Eliminierung aus dem allgemeinen Vereinswesen zur Gründung eines Ordens entschlossen, der nur Juden offen sein sollte und durch eine Stärkung der jüdischen Identität den Gruppenzusammenhalt unter ihnen stärken sollte.⁹

Der U.O.B.B. unterschied sich in vielerlei Hinsicht von anderen Vereinen: Er hatte hohe Anforderungen bei der Auswahl seiner Mitglieder, verfügte über eine eigene Gerichtsbarkeit und Gesetze und wies eine strenge Hierarchie und Organisation auf.¹⁰ In den ersten Jahren stellte die Konstitutionelle Großloge in New York die oberste Behörde dar, die sich aus den Repräsentanten aller Großlogen zusammensetzte und nur alle fünf Jahre tagte; in der Zwischenzeit waren die Beamten eines sogenannten „Exekutivkomitees“ für die Geschäftsführung des Ordens zuständig. Formell war der deutsche Distrikt somit dem amerikanischen unterstellt. Allerdings wurde bereits kurz nach der Gründung der dritten Loge in Deutschland deutlich, dass die Distanz zwischen Berlin und New York für eine interne Logenabsprache zu groß war, weshalb 1885 eine deutsche Großloge gegründet wurde und sich die deutschen Logen zu einem selbstständigen Distrikt entwickelten.

Die hierarchische Organisation des Ordens zeigte sich auch am Aufbau des Deutschen Distrikts. Die Führung oblag der Großloge, die einmal jährlich tagte und ein Generalkomitee bildete. Sie war verantwortlich für die Gesetzgebung und die Wahrung der allgemeinen Interessen sowie für die Aufsicht über die Logen.

Die einzelnen Logen wurden vom jeweiligen Präsidenten und Finanzsekretär nach außen vertreten, die zusammen den Vorstand einer Loge bildeten. Ein Beamtenrat aus acht Mitgliedern (Präsident, Vizepräsident, protokollierender Sekretär, Finanzsekretär, Schatzmeister, Marschall, Wächter und Mentor) war für die Geschäftsführung zuständig; er wurde von den Logenmitgliedern auf ein Jahr gewählt. Eine Ablehnung der Wahl ohne plausible Gründe war nicht möglich, d.h. die Wahl in ein entsprechendes Amt hatte für das Logenmitglied einen verpflichtenden Charakter. In der Breisgau Loge wurden die Ämter des Präsidenten und auch des Beamtenrates häufig von führenden Freiburger Persönlichkeiten übernommen (Abb. 2). Bereits der erste Freiburger Rabbiner Adolf Lewin hatte als Mentor ein wichtiges Amt in der Loge inne und auch sein Nachfolger Julius Zimels, der 23 Jahre Rabbiner in Freiburg war, war nicht nur im Beamtenrat vertreten, sondern übernahm später auch zweimal das Amt des Präsidenten.

Der Orden verstand sich als ein reiner Männerbund, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, ausschließlich das Wesen des jüdischen Mannes zu „veredeln“.¹¹ Zur Zeit der Gründung waren Frauen ausgeschlossen. Das änderte sich erst nach der Jahrhundertwende, als Mitglieder des Ordens zu der Überzeugung gelangten, dass Frauen innerhalb der Loge das Engagement ihrer Ehemänner für das Logenleben fördern könnten.¹² Die Möglichkeit, Frauen an der Logenarbeit

⁸ CORNELIA WILHELM: Community in Modernity – Finding Jewish solidarity within the Independent Order of B'nai B'rith, in: Jahrbuch des Simon-Dubnow-Institut, Bd. 1, hg. von Dan Diner, München/Stuttgart 2002, S. 297-320, hier S. 301.

⁹ REINKE (wie Anm. 3), S. 320-322.

¹⁰ CLAUDIA PRESTEL: Weibliche Rollenzuweisung in jüdischen Organisationen. Das Beispiel des Bnei Briss, in: Bulletin des Leo-Baeck-Instituts 85 (1990), S. 51-80, hier S. 51.

¹¹ Ebd., S. 52.

¹² Ebd., S. 53ff.

Jahr	Präsident
1900-1901	Ludwig Weil
1902-1903	Sigmund Kassewitz
1904-1905	Albert Klein
1905-1907	Ludwig Sternfeld
1908-1909	Hermann Joachim
1909-1910	Albert Klein
1911-1912	Ludwig Sternfeld
1912-1917	Gustav Hirschberg
1918-1920	Eugen Meyer
1920-1921	Julius Zimels
1921-1922	Ludwig Sternfeld
1922-1924	Gustav Mayer
1924	Berthold Epstein
1924-1925	David Maier
1926-1927	Ernst Rothschild
1927-1929	Julius Zimels
1929-1932	Sigmund Herzfeld
1932-1933	Ernst Stern
1934-1935	?
1935-1936	Siegfried Epstein
1936-1937	Siegfried Nelson

Abb. 2 Die Präsidenten der Breisgau Loge von 1900 bis 1937.

zu beteiligen, konnte lokal unterschiedlich ausfallen; teilweise durften die Frauen in den Männerlogen mitarbeiten oder auch ihre eigenen Schwesternvereinigungen gründen.

Eine rechtliche Gleichstellung der Frauen fand allerdings nicht statt. Dies wurde von der Mehrzahl der männlichen Mitglieder abgelehnt.¹³ 1912 wurde ihnen jedoch zugestanden, einen eigenen Zusammenschluss der Schwesternlogen zu gründen, um so eine einheitliche Arbeit anzustreben und die Gründung weiterer Frauenvereinigungen anzuregen.¹⁴ Die Stellung der Frau im Orden änderte sich dadurch aber nicht. Der Schwesternverbund erhielt erst 1930 mehr Selbstständigkeit. In Freiburg bildete sich 1922 eine Schwesternvereinigung, die durch gemeinsame Arbeitssitzungen und durch Vertreterinnen in einzelnen Kommissionen der Breisgau Loge mit der Männerloge verbunden war. Die meisten Ehefrauen der Logenbrüder waren Mitglied im Schwesternverein, der sich hauptsächlich der Wohltätigkeit und den Krankenbesuchen widmete.¹⁵

¹³ ALFRED GOLDSCHMIDT: Der Deutsche Distrikt des Ordens Bne Briss, in: Zum 50jährigen Bestehen des Ordens Bne Briss in Deutschland, hg. von LEO BÄECK, Frankfurt 1933, S. 1-119, hier S. 96.

¹⁴ PRESTEL (wie Anm. 10), S. 57.

¹⁵ StadtAF, M 69.5/5 [2] 1350.

Mitgliederstruktur

Gegründet wurde die Breisgau Loge im September 1900 von 33 jüdischen Männern aus Freiburg und den umliegenden Gemeinden, darunter auch dem Freiburger Rabbiner Adolf Lewin. Im ersten Jahr stieg die Mitgliederzahl bereits auf 41 und auch in den folgenden Jahren hielt sich die Zahl konstant zwischen 40 und 50. Die Mitgliederzahl veränderte sich – mit einer Ausnahme – bis zum Ersten Weltkrieg nicht wesentlich. Im Jahr 1904 stieg die Zahl der Mitglieder von 42 auf 68 Mitglieder an, die bereits 1905 jedoch wieder auf 48 zurückging. Eine mögliche Erklärung für die starke Zu- und wieder Abnahme an Mitgliedern könnte die Gründung einer Loge in Basel sein. In den ersten Jahren der Breisgau Loge traten schweizerische und auch südbadische Juden in die Loge ein, um Erfahrung in der Logenarbeit zu sammeln und Werbung für eine eigene Basel Loge zu betreiben. Weitere Gründe, die zumindest die Abnahme der Mitgliederzahl erklären könnten, sind die Debatte um die Einführung eines neuen Gebetbuches durch den Oberrat der badischen Israeliten und der Konflikt, der sich daraufhin zwischen Orthodoxen und Liberalen entwickelte.¹⁶ Da in der Loge sowohl Anhänger des liberalen Judentums als auch der Orthodoxie vertreten waren und diese sich anlässlich der Synagogenratswahlen 1908 und 1910 zerstritten, könnte auch dies zu Austritten aus der Loge geführt haben.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges stiegen die Mitgliederzahlen der Breisgau Loge signifikant an. Ein starker Zuwachs ist erneut von 1922 auf 1923 zu beobachten, als sich der Mitgliederstand von 77 auf 102 erhöhte. In der NS-Zeit ging die Zahl der Mitglieder zurück (Abb. 3).

Jahr	Mitgliederzahlen
1900	33
1903	42
1904	68
1905	48
1910	46
1916	55
1922	77
1923	102
1933	85
1936	66

Abb. 3
Die Mitgliederentwicklung der Breisgau Loge von 1900 bis 1936.

In seinem Selbstverständnis sah sich der Orden als eine „Sammlung des jüdischen Bürgertums“¹⁷, da sich vor allem jüdische Männer des gehobenen Mittelstandes zu dem propagierten Humanitätsideal des Ordens hingezogen fühlten.¹⁸ Berühmte Intellektuelle wie Leo Baeck, der ab 1924 Präsident der Großloge war, oder Ismar Elbogen gehörten dem Orden ebenso an wie

¹⁶ URI KAUFMANN: Kleine Geschichte der Juden in Baden, Karlsruhe/Leinfelden-Echterdingen 2007, S. 84.

¹⁷ REINKE (wie Anm. 3), S. 335.

¹⁸ CLAUSING (wie Anm. 1), S. 53.



Abb. 4
Architekt Arthur Levi, der die
Erweiterung der Freiburger Synago-
ge und den Umbau des Kaufhauses
Knopf plante (StadtAF, K1/96/1).

zahlreiche Unternehmer wie Rudolf Mosse oder Oskar Tietz.¹⁹ In Freiburg war neben den bereits namentlich genannten Rabbinern Lewin und Zimels auch Samuel Strauß, der Kantor der israelitischen Glaubensgemeinschaft, in der Loge vertreten. Ebenso zählten bekannte Unternehmer wie Berthold und Fritz Springer, Inhaber einer erfolgreichen Möbelfabrik, Emil Rawitscher, Besitzer des Kaufhauses Modern, oder der Architekt Arthur Levi (Abb. 4), der für den Umbau der Synagoge verantwortlich war, zu den Mitgliedern der Vereinigung.

Eine Auswertung der Mitgliederstruktur der Breisgau Loge ergibt, dass die überwiegende Mehrheit (63 %) den kaufmännischen Berufen zuzurechnen war. Ihnen folgten mit 11 % die Rechtsanwälte und 10 % die Ärzte. Eher unbedeutende Berufsgruppen – häufig nur durch eine Person vertreten – waren Lehrer, Architekten, Professoren und Bankiers. Dieses Ergebnis spiegelt die Untersuchung fünf weiterer Logenverzeichnisse wider, die Andreas Reinke für das Jahr 1928 vorgenommen hat. Er gelangt darin zu dem Schluss, dass über 95 % der Logenmitglieder Angehörige des Wirtschafts- und Bildungsbürgertums waren, wobei letztere einen bedeutend kleineren Anteil ausmachten. Zur Gruppe des Wirtschaftsbürgertums zählte er Kaufleute, Bankiers und Handelsangestellte, zur Gruppe des Bildungsbürgertums Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer und Rabbiner (Abb. 5).²⁰

Der Eintritt in den Orden und in die Breisgau Loge war mit hohen finanziellen und persönlichen Anforderungen verbunden und führte so zu einer Beschränkung der Mitglieder auf die obere Mittelschicht (Abb. 6). Ein neuer Bewerber musste von einem bereits aufgenommenen Mitglied vorgeschlagen werden, woraufhin er einer Voruntersuchung durch den Prüfungsausschuss der Loge unterzogen wurde. Überprüft wurden der Lebenswandel, der finanzielle Hintergrund und sein Charakter sowie seine Einstellung zum Judentum. Kam der Prüfungsausschuss zu der Überzeugung, dass der Bewerber den Anforderungen der Loge gerecht werden würde, so wurde der Kandidat in drei Logensitzungen den Mitgliedern vorgestellt, die mögliche Einwände gegen seine Zulassung vorbringen konnten. In einer weiteren Sitzung wurde dann schließlich über die Aufnahme des Kandidaten abgestimmt, der sich damit verpflichtete, neben einem jährlichen Mitgliedsbeitrag in Höhe von 40 Mark auch ein einmaliges Eintrittsgeld in der gleichen Höhe zu bezahlen. Im weiteren Verlauf wurde diese Aufnahmegebühr angehoben, was

¹⁹ REINKE (wie Anm. 3), S. 335.

²⁰ Ebd., S. 337.

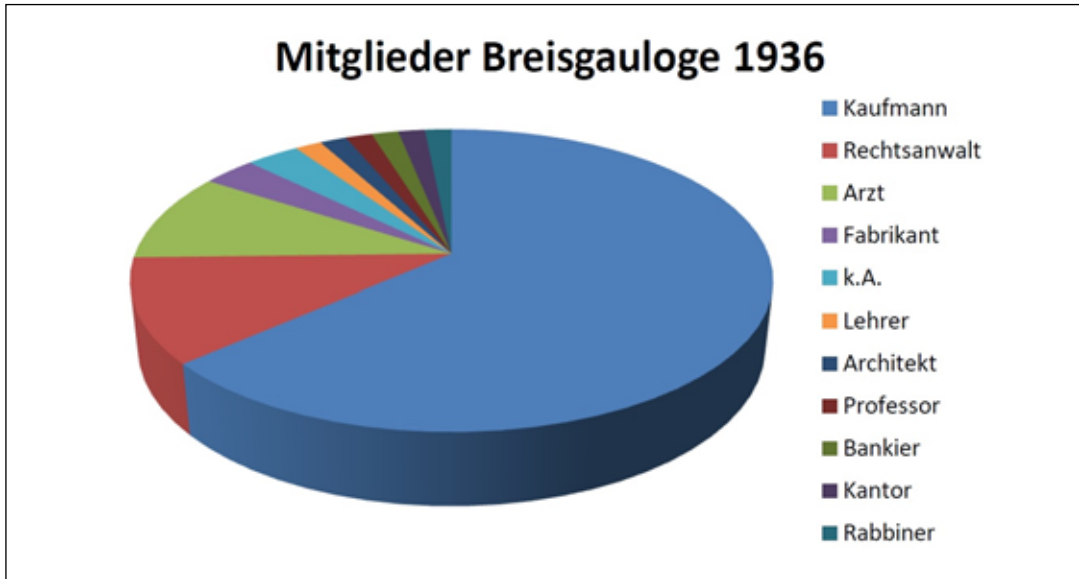


Abb. 5 Die Mitgliederstruktur der Breisgau Loge im Jahr 1936.



Abb. 6 Aufnahmeantrag des Ordens B'nai B'rith (StadtAF, M 69.5/5 [2] 428).

besonders in Zeiten der wirtschaftlichen Not in der Weimarer Republik für manche Mitglieder eine hohe Belastung darstellte. 1921 legte man den Jahresbeitrag auf 80 Mark und das Eintrittsgeld auf 100 Mark fest. Diesem Betrag wurde von der Großloge zugestimmt, die jedoch zu bedenken gab, *ob die Höhe des Beitrages mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Erfordernisse nicht zu gering bemessen wäre.*²¹ Durch zunehmende Inflation wies im Oktober 1921 die Mark nur noch ein Hundertstel ihres Wertes vom August 1914 auf, im Oktober 1922 nur mehr ein Tausendstel.²²

Akkulturationsbestrebungen der Loge

Der Orden B'nai B'rith vertrat – wie bereits ausgeführt – eine säkulare Auffassung der jüdischen Religion und ermöglichte seinen Mitgliedern dadurch eine Akkulturation an die deutsche Gesellschaft. Im traditionellen Judentum war die Religionszugehörigkeit eng mit der Nationszugehörigkeit verknüpft; dies änderte sich mit der Emanzipation, in deren Folge das Judentum als reine Konfession angesehen wurde. Viele der deutschen Juden waren nach der rechtlichen Gleichstellung bereit, spezifisch jüdische Elemente aufzugeben, sodass die Religion zum einzigen Unterscheidungsmerkmal zwischen Christen und Juden wurde.²³ In zahlreichen Texten des U.O.B.B. wurde der Begriff „Stamm“ als Synonym für den jüdischen Glauben verwendet und damit die Vorstellung einer gemeinsamen Abstammung und Herkunft betont. Die Verwendung des Begriffes „Stamm“ oder „Stammesgemeinschaft“ war Teil eines innerjüdischen Diskurses, der in den 1870er-Jahren seinen Anfang fand, als insbesondere bei Akademikern und Studenten ein Wandel im jüdischen Selbstverständnis einsetzte. Ihrer Überzeugung nach sei die Religion als einziges Element nicht ausreichend, um ihr Verständnis von Judentum zu beschreiben, sondern müsse um die Vorstellung einer gemeinsamen Abstammung und Herkunft erweitert werden.²⁴ Diese Auffassung wurde auch in der Breisgau Loge vertreten. Adolf Lewin beklagte als Mentor in einer Sitzung der Loge im Mai 1902, dass in einem Schreiben der Großloge vom 24. September (1901?) der Begriff „Volksgenosse“ verwendet worden sei. Dieser sei jedoch *irreführend, weil derselbe den Anschein erwecken könnte, als stehe die Großloge auf dem Standpunkte, die Israeliten bilden immer noch eine Volksgenossenschaft. Er bittet den w. [würdigen] Präsidenten bei der Großloge dahin zu wirken, daß derartige einseitige Ausdrücke fürderhin vermieden werden.*²⁵ Die Ordensmitglieder verstanden das deutsche Judentum vielmehr als einen Stamm, der ähnlich wie der der Bayern oder Sachsen fest im deutschen Vaterland verwurzelt war; die Mitglieder sollten daher auch nach den „reinsten Grundsätzen des Patriotismus“²⁶ erzogen werden. Jubiläen des Kaisers oder auch Logenfeierlichkeiten boten immer wieder Gelegenheit, die patriotische Grundhaltung des Ordens unter Beweis zu stellen.²⁷

²¹ StadtAF, M 69.5/5 [2] 379.

²² Laut Wikipedia-Seite „Deutsche Inflation von 1914 bis 1923“.

²³ MICHAEL BRENNER: Religion, Nation oder Stamm: Zum Wandel der Selbstdefinition unter deutschen Juden, in: Nation und Religion in der deutschen Geschichte, hg. von HEINZ-GERHARD HAUPT/DIETER LANGEWIESE, Frankfurt 2001, S. 587-601, hier S. 587.

²⁴ DANIEL WILDMANN: Der Körper im Körper. Jüdische Turner und jüdische Turnvereine im Deutschen Kaiserreich 1898-1914, in: Jüdische Identität und Nation. Fallbeispiele aus Mitteleuropa, hg. von PETER HABER/ÉRIK PETRY/DANIEL WILDMANN, Köln 2006, S. 50-85, hier S. 52.

²⁵ StadtAF, M 69.5/5 [1] 494.

²⁶ GOLDSCHMIDT (wie Anm. 13), S. 11.

²⁷ ANDREAS REINKE: Between solidarity and national allegiance – B'nai B'rith in Germany, in: Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts (wie Anm. 8), S. 321-342, hier S. 329.

Dass die jüdische Religion dennoch eine entscheidende Rolle spielte und trotz der proklamierten Neutralität in Bezug auf die religiösen Auslegungen zu Auseinandersetzungen führen konnte, lässt sich anhand der Breisgau Loge nachvollziehen. Die enge Verbindung zwischen ihr und der jüdischen Gemeinde ist bereits aufgezeigt worden, ebenso wurden die Konflikte anlässlich der Synagogenratswahlen 1908 und 1910 angedeutet. In diesem Zusammenhang erhob Gustav Hirschberg, der 1910 sein Amt als Vizepräsident infolge von Unstimmigkeiten niederlegte, in einem Brief schwere Vorwürfe gegen den Präsidenten der Loge. Dieser soll durch Einladungen zu liberalen Wahlversammlungen den Wahlkampf unvermittelt begonnen haben und diesen auch gegen Logenbrüder geführt haben: *In der Folge wurde der Wahlkampf weitergeführt, als ob hier nie eine Loge bestanden hätte, und als ob „Brüderlichkeit“, „Eintracht“ niemals die Devisen des Ordens gewesen wären.*²⁸ Er beschrieb weiterhin, dass die Synagogenratswahlen bereits 1908 zu heftigen Disputen innerhalb der Loge geführt hätten, die jedoch vorläufig beigelegt worden seien. Man hätte sich darauf geeinigt, dass die verschiedenen religiösen Ansichten der Mitglieder und der Gemeinde nichts miteinander zu tun hätten. Doch bereits zwei Jahre später wären die Meinungsdivergenzen wieder aufgebrochen, sodass er zu der Überzeugung gekommen sei, *dass so, wie die Verhältnisse hier liegen, an eine gemeinschaftliche Zusammenarbeit der verschiedenen Richtungen, im Sinne des gemeinschaftlichen Ordensziels, hier nicht zu denken ist. Die Gegensätze sind zu groß und, anstatt, daß sie durch die Loge hier gemildert wurden, sehe ich bei jeder Gelegenheit nur eine Verschärfung.*²⁹ Hirschbergs Protest gegen die Verknüpfung von Wahlkampf im Synagogenrat und der Logenzugehörigkeit zeigt, dass die Rolle der jüdischen Religion weitaus dominanter war, als der Orden es mit seiner weltlichen Auffassung und seiner neutralen Position beabsichtigte.

Die große Bedeutung des Judentums wird auch an der Stellung des Ordens zur sogenannten „Mischehe“ und zur Taufe deutlich. Seit Einführung der Zivilehe 1875 war es Juden möglich, einen Nichtjuden zu heiraten und eine „Mischehe“ einzugehen. Bis zum Ersten Weltkrieg stieg der Prozentsatz von Juden, die eine „gemischte“ Ehe eingingen, auf 19 %, während sich für Freiburg ein Anstieg von 9,6 % im Jahr 1885 auf 22,1 % im Jahr 1925 feststellen lässt.³⁰ Der Orden lehnte Männer, die in „Mischehen“ lebten, als Mitglieder zwar nicht ab, legte jedoch Wert darauf, dass die Kinder aus den „Mischehen“ dem Judentum erhalten blieben. In Freiburg wurde dem Logenmitglied Magnus Kupfer, einem Arzt aus Lahr, der Austritt aus der Loge nahegelegt, nachdem dieser seine Tochter taufen ließ.³¹ Kupfer wandte sich daraufhin in einem Brief an die Loge und erklärte, dass sein Austritt keineswegs freiwillig erfolge, da er selbst stets ein treues Mitglied des Ordens gewesen sei und die Forderungen des Ordens stets erfüllt habe: *Dieser Austritt ist meinerseits kein freiwilliger, sondern er geschieht, weil mir nahe gelegt [worden] ist, dass die Taufe meiner Tochter nicht mit den Tendenzen der Loge übereinstimmt. Ich wusste nicht, dass die Loge andere Tendenzen verfolgt als die der Bruderliebe, der Wohltätigkeit und der Eintracht, die sie als Devise auf ihre Fahnen schrieben.*³² 1928 legte der Orden schließlich in einer offiziellen Richtlinie fest, dass ein Mitglied, das seine Kinder bewusst dem Judentum entfremde, vor den Ehrenrat der Loge zu stellen sei, der über den weiteren Verbleib des Mitgliedes im Orden entscheiden würde.³³

²⁸ StadtAF, M 69.5/5 [1] 405a.

²⁹ Ebd.

³⁰ MONIKA RICHARZ: Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung, in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3: Umstrittene Integration 1871-1918, hg. von STEVEN M. LOWENSTEIN u.a., München 1997, S. 13-28, hier S. 19; CLAUSING (wie Anm. 1), S. 37.

³¹ StadtAF, M 69.5/5 [1] 1445.

³² Ebd.

³³ Großlogentagung am 18. und 19. November 1928, in: Mitteilungen der Großloge für Deutschland VIII

Reaktion auf Antisemitismus

Obwohl sich der U.O.B.B. in erster Linie als eine Reaktion des jüdischen Bürgertums auf den modernen Antisemitismus gebildet hatte, strebte der Orden keine offene Auseinandersetzung mit dem Thema an. Vielmehr versuchte er, durch Erziehung seiner Mitglieder im Sinne einer Stärkung des jüdischen Selbstbewusstseins oder mit Projekten wie der Berufsumschichtung antisemitischen Vorurteilen die Grundlage zu entziehen und so zum Kampf gegen antijüdische Auswüchse seinen Teil beizutragen. Mit dem Wiederaufleben der Judenfeindlichkeit in der Weimarer Republik forderten einige Logen ein aktiveres Vorgehen und wünschten, den Kampf gegen den Antisemitismus als eine der Hauptaufgaben festzulegen. Das Generalkomitee lehnte dies jedoch ab und erklärte die Abwehr des Antisemitismus zur verpflichtenden Privatsache der Mitglieder, da die Logen selbst nicht geeignet seien, öffentlich gegen diesen einzutreten.³⁴

Bereits 1885 wurde in Freiburg der „Verein zur Förderung des Handwerks und der technischen Berufsarten unter den Israeliten“ gegründet, der sich ab 1889 in ganz Baden ausbreitete und bis in die Weimarer Republik bestehen blieb. Ziel des Vereins war es, eine berufliche Umorientierung der Juden zu fördern, um antisemitischen Vorwürfen gegen die jüdische Vorherrschaft im Handel und in den sogenannten „Freien Berufen“ die Grundlage zu entziehen.³⁵ Unterstützung erhielt der Verein ab 1900 nicht nur finanziell von der Breisgau Loge, sondern auch in praktischer Hinsicht, da sich diese bereits kurz nach ihrer Gründung für eine Förderung des Landjudentums und der Landwirtschaft unter den badischen Juden einsetzte. Eine erste Grundlage für das weitere Vorgehen, das in Zusammenarbeit mit den badischen Logen aus Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim erfolgen sollte, bildete eine Untersuchung der wirtschaftlichen Lage der jüdischen Landbevölkerung im Großherzogtum Baden, die im Auftrag der August-Lamey Loge Mannheim von Bruder Alfons Blum durchgeführt wurde. Blum kam darin zu dem Schluss, dass die Hauptberufe der Juden vor allem durch die wirtschaftliche Entwicklung Badens geprägt seien und somit hauptsächlich auf den Handel mit Vieh, Grund und Boden, Landesprodukte und Geld entfielen, wobei 60 % dem Viehhandel und Warengeschäft zuzurechnen waren.³⁶ Weiter stellte er fest, dass viele jüngere Juden, die ein Handwerk gelernt hätten, dies durch Druck ihrer Umgebung und der religiösen Anschauung zugunsten des Viehhandels wieder aufgegeben hätten.³⁷ Um dieser einseitigen Berufsstruktur entgegenzuwirken, förderte die Breisgau Loge die landwirtschaftliche und handwerkliche Ausbildung. Es müssten Wege und Mittel gesucht werden, um das jüdische Hausierertum, welches nur eine *moderne und hässliche Form des gewöhnlichen Schnorrertums* sei, zu bekämpfen. *Nicht bloß die Belästigung der ansässigen Juden, sondern auch der nach außen hervorgerufene Eindruck, daß die Juden Schundwaren durch das Land tragen, und die große Inanspruchnahme der Wohltätigen würden es rechtfertigen, dass der Logentag sich mit dieser Frage beschäftigt.*³⁸ Hier werden zwei Aspekte deutlich: Erstens die antisemitischen Vorurteile, die der Handel mit Trödelwaren sowie

U.O.B.B. 11 (1928), S. 197-202, hier S. 200.

³⁴ ALFRED GOLDSCHMIDT: 134. Generalkomitee-Sitzung am Sonntag, dem 25. April 1920, in: Bericht der Großloge für Deutschland VIII U.O.B.B. 5 (1920), S. 53-59, hier S. 58.

³⁵ GABRIELE BLOD/HEIKO HAUMANN: Zwischen Integration und Judenhaß: Geschichte der jüdischen Gemeinde, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, S. 507-512, hier S. 508.

³⁶ ALFONS BLUM: Die wirtschaftliche Lage der Jüdischen Landbevölkerung im Großherzogtum Baden. Eine socialpolitische Studie, Mannheim 1901, S. 15.

³⁷ Ebd., S. 20.

³⁸ StadtAF, M 69.5/5 [1] 467.

das Bild des „Viehjud“ und „Bündlejud“ (Kurzwarenverkäufer) hervorriefen, und zweitens die Tatsache, dass der Wirtschaftszweig finanziell wenig rentabel war.³⁹

Erste Projekte zur Förderung der Landwirtschaft existierten bereits mit der Israelitischen Gartenbauschule in Ahlen bei Hannover, die von dem Hannoveraner Logenmitglied Moritz Simon gegründet wurde. Dieser entwickelte zusammen mit Gustav Tuch, Mitglied der Hamburger Loge, das Konzept der „Inneren Kolonisation“, das sich für die Sesshaftmachung jüdischer Landwirte auf deutschem Boden einsetzte. Sie sahen es als die Pflicht der deutschen Juden an, sich an allen Arbeitsgebieten des Staates zu beteiligen. Somit sei es ein soziales Gebot, dass der Übergang zum Landbau zu beschleunigen sei.⁴⁰ Auch der Verbund der süddeutschen Logen entschloss sich, die Förderung der Landwirtschaft unter den jüdischen Jugendlichen voranzutreiben, allerdings gelang dies erst 1912 mit der Abhaltung von landwirtschaftlichen Ferienkursen in Rexingen im württembergischen Schwarzwald. Dort sollten die Söhne der Logenbrüder, die zwischen 14 und 17 Jahren alt waren, bei ausgewählten jüdischen Familien untergebracht werden und zwei bis dreimal wöchentlich jeweils zweistündige Unterweisung im Gartenbau und eine Einführung in die botanische und geologische Eigenart der Region erhalten. Die „Verwertung der gärtnerischen Produkte im Haushalt und die Verwendung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse für Handel und Industrie“ war ein weiteres Thema, mit dem sich die Lehrlinge des Ferienkurses beschäftigen sollten.⁴¹

Der Wandel in der Zionismus-Frage

Wie sehr sich der Orden im Kaiserreich zu seiner nationalen Identität bekannte, lässt sich auch am Umgang mit dem Zionismus, der Bewegung zur Gründung und Siedlung eines nationalen jüdischen Staates, festmachen. Gleichzeitig lässt sich daran auch erkennen, dass sich der Orden in der Weimarer Republik gewandelt hatte. Durch seine neutrale Position und den Versuch, Anhänger aller religiösen Richtungen im Orden zu vereinen, waren neben Orthodoxen auch Befürworter der zionistischen Bewegung vertreten. Während diese zwar im Orden aufgenommen wurden, lehnte man gleichzeitig eine Zusammenarbeit mit dem Zionismus ab. Erste Konflikte traten zutage, als die Münchner Loge gegen die Abhaltung des ersten Zionistenkongresses in der bayerischen Landeshauptstadt protestierte und der Kongress letztlich aufgrund dieser massiven Kritik nach Basel verlegt werden musste. Nachdem einige der Mitglieder zur Gründung von lokalen zionistischen Gruppen aufgerufen hatten, erließ die Rheinland Loge eine Resolution zur Bekämpfung des Zionismus.⁴² Das Thema führte auf einer Tagung der Großloge zu einer intensiven Debatte: Auf der einen Seite wurde angeführt, dass der Zionismus eine Gewissensfrage sei und somit ein Eingriff Unfrieden stiften könnte, da es das Recht jedes Einzelnen sei, religiöse Bestrebungen nach eigener, innerer Überzeugung zu fördern. Andererseits wurde jedoch die heimatliebende Grundhaltung des U.O.B.B. betont und argumentiert, dass die Pflege

³⁹ BERND MARTIN: Assimilation, Integration oder Zwanganpassung? Streiflichter zur Geschichte der Juden in Deutschland, Baden und Freiburg in der Zeit des Deutschen Reichs (1871-1945), in: Freiburger Universitätsblätter 162 (2003), S. 91-105, hier S. 97. Zur näheren Entwicklung des Landjudentums und dem jüdischen Viehhandel siehe MONIKA RICHARZ: Viehhandel und Landjuden im 19. Jahrhundert. Eine symbiotische Wirtschaftsbeziehung in Südwestdeutschland, in: Menora 1 (1990), S. 66-88.

⁴⁰ GUSTAV TUCH: Innere Kolonisation, in: Bericht der Großloge für Deutschland U.O.B.B. (1897), S. 39-42, hier S. 39.

⁴¹ StadtAF, M 69.5./5 [1] 1725.

⁴² REINKE (wie Anm. 26), S. 333.

des Patriotismus zu den wichtigsten Aufgaben des Ordens zähle und folglich der Zionismus mit den nationalen Aufgaben der Logen und des Ordens unvereinbar sei. Bestrebungen, die auf die Errichtung eines national-jüdischen Staates abzielten, müssten zurückgedrängt werden. Zu diesem Schluss kam auch das Generalkomitee und nahm den folgenden Antrag mit neun gegen fünf Stimmen an: *Das General-Comité erklärt, dass die Bestrebungen des Zionismus, soweit sie die Gründung eines national-jüdischen Staates herbeiführen wollen, den Grundsätzen der Loge und ihrer nationalen Gesinnung widersprechen. Von der Erörterung über diesen Gegenstand seitens der Logen wird indess abgerathen [sic!], weil die Diskussionen darüber leicht das Gebiet der Religion und Politik treffen könnte.*⁴³

Die lokale Umsetzung dieses Beschlusses war recht unterschiedlich. In Freiburg musste sich die Loge intensiv mit der zionistischen Bewegung beschäftigen, da die Stadt zu einem „Ort konzentrierter Auseinandersetzung mit zionistischem Gedanken- und Ideengut“ avancierte.⁴⁴ Eine zionistische Ortsgruppe entstand 1897, die sich vor allem aus Studenten und Jungakademikern zusammensetzte. Aus einem Schreiben an die Breisgau Loge geht hervor, dass sich die jüdischen Vereine Freiburgs geeinigt hatten, bei gemeinsamen Veranstaltungen und Vorträgen stets einen neutralen Charakter zu bewahren. Anlässlich eines Vortrages von Dr. Meinrath aus Konstanz zum Thema „Palästina“ im Juni 1911 kam es jedoch zum Streit, da der zionistischen Ortsgruppe vorgeworfen wurde, sich nicht an die Vereinbarung zu halten. Meinrath habe nicht über die tatsächlichen Verhältnisse in Palästina berichtet, sondern vielmehr die Propagierung des Zionismus zum Ziel gehabt.⁴⁵ Die Loge weigerte sich daher den von der zionistischen Ortsgruppe geforderten Beitrag für den Vortrag zu zahlen: Sie sei nicht dazu berufen, zionistische Propaganda zu fördern oder zu bekämpfen.⁴⁶ Auch der Leseverein beklagte den mangelnden neutralen Charakter der gemeinsamen Veranstaltungen, die in *überwiegender Mehrzahl nicht zur Belehrung und Weiterbildung der Hörer geeignet* seien, sondern vielmehr darauf abzielten *für eine gewisse Anschauung oder für bestimmte politische Zwecke Anhänger zu werben und Mitglieder zu gewinnen. Dadurch widersprechen sie völlig dem, was – wenigstens von unserer Seite – als Absicht der Vereinbarung gedacht war.*⁴⁷ Trotz dieses Konfliktes bestanden weiterhin Beziehungen zu zionistischen Vereinigungen, die sich insbesondere durch Einladungen der zionistischen Studentenverbindungen zu Vorträgen der Breisgau Loge – und umgekehrt zu Semestereröffnungsreden – ausdrückten.

Mit der „Balfour-Deklaration“⁴⁸ und der Möglichkeit der jüdischen Ansiedlung in Palästina wurde die Frage der Haltung gegenüber dem Zionismus wieder aktuell und löste Debatten in der Großloge aus. Eine erste Stellungnahme erfolgte 1921, als die jüdische Auswanderungsfrage mit der Palästinafrage verbunden wurde. Diskutiert wurde eine Beteiligung der deutschen Logen an der Aufbauarbeit in Palästina, wo bedingt durch die englische Politik eine hohe Anzahl an jüdischen Auswanderern siedelte. Die Mithilfe durch die Logen könne jedoch nur erfolgen, wenn betont werde, dass es sich um ein rein religiös-soziales Hilfsprojekt handelte und die Proklamation eines politischen national-jüdischen Zionismus verhindert werden würde. Durch die Mitarbeit der deutschen Logen versprach sich der Orden auch eine Stärkung des Einheitsgedan-

⁴³ Aus dem Bureau der Großloge, in: Bericht der Großloge für Deutschland U.O.B.B. (1897), S. 44.

⁴⁴ CLAUSING (wie Anm. 1), S. 58.

⁴⁵ StadtAF, M 69.5/5 [1] 1110f.

⁴⁶ Ebd., 1114f.

⁴⁷ Ebd., 1110f.

⁴⁸ In der „Balfour-Deklaration“ vom 2. November 1917 erklärte sich Großbritannien einverstanden mit dem 1897 festgelegten Ziel des Zionismus, in Palästina eine „nationale Heimstätte“ des jüdischen Volkes zu errichten, wobei die Rechte bestehender nicht-jüdischer Gemeinschaften gewahrt bleiben sollten.

kens im Judentum und fasste den Entschluss, *den Wiederaufbau Palästinas in diesem Sinne als ein großes allgemein jüdisches Hilfswerk [zu] erklären, an dem die deutschen Logen sich ohne Beeinträchtigung ihrer durch den Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes und die Sorge um das notleidende deutsche Judentum [...] und die jüdischen Flüchtlinge [...] beteiligen sollen.*⁴⁹

Dieser Beschluss hatte auch für die lokale Zusammenarbeit der jüdischen Organisationen Folgen. In Freiburg wurde die neue Situation in Palästina durch die zionistische Ortsgruppe diskutiert, die zu dem Vortrag von Fritz Löwenstein über „Palästina dem Jüdischen Volke“ im Mai 1920 auch die Breisgau Loge eingeladen hatte. Auch wenn eine Antwort der Breisgau Loge leider nicht erhalten ist, so deutete sich eine veränderte Haltung gegenüber dem Zionismus an. Konrad Goldmann, Gründer der „Draht und Kabelwerke“ in Freiburg und Logenmitglied, war nicht nur Anhänger der zionistischen Ortsgruppe, sondern auch Anhänger der Idee einer *nationalen jüdischen Wiedergeburt*,⁵⁰ die er durch die Wiederbesiedlung Palästinas erreichen wollte. Um für diese Besiedlung Palästinas vorbereitet zu sein, gründete er ein landwirtschaftliches Ausbildungsgut, den Markenhof in Burg bei Kirchzarten in der unmittelbaren Nähe von Freiburg (Abb. 7). Dort wurden von 1919 bis 1925 in erster Linie Lehrlinge aus bürgerlichem jüdischem Elternhaus, die entweder über Abitur verfügten oder Jungakademiker waren, in der Landwirtschaft unterrichtet. Die Auszubildenden kamen hierbei nicht nur aus dem süddeutschen Raum, sondern auch aus anderen Teilen Deutschlands sowie Osteuropa. Als Vorbereitung für die Besiedlung Palästinas lernten sie die Arbeit mit Tieren und auf dem Feld, betrieben Obstanbau und kultivierten Wein; der Markenhof kann als Pionierprojekt angesehen werden, da der Landesverband zur Koordinierung der Auswanderer „Hechaluz“ erst 1922 in Berlin gegründet wurde.⁵¹

1921 wurde auf dem Süddeutschen Logentag in Mannheim unter Punkt 2 der Tagesordnung auch die Palästinafrage erörtert. Wie aus einem Schreiben von Konrad Goldmann an die Breisgau Loge hervorgeht, erklärte sich Goldmann dazu bereit, auf dieser Tagung konkrete Vorschläge für die Beteiligung am Aufbau Palästinas zu machen.⁵² Das Protokoll dieser Sitzung ist nicht erhalten, sodass die Ergebnisse seiner Ausführungen nicht überprüft werden können. Dennoch stellt allein die Tatsache, dass auf einer Tagung des südwestdeutschen Distrikts offen über die Ansiedlung in Palästina und ihre Vorbereitung durch eine landwirtschaftliche Ausbildung diskutiert wurde, einen bemerkenswerten Wandel dar. War der Orden im Kaiserreich noch bestrebt, möglichst keine Diskussionen über den Zionismus zuzulassen, so lässt sich 1921 eine deutlich offenere Haltung gegenüber dem Thema feststellen.

Soziales Engagement und Förderung der jüdischen Kultur

In seinen beiden wichtigsten Tätigkeitsbereichen, der Wohlfahrt und der Förderung der jüdischen Kultur, lässt sich nachvollziehen, wie wichtig die Rolle des Judentums für den Orden war und wie stark sich die Bedeutung der Religion besonders nach dem Ersten Weltkrieg intensivierte. In beiden Bereichen lässt sich ein Wandel konstatieren: Lag in der Fürsorge der Fokus der

⁴⁹ LUDWIG BLAU: Palästina-Aufbau, in: Mitteilungen der Großloge für Deutschland VIII U.O.B.B. 5/6 (1921), S. 37.

⁵⁰ RUBEN FRANKENSTEIN: Hachschara im Markenhof bei Freiburg, in: Alemannisches Judentum. Spuren einer verlorenen Kultur, hg. von MANFRED BOSCH, Eggingen 2004, S. 123-135, hier S. 124.

⁵¹ CLAUSING (wie Anm. 1), S. 59.

⁵² StadtAF, M 69.5/5 [1] 566.



Abb. 7 Der Markenhof in Burg bei Kirchzarten. Er gilt als erster Kibbutz deutscher Juden
(aus: FRANKENSTEIN [wie Anm. 50], S. 124).

Tätigkeit bis zum Ersten Weltkrieg auf Osteuropa und auf lokalen Einzelfällen, so setzte mit der Schaffung der Zentralen Wohlfahrtstelle 1917 eine Veränderung ein, die mit einer vermehrten Unterstützung des deutschen Judentums und der eigenen Mitglieder einherging. Auch in der Bildung lässt sich diese Veränderung bemerken: In den 1920er-Jahren wurde ein Kulturfonds geschaffen, um die jüdische Wissenschaft in Deutschland zu fördern.

Eines der wichtigsten Ziele des Ordens stellte von Anfang an die Schaffung eines jüdischen Bewusstseins und damit die Stärkung des jüdischen Selbstbewusstseins dar. Dabei spielte die Vermittlung von Kenntnis der jüdischen Kultur und Geschichte eine große Rolle, da diese als elementar für eine ethnische Identitätsbildung galt.⁵³ Zum einen geschah dies durch entsprechende Artikel in den Monatsberichten und zum anderen durch Vorträge in den Logen, die teils nur für Mitglieder, teils jedoch „offen“, also auch für deren Familien und für die jüdische Öffentlichkeit bestimmt waren. Bereits 1887 forderte die Großloge ihre lokalen Untergliederungen auf, eine zusammenhängende Vortragsreihe für ihre Mitglieder und deren Angehörige abzuhalten, in denen die Geschichte der Juden im Mittelpunkt stehen sollte.⁵⁴ Diese neue Art der Wissensvermittlung fand große Resonanz in der jüdischen Öffentlichkeit und zeigte das

⁵³ REINKE (wie Anm. 3), S. 325.

⁵⁴ LOUIS MARETZKI: Geschichte des Ordens Bnei Briss in Deutschland 1882-1907, Berlin 1907, S. 157.

immense Interesse an diesem Thema. In der Folge bildeten sich zahlreiche „Vereine für jüdische Geschichte und Literatur“, deren Gründer Gustav Karpels erste Erfahrungen auf diesem Gebiet sammelte, als er im U.O.B.B. die Reihen zur jüdischen Geschichte und Kultur organisierte.⁵⁵ Die Themen der Vorträge in der Freiburger Loge waren vielfältig, wobei sie von aktuellen Problemen wie „Wanderbetteln“, „Vereinigung zur Vorbereitung der Bodenkultur unter den Juden Deutschlands“ oder „Jüdische Lehrlinge und Handlungsgehilfen“, über religiöse Vorträge wie „Chassidismus“, „Neu Chassidismus“ oder „Traditioneller und moderner Synagogengesang“ bis hin zu allgemeinen Themen wie „Die Frau im Bürgerlichen Gesetzbuch“ oder „Öffentliche und private Krankenpflege“ reichten.⁵⁶

Die Jugend war eine Personengruppe, deren Erziehung und Bindung an das Judentum der Orden für besonders wichtig hielt. Einen ersten Schritt unternahm der Orden als er sich im Generalkomitee 1903 mit der Jugendliteratur auseinandersetzte. Auf dieser Sitzung wurde angemerkt, dass es bisher keine spezifisch jüdische Jugendliteratur gäbe und die jüdische Jugend der allgemeinen Jugendliteratur zugeführt werde, die jedoch christlich geprägt sei. Daher wurde angestrebt, die Verfassung von Büchern anzuregen, mit deren Hilfe das Gefühl der Stammeszugehörigkeit sowie die jüdische Geschichte und deren Gebräuche vermittelt werden sollte. Nur wenige Jahre später forderte der Orden die Logen auf, überall dort, wo es die lokalen Verhältnisse zulassen würden, jüdische Jugendvereine zu gründen. In diesen sollte die *Pflege und Stärkung des jüdischen Bewusstseins* und die *geistige und ethische Fortbildung im Allgemeinen* geschaffen werden.⁵⁷

Auch in Freiburg bildete sich 1908 unter Beteiligung der Breisgau Loge ein Jugendbund, der stets in enger Beziehung zur Loge blieb. Die Verbindung spiegelt sich nicht nur in finanzieller Hinsicht wider, sondern auch darin, dass der Jugendbund seine Versammlungen sehr häufig im Logenzimmer abhielt und dass ein Delegierter der Loge in seinem Vorstand vertreten war. Dieser sollte sicherstellen, dass die Arbeit des Bundes den Richtlinien der Loge entsprach, was als Voraussetzung für deren dauerhafte Hilfe erachtet wurde, und gleichzeitig den *wünschenswerten Einfluss auf die Entwicklung des Jüdischen Jugendbundes* hatte, ohne dass dieser gleichzeitig seine Selbstständigkeit aufgeben müsse.⁵⁸ Der Bund entfaltete eine rege Tätigkeit, die sich auch auf die umliegenden Gemeinden erstreckte und verfügte bereits 1913 über 174 ordentliche und 77 außerordentliche Mitglieder.⁵⁹ Die Themen der abgehaltenen Vorträge waren breit gefächert und hatten sowohl spezifisch jüdische Inhalte wie „Die Berufswahl der Juden“, „Jüdische Namen“, „Die jüdische Familie der Vergangenheit und Gegenwart“ oder „Die badischen Juden“, als auch allgemeine, zeitgenössische wie „Aberglaube in der Medizin“, „Die Reichsbank und deren Bedeutung“, „Flugwesen“ und „Deutsche und badische Verfassung“.⁶⁰

In den 1920er-Jahren machte sich ein Wandel im Orden bemerkbar, der sich in einer vertieften Auseinandersetzung mit dem Jüdischen äußerte und sich auch im Bereich der deutsch-jüdischen Kulturförderung zeigte. Besonders Leo Baeck setzte sich für eine Unterstützung der jüdischen Kultur und Wissenschaft in Deutschland ein und warnte 1921 vor der Gefahr, die dem inneren Leben der deutschen Judenheit drohe. Die führende Stellung des deutschen Judentums sei durch die Einschränkung der jüdischen Wissenschaft und ihrer Bildungsstätten infolge der

⁵⁵ REINKE (wie Anm. 3), S. 326.

⁵⁶ StadtAF, M 69.5/5 [1] 350 und 354.

⁵⁷ 97. Sitzung des General-Comités in: Bericht der Grossloge für Deutschland VIII U.O.B.B. 9 (1903), S. 107-110, hier S. 110.

⁵⁸ StadtAF, M 69.5/5 [1] 1480f.

⁵⁹ Ebd., 1967.

⁶⁰ Ebd., 1968f.

Geldentwertung bedroht, weshalb es die Pflicht der deutschen Logen sei, einen großen Kulturfonds zu schaffen, um die notleidenden jüdischen wissenschaftlichen Institute zu fördern.⁶¹ Ge- gründet wurde der Fonds auf der Generalkomitee-Sitzung desselben Jahres. Auch die Breisgau Loge ließ dem Fonds Geld zukommen. So wurde anlässlich des Besuches des Großlogenpräsi- denten Berthold Timendorfer in Freiburg von den neu in die Loge eingeführten Brüdern 60.000 Mark gespendet, von den übrigen Brüdern 40.000.⁶²

Neben die Förderung der jüdischen Kultur trat die Wohltätigkeit als wichtigste Aufgabe des Ordens. Unmittelbar nach Gründung der Breisgau Loge halfen die Mitglieder z.B. der jüdischen Buchdruckerei des Heinrich Epstein in Freiburg, indem sie dem Inhaber ein zinsloses Darlehen über 4.000 Mark gewährten.⁶³ Aus den Jahresberichten der Loge geht auch hervor, dass sie in der Frühphase ihres Bestehens mehreren Bedürftigen finanziell „unter die Arme griff“. Aufge- zählt werden ein nicht näher genannter Freiburger Geschäftsmann im Jahr 1902 und mehrere Familien.⁶⁴ Besonderes Interesse zeigte die Loge auch an den Hilfstätigkeiten des Ordens in Galizien und Rumänien, da *es keine wichtigere Angelegenheit für die Gesamtjudenheit giebt [sic!]*.⁶⁵ Eine der Maßnahmen stellte die Adoption russisch-jüdischer Kinder dar, die auch nach Freiburg vermittelt wurden.⁶⁶

Zusätzlich beschäftigte sich die Loge anfangs mit *Massnahmen gegen den Wanderbettel, mit der Zusammenfassung jüdischer Angestellter und Arbeiter in einer Art Toynbee-Halle*⁶⁷, mit der *Stellenvermittlung* und mit dem Organisieren einer jüdischen Krankenschwester für Frei- burg und die umliegenden Landgemeinden.⁶⁸

In der Weimarer Republik lässt sich ein Wandel in der Wohltätigkeit feststellen, da zu- nehmend die Förderung der eigenen Mitglieder angestrebt wurde und die Wohlfahrt für die deutschen Juden zentralisiert wurde. Ein erster Schritt dazu geschah 1917 mit der Gründung der Zentralen Wohlfahrtsstelle der deutschen Juden, an der der Orden maßgeblich beteiligt war. Diese wurde als die *Weiterentwicklung und Ausgestaltung der Grundsätze* des Ordens und als *ein bedeutsames Mittel für die Stärkung und Einigkeit des deutschen Judentums* angesehen.⁶⁹ Auch die Breisgau Loge, die unter dem Dach der jüdischen Gemeinde die Hilfstätigkeiten der verschiedenen jüdischen Vereine koordinierte, setzte diese Vorgaben um.⁷⁰ Die Unterstützung der Mitglieder wurde intensiviert, z.B. gründete man Darlehenskassen und Bruderfonds, die Mitglieder in finanziellen Schwierigkeiten helfen sollten.

In einem Schreiben an die Großloge teilte die Freiburger Loge 1919 mit, dass sie derzeit über drei Stiftungen verfüge: den Ludwig Weil-Fonds, Gustav Hirschberg-Fonds und Leo Stern-

⁶¹ LEO BAECK: Aufruf!, in: Mitteilungen der Großloge für Deutschland VIII U.O.B.B. 11 (1921), S. 87.

⁶² StadtAF, M 69.5/5 [1] 138 und 189.

⁶³ Aus den Logen des VIII. Distrikts, Breisgau Loge, in: Bericht der Grossloge für Deutschland U.O.B.B. 2 (1901), S. 21f., hier S. 21.

⁶⁴ StadtAF, M 69.5/5 [1] 651 und 655.

⁶⁵ Aus dem Bureau der Grossloge, in: Bericht der Grossloge für Deutschland VIII U.O.B.B. 5 (1900), S. 49f., hier S. 49.

⁶⁶ StadtAF, M 69.5/5 [1] 244.

⁶⁷ Es handelte sich hierbei um ein Nachbarschafts- und Bildungszentrum, das meist im Wohngebiet von Unterschichten angesiedelt war.

⁶⁸ StadtAF, M 69.5/5 [2] 1345.

⁶⁹ ALFRED GOLDSCHMIDT: Bericht über die 130. Generalkomitee-Sitzung, in: Bericht der Grossloge für Deutschland VIII U.O.B.B. 9 (1917), S. 129-133, hier S. 131f.

⁷⁰ Aus den Logen des VIII. Distrikts, Breisgau Loge, in: Mitteilungen der Großloge für Deutschland VIII U.O.B.B. 9/10 (1923), S.88f.

Fonds. Der erste Fonds wurde von Ludwig Weils Witwe zum Andenken an den ehemaligen Präsidenten der Loge geschaffen, den sie mit einem Betrag von *Eintausend Mark und an seinem ersten Jahrzeitige den weiteren Betrag von Eintausend Mark der Breisgau-Loge [ausstattete]*. *Ferner hat die Schwester der Frau Bankier Ludwig Weil, Frau Bankier B. Dukas Witwe dahier, den Betrag von Dreitausend Mark zugestiftet.* Erst wenn die Zinsen dieses Fonds den Betrag von 10.000 Mark erreicht hatten, durfte dieser verwendet werden. Unterstützt werden sollten Juden, *die unverschuldet in Not geraten sind; dabei sollen Familienväter besonders berücksichtigt werden. Die Beträge, die auf diese Weise zugewendet werden, sollen tunlich als unverzinsliche Darlehen gewährt, dürfen aber auch schenkungsweise gegeben werden oder als Stipendien für ganz besonders begabte, würdige und bedürftige junge Leute jüdischen Glaubens [verwendet werden], die einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf ergreifen wollen.*“ Im Notfall durfte das Kapital auch zu einem Drittel verwendet werden und sollte, im Falle der Auflösung der Breisgau Loge, der israelitischen Gemeinde Freiburg übergeben werden, oder, falls diese das Geld nicht annehmen würde, dem Friedrichsheim in Gailingen. Der Gustav Hirschberg-Fonds dagegen war ohne besondere Bestimmung, konnte also zur Unterstützung Bedürftiger frei genutzt werden. Eingerichtet wurde er zu Ehren des verstorbenen Präsidenten Hirschberg. Er verfügte bereits kurz nach seiner Gründung über 2.945 Mark. Der Leo Stern-Fonds ist nur in der Auflistung an die Großloge erwähnt.⁷¹

1931 wurde vom Beamtenrat zusätzlich ein sogenannter „Bruderhilfe-Fonds“ ins Leben gerufen (später „Timendorfer-Fonds“ genannt): *Der Bruderhilfe-Fonds dient dazu in Not geratenen Brüdern mit Darlehen oder in sonstiger Weise an die Hand zu gehen. Die erforderlichen Beschlussfassungen über die Verwendung des Fonds trifft der Präsident im Verein mit dem Vizepräsidenten und dem Mentor.*⁷² Für die Finanzierung wurde der Altersheimfonds der Loge verwendet. Ursache für den Wandel in der Wohltätigkeit waren die wirtschaftlichen Schwierigkeiten durch die Inflation und die Selbstwahrnehmung der jüdischen Bevölkerung: Diese sah sich als eine durch die Geldentwertung besonders hart getroffene Bevölkerungsgruppe und erkannte eine Gefahr für die Existenz des jüdischen Bürgertums.⁷³

Zusammenfassung

Mit dem Erstarken des modernen Antisemitismus im Kaiserreich entstanden zahlreiche jüdische Vereine, die sich der Abwehr des Antisemitismus oder der vertieften Auseinandersetzung mit dem Jüdischen widmeten. Der U.O.B.B. stellte durch seine säkulare Auffassung des Judentums, wonach sich die deutschen Juden durch eine gemeinsame Abstammung und Geschichte als eine Gemeinschaft definierten, eine neuartige Form der jüdischen Vereinigung dar. Dadurch ließ sie sich mit den Akkulturationsbestrebungen, die in breiten Teilen der deutsch-jüdischen Bevölkerung vorherrschten, vereinbaren. Die nationale Zugehörigkeit wurde in den deutschen Logen stets betont und ist besonders vor dem Hintergrund des Antisemitismus immer wieder angeführt worden. Der U.O.B.B. unterschied sich nicht nur durch seinen hierarchischen Aufbau und seine strenge Mitglieдераuswahl von den übrigen jüdischen Vereinen, sondern auch dadurch, dass sein Wirken weitgehend abgeschieden von der jüdischen Öffentlichkeit stattfand. Der Orden beteiligte sich zwar an zahlreichen wohltätigen Projekten und organisierte auch viele

⁷¹ StadtAF, M 69.5/5 [1] 1702 und 1704f.

⁷² StadtAF, M 69.5/5 [3] 332.

⁷³ MARTIN LIEPACH: Das Krisenbewusstsein des jüdischen Bürgertums in den Goldenen Zwanzigern, in: Juden, Bürger, Deutsche (wie Anm. 3), S. 395-418, hier S. 412f.

kulturelle Veranstaltungen wie z.B. öffentliche Vorträge, aber er bildete durch sein Geheimwissen und seine strenge Mitgliederauswahl einen exklusiven Raum.

Trotz der säkularen Auffassung des Judentums spielte die Religion eine dominierende Rolle im Wirken des Bundes. Sichtbar wurde diese Bedeutung in der Frage der „Mischehe“ und Taufe sowie der proklamierten Neutralität in Bezug auf die verschiedenen Auslegungen des Judentums. Während die „Mischehe“ noch kein Ausschlusskriterium darstellte, so konnte die christliche Taufe eines Kindes zum Ausschluss des betreffenden Bruders aus der Loge führen, da der U.O.B.B. insbesondere die Kinder und Jugendlichen eng an das Judentum binden wollte. Dies äußerte sich auch durch die Gründung von Jugendbünden, die die deutschen Logen finanziell unterstützten.

Die wichtigsten Tätigkeitsfelder der deutschen Logen – die Förderung der jüdischen Kultur und der Wohlfahrt – erlebten im Verlauf des Kaiserreichs und der Weimarer Republik einen Wandel: In beiden Bereichen wandte sich das Wirken des Ordens vermehrt den deutschen Juden und den eigenen Mitgliedern zu und betonte die Bedeutung der jüdischen Religion. Während zur Zeit des Kaiserreichs Projekte wie eine Berufsumschichtung angestrebt wurden, um eine Akkulturation der Juden an die deutsche Gesellschaft zu ermöglichen, unterstützte man in der Zeit der Weimarer Republik jüdische Kulturinstitute finanziell. Ähnlich wandelte sich auch die Wohlfahrt in der Loge: Lag im Kaiserreich noch ein Schwerpunkt der sozialen Arbeit auf der Hilfe für die Pogromopfer in Russland, Galizien und Rumänien, so veranlasste später die Wirtschaftskrise, das man sich der finanziellen Förderung des jüdischen Mittelstands in Deutschland sowie der eigenen Mitgliedern zuwandte. Bezeichnend ist auch die veränderte Haltung gegenüber dem Zionismus, die von einer anfänglichen Ablehnung zu einer Zusammenarbeit in den 1920er-Jahren unter Ausschluss der national-jüdischen Komponente führte.

*Unsere wahre, eigentliche Heimat [...] bleibt nun doch einmal der Schwarzwald [...], denn dort haben wir am leichtesten und frohesten geatmet [...]*¹

Der Historiker Friedrich Meinecke und seine Freiburger Zeit (1906-1914)*

Von
STEFAN MEINEKE

Im November 1905 erhielt der 43-jährige, im neunten Semester in Straßburg lehrende und bislang nur durch Arbeiten zur preußischen Reformzeit hervorgetretene Friedrich Meinecke einen Ruf an die hiesige Albert-Ludwigs-Universität. Als er gut acht Jahre danach Freiburg im Spätsommer 1914 wieder verließ, erwarteten ihn besondere akademische Ehren. Das Kollegium der berühmten Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität hatte ihn zum neuen Inhaber des einst von Johann Gustav Droysen zu höchstem Ansehen geführten Lehrstuhls bestimmt. Mit dieser Berufung war Meinecke gleichsam in den Olymp deutscher Wissenschaft aufgestiegen.

In der Reichshauptstadt entfaltete Meinecke als hervorragender Interpret der Ideengeschichte des modernen Europas und langjähriger Herausgeber der für die fachinterne Meinungsbildung maßgeblichen „Historischen Zeitschrift“, als Vorsitzender der Historischen Reichskommission (1928-1934) und ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften sowie nicht zuletzt als Lehrer eines an Begabungen reichen Schülerkreises eine bis zu seiner Kaltstellung durch die Nationalsozialisten (1934/35)² außergewöhnlich erfolgreiche Tätigkeit.³ Trotzdem stellte der 78-Jährige in seinen Erinnerungen rückblickend fest, die glücklichsten Jahre seines Lebens in Freiburg verbracht zu haben.⁴ Das von Meinecke in Freiburg gefundene Glück näher zu beleuchten, soll Gegenstand der folgenden Ausführungen sein.

* Erweiterte Fassung des am 18. April 2016 auf der Mitgliederversammlung des Breisgau-Geschichtsvereins im Historischen Kaufhaus/Freiburg gehaltenen Vortrages. Ich danke Wolfgang Weismann und Volker Kliche für ihre Hilfe bei der Bildbesorgung. Herr Professor Carl Friedrich Classen (Rostock), Urgroßenkel von Meinecke, war so freundlich, mir die Schätze des von ihm betreuten Familienarchivs zusammen mit wertvollen Erläuterungen seiner Mutter, Frau Roswitha Classen (Kronberg im Taunus), zur Verfügung zu stellen.

¹ Meinecke an seine Frau Antonie, 30. Juli 1921, in: DERS.: Ausgewählter Briefwechsel, hg. von LUDWIG DEHIO und PETER CLASSEN (Werke 6), Stuttgart 1962, S. 102.

² Zu diesem Aspekt GERHARD A. RITTER: Die Verdrängung von Friedrich Meinecke als Herausgeber der Historischen Zeitschrift 1933-1935, in: Historie und Leben. Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse. Festschrift für Lothar Gall zum 70. Geburtstag, hg. von DIETER HEIN u.a., München 2006, S. 65-88.

³ Sehr gute Einführungen in Leben und Werk geben WALTER BUSSMANN: Friedrich Meinecke. Ein Gedenkvortrag, Berlin 1963; HANS HERZFELD: Friedrich Meinecke. Der Historiker, der Politiker und der Mensch, in: Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1962, S. 26-48; WALTER GOETZ: Friedrich Meinecke. Leben und Persönlichkeit, in: Historische Zeitschrift (HZ) 174 (1952), S. 231-250; ERNST SCHULIN: Friedrich Meinecke, in: Deutsche Historiker, Bd. 1, hg. von HANS-ULRICH WEHLER, Göttingen 1971, S. 39-57.

⁴ FRIEDRICH MEINECKE: Autobiographische Schriften, hg. von EBERHARD KESSEL (Werke 8), Stuttgart 1969, S. 174f. und 219.

Prägungen: Zu Herkunft und Jugend

Es war Meinecke nicht unbedingt in die Wiege gelegt worden, eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Fernab der modernen Welt wurde er am 30. Oktober 1862 im beschaulichen Salzwedel, einer 8.000 Einwohner zählenden Kleinstadt in der bis heute rückständigen, unverändert von der Landwirtschaft geprägten Altmark (= nördliches Sachsen-Anhalt) geboren. Als jüngstes Kind einer seit Generationen mit Land und Leuten vertrauten, entsprechend traditionsbewussten und vor allem streng religiösen Postbeamtenfamilie wuchs er in ebenso behüteter wie beengter Biedermeier-Atmosphäre auf. Das Familienleben wurde von der alles durchdringenden und regelnden Frömmigkeit des Vaters bestimmt, der *mit ganzer Seele* in den norddeutschen Pietismus hineingewachsen war (Abb. 1).⁵ Diese Welt der Sicherheit geriet 1871 mit einem Schläge verloren, als die Familie aufgrund einer Strafversetzung des Vaters⁶ im Berliner Arbeiterviertel Friedrichshain ansässig werden musste. Der scharfe Kontrast zwischen der in Salzwedel erlebten sozialen Harmonie und dem von Klassengegensätzen bestimmten Lebensalltag im tristen Nordosten Berlins ließ schon beim jungen Meinecke ein besonderes soziales Gerechtigkeitsgefühl entstehen. Das Erlebnis sozialer Deklassierung sowie die nicht enden wollenden Bekehrungsversuche seines von glühendem Glaubenseifer erfüllten Vaters prägten Meineckes Jugend. Die ständige religiöse Unterweisung und Kontrolle, die der um das Seelenheil seines einzigen Sohnes ehrlich besorgte Vater praktizierte, empfand der sensible Junge ebenso als unerträglich wie den Leistungsdruck auf dem Gymnasium, wo er vom Direktor nach zweimaligem Sitzenbleiben den bitteren Rat erhielt, *Subalternbeamter* zu werden.⁷ Die schweren seelischen Konflikte, die Meinecke bei der Identitätsfindung durchzustehen hatte, manifestierten sich bei ihm in einem Stotterleiden, das während der Pubertät plötzlich auftrat und trotz zahlreicher Therapieversuche nie wieder verschwand.



Abb. 1
Friedrich Meinecke (Mitte) zusammen mit seinen Eltern, Aufnahme um 1870 (Familienarchiv Meinecke).

⁵ Ebd., S. 7. Ausführlich zur Ausbildung von Charakter und Weltanschauung meine Untersuchung: Friedrich Meinecke. Persönlichkeit und politisches Denken bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Berlin 1995.

⁶ Dieser hatte die Verfehlung eines Untergebenen nicht angezeigt und stand fortan in dem Ruf, für einen Vorgesetzten zu weich zu sein. Vgl. MEINECKE (wie Anm. 4), S. 24.

⁷ Ebd., S. 34.

Meineckes Abkehr von der Glaubenspraxis seines Elternhauses entsprach im Positiven seine Hinwendung zu *Dichtung, Theater und Kunst*.⁸ Die bleibende Faszination, die Autoren wie Raabe, Storm oder auch Fontane auf ihn ausübten, war existenziell begründet. Denn wenn deren Schaffen um die Frage kreiste, wie der einzelne Mensch seine Freiheit gegenüber erdrückenden Lebensumständen bewahren könne, so beschrieben sie damit auch Meineckes eigene Probleme. Die Kritik, die von den Schriftstellern des Realismus am oberflächlichen Prestigedenken eines feudalisierten Bürgertums geübt wurde, hat der weiteren Entwicklung von Meineckes politischem Bewusstsein schon früh eine gesellschaftskritische Richtung vorgegeben. So verband sich in seinem Denken ein dem wilhelminischen Hurratriotismus distanziert gegenüberstehender Humanismus mit fortschrittlicher sozialpolitischer Aufgeschlossenheit.

Berufung mit Hindernissen und wissenschaftlicher Durchbruch

Die Freiburger Gelehrten, die im Herbst 1905 den vakanten Lehrstuhl Alfred Doves neu zu besetzen hatten, besaßen natürlich keine genaue Kenntnis von Meineckes Persönlichkeit. Auch mit der Abfassung aufsehenerregender Neuerscheinungen, dem eigentlich wichtigsten Leistungsnachweis akademischer Exzellenz, konnte der Kandidat nicht sonderlich glänzen. Mit anderen Aufgaben überlastet, war Meinecke am Ende seiner Straßburger Zeit nur mehr dazu gekommen, eine populär gehaltene Zusammenfassung über „Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795-1815“ zu schreiben, deren Drucklegung aber noch ausstand.⁹ Die Freiburger Fakultät musste sich daher bei ihrer Urteilsbildung nolens volens an der bereits seit Jahren vorliegenden Biografie des Heeresreformers Boyen¹⁰ sowie an vergangenen Lehrer-Schüler-Beziehungen orientieren: Bislang nur als Preußenforscher und langjähriger Mitarbeiter Heinrich von Sybels in Erscheinung getreten, war man in Freiburg geneigt, in dem Kandidaten lediglich einen weiteren Vertreter der von Preußens deutscher Sendung überzeugten borussischen Schule zu sehen. So kam es, dass der streng konservative, selbst gerade erst nach Freiburg gekommene Verfassungs- und Wirtschaftshistoriker Georg von Below keine Bedenken verspürte, energisch für Meinecke einzutreten. Below und Meinecke waren in fast jeder Hinsicht grundverschieden, gleichwohl hatten sie sich bereits 1898 auf die Herausgabe eines Handbuchs zur europäischen Geschichte verständigt. Das überaus ambitionierte, laut Verlagsvertrag 31 Bände umfassende Unternehmen sollte auf insgesamt 9.400 Seiten den aktuellen Stand der sich immer weiter ausdifferenzierenden historischen Forschung zusammenfassend zur Darstellung bringen.¹¹ Zur Freundschaft vertieft wurde die Beziehung der beiden Historiker als Meinecke im September 1899 nach der kräftezehrenden Fertigstellung seiner monumentalen Boyen-Biografie in eine Lebenskrise geriet. Während seinen Freunden aus der Archivzeit, Otto Krauske und Otto Hintze, der Übergang an die Universität bereits gelungen war, glaubte Meinecke zunehmend nicht mehr daran, seinen Traum von einer Hochschulkarriere noch verwirklichen zu können. Das Zurückbleiben hinter den alten Freunden führte er einmal mehr auf sein Stottern zurück. Sein Leiden, so vermutete

⁸ Ebd., S. 32.

⁹ FRIEDRICH MEINECKE: *Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795-1815* (Erstdruck 1906), Göttingen 1963.

¹⁰ Ostern 1895 hatte Meinecke nach mehr als fünfjähriger Arbeit den ersten Band seiner Boyen-Biografie, mit dem er im Mai 1896 habilitiert werden sollte, fertiggestellt. 1899 erschien Bd. 2. Vgl. FRIEDRICH MEINECKE: *Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen*, 2 Bde., Stuttgart 1896/1899.

¹¹ Zum Handbuch vgl. GERHARD A. RITTER: *Friedrich Meinecke und der Oldenbourg Verlag*, in: FRIEDRICH MEINECKE: *Neue Briefe und Dokumente*, hg. von GISELA BOCK und GERHARD A. RITTER (Werke 10), München 2012, S. 24-52, hier S. 32-34.

er, habe bei den entscheidenden Herren der Kultusverwaltung einen nicht mehr ausräumbaren Zweifel an seiner äußeren Lehrbefähigung entstehen lassen. Es war nun der von ihm als intimer Kenner der Hochschulpolitik vertraulich um eine Stellungnahme gebetene Below, der dem deprimierten Privatdozenten neuen Mut zusprach und somit den entscheidenden Anstoß zum Weitermachen gab.¹² Meineckes Eingeständnis der eigenen Schwäche muss Below, der selbst mit einer schweren Körperbehinderung¹³ belastet war und als Sohn eines Generals früh hatte lernen müssen, „Haltung“ zu bewahren, beeindruckt und für ihn eingenommen haben.¹⁴ Fortan wurde Meinecke von Below mit fast väterlichem Wohlwollen bedacht.

Mit seinem Werben für Meinecke rief Below allerdings den heftigen Widerspruch des bisherigen Lehrstuhlinhabers wach. *Meinecke*, so beklagte sich Alfred Dove bei einem früheren Freiburger Kollegen, sei konfessionell wie weltanschaulich *ganz in der borussischen Tradition, die schon durch Below vertreten ist und für Freiburg wenig passt*.¹⁵ Nachdem sich aber die Fakultät mit hauchdünner Mehrheit für Meinecke entschieden hatte,¹⁶ kam es in den Folgejahren zu einer charakteristischen Umkehr der Sympathien: Während Meinecke mit Dove¹⁷ nach Anfangsschwierigkeiten immer besser harmonierte, wurde das Verhältnis zu Below von gegenseitigem Respekt, aber auch von einer mit den Jahren zunehmenden Einsicht in das grundsätzlich Trennende bestimmt.¹⁸

Am 19. März 1906 bezog Meinecke zusammen mit seiner Frau Antonie und seinen zu dieser Zeit noch drei Töchtern¹⁹ ein kleines, putzig wirkendes Eckhaus an der Einmündung der Rose-
nau in die Längenhardstraße im Stadtteil Herdern (Abb. 2). Kollege Below residierte nur wenige Schritte entfernt in der Tivolistraße. Als passionierter Bergsteiger freute sich Meinecke, so unmittelbar am Fuße des Schwarzwalds zu wohnen. Von einem ersten Erkundungsgang mit seiner Frau auf den nahen Hirzberg berichtete er begeistert einem befreundeten Straßburger Kollegen: *In 20 Minuten auf einem Berge zu stehen und die ganze Feldbergkette im Schnee zu sehen, war heute doch überwältigend für uns*.²⁰ Zahlreiche Wandertage sollten noch folgen, sodass er 1921 sehnsuchtsvoll von der *unvergleichlichen Berg- und Waldeinsamkeit* des Schwarzwalds schwärmen konnte, in der man im Gegensatz zum hektischen und zersplitternden Berliner Großstadt-

¹² Meinecke an Georg von Below, 23. September 1899, in: MEINECKE (wie Anm. 1), S. 17f.

¹³ Infolge einer Kinderlähmung hatte sich der linke Arm versteift.

¹⁴ Vgl. zu ihm grundlegend HANS CYMOREK: Georg von Below und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart 1998.

¹⁵ Alfred Dove an Ulrich Stutz, 24. Dezember 1905, in: Die Welt des Alfred Dove 1844-1916, hg. von PETER und VERENA STADLER-LABHART, Bern 2008, S. 186f.

¹⁶ Meinecke und sein Konkurrent Richard Fester wurden von der Fakultät *pari loco* vorgeschlagen, wobei man aber auf Vorschlag des Romanisten Gottfried Baist die alphabetische Reihenfolge umkehrte und Meinecke zuerst nannte. Diese Winzigkeit war schließlich entscheidend. Vgl. ebd. und Heinrich Rickert an den Dekan der Philosophischen Fakultät, 4. Dezember 1905, in: Universitätsarchiv Freiburg (UAF), Akten der Philosoph. Fak., Berufungen 1905-1914.

¹⁷ Zu ihm jetzt die in Anm. 15 genannte Publikation sowie FRIEDRICH MEINECKE: Alfred Dove. Nachruf (Erstdruck 1916) und DERS.: Alfred Dove und der klassische Liberalismus im neuen Reiche (Erstdruck 1925), beide jetzt in: DERS.: Zur Geschichte der Geschichtsschreibung, hg. von EBERHARD KESSEL (Werke 7), München 1968, S. 356-412.

¹⁸ Vgl. nur MINNIE VON BELOW: Georg von Below. Ein Lebensbild, Stuttgart 1930, S. 108f.: *Aber er [Below] hat in den Jahren nach 1914 oft gegen mich seine Trauer darüber geäußert, dass der von ihm wahrhaft geliebte Freund sich in Weltanschauungs- und damit politischen Ansichten so weit von ihm entfernte*.

¹⁹ Ein viertes Mädchen namens Agathe wurde am 19. Juli 1907 geboren und war der Grund, dass die Familie am 25. März 1909 in ein größeres Haus in die nahegelegene Karlstr. 59 (Abb. 3) umzog.

²⁰ Meinecke an Harry Bresslau, 25. März 1906, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 147.



Abb. 2 Das kleine Haus in der Längenhardstraße – heute allerdings mit einem ausgebauten Dachgeschoss. Für Meinecke das erste und liebste seiner drei Freiburger Domizile. Hier vollendete er 1906/07 seinen wissenschaftlichen Bestseller „Weltbürgertum und Nationalstaat“. Nach Geburt der vierten Tochter Agathe herrschte Platzmangel, sodass man schweren Herzens am 25. März 1909 in die Karlstr. 59 umzog (Sammlung Meinecke, Foto: Volker Kliche).

leben *den vollsten Einklang zwischen Natur und eigenem Innenleben gefunden hätte.*²¹ In nur 1¼ Jahren stellte Meinecke im Haus am Längenhard sein erstes Hauptwerk „Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates“ fertig, das rechtzeitig zum Weihnachtsfest 1907 den Weg in die Buchläden fand.²² Die Resonanz fiel überwältigend aus: Das 500-Seiten-Werk erlebte neun Auflagen, davon allein vier im Kaiserreich – spätere Übersetzungen nicht eingerechnet.²³

²¹ Meinecke an seine Frau Antonie, 30. Juli 1921, in: MEINECKE (wie Anm. 1), S. 102.

²² FRIEDRICH MEINECKE: *Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates*, hg. von HANS HERZFELD (Werke 5), München 1969. In der Literatur wird häufig 1908 als das Jahr der Erstausgabe genannt, da so auch das Impressum lautet. Im Vorwort zur 2. Auflage, die im Frühjahr 1911 erschien, hat Meinecke aber klargestellt, dass das Buch bereits *Ende 1907* erschienen ist, was sich auch durch andere Quellen bestätigen lässt. Vgl. ebd., S. 1 und KARL ALEXANDER MÜLLER: *Aus Gärten der Vergangenheit. Erinnerungen 1882-1914*, Stuttgart 1951, S. 449.

²³ MONIKA FETTKE: *Friedrich-Meinecke-Bibliographie bis 1979*, in: *Friedrich Meinecke heute. Bericht über ein Gedenk-Colloquium zu seinem 25. Todestag (1979)*, hg. von MICHAEL ERBE, Berlin 1981, Titel-Nr. 107, S. 208.



Abb. 3

Karlstr. 59. Nach dem Geschmack Meineckes die etwas [zu] protzig geratene Villa des Gardinenfabrikanten Peters. Die Familie wohnte hier vom April 1909 bis zum März 1912 (Sammlung Meinecke, Foto: Wolfgang Weismann).

Abb. 4 (unten)

Am Karlsplatz 11. Wohnhaus der Familie Meinecke vom April 1912 bis zum Oktober 1914. Heute steht an gleicher Stelle das Altenwohnheim Katharinenstift (Familienarchiv Meinecke).



Als Erforscher der deutschen Nationalstaatsidee hatte Meinecke nicht weit zurückliegende Probleme abgehandelt, sondern Zeitgeschichtsschreibung verfasst. Die Gegenwart über ihre historischen Grundlagen aufzuklären, dies stellte die leitende Absicht des Buches dar. Der große Publikumserfolg war aber nur zum Teil mit der Aktualität des Themas zu begründen. Denn an realgeschichtlichen Deutungen der Zeitgeschichte bestand nach Sybel und Treitschke eigentlich kein Mangel. Entscheidend war die ungewöhnliche Herangehensweise, die Meinecke gewählt hatte. Geschichte – das waren im Kaiserreich nach vorherrschender Meinung vor allem *glänzende Schlachten und in Wehr schimmernde Feldherrn und Reichsdeputationsausschüsse und große Konzile und Kongresse*.²⁴ Meinecke interessierte dies jedoch nur am Rande, denn er versuchte Geschichte als einen von Ideen angetriebenen Entwicklungsprozess zu verstehen. Er blieb daher nicht an dem wilden Durcheinander politischer und militärischer Initiativen haften und ignorierte auch die uferlose Vielzahl der mit der deutschen Einigung befassten Projekte und Programme. Meinecke konzentrierte sich stattdessen auf das in seinen Augen eigentlich Wichtige, das Hochpolitische: die langsame Ausbildung einer Nationalstaatsvorstellung. Deren komplizierte Entstehung verfolgte er anhand der Schriften vornehmlich romantisch-konservativer Philosophen und Politiker von Wilhelm von Humboldt über Friedrich Wilhelm IV. bis zu Ranke und Bismarck. Die gewöhnlich allein dem politischen Genie Bismarcks zugeschriebene Reichsgründung wurde so auf eine überraschende Weise mit der kulturellen Blüte um 1800 in Beziehung gesetzt. Meinecke zeigte auf, wie sich die universalen Menschheitsideen des 18. Jahrhunderts in den letzten hundert Jahren immer weiter nationalisiert hatten und schließlich das Nationale universal geworden war. Die Reichsgründung erschien in dieser Perspektive aus einer gewaltigen, ganz Europa erfassenden Revolution des Geistes hervorgegangen zu sein.

Da Meinecke die Reflexionen der von ihm untersuchten Persönlichkeiten mit großer stilistischer Eleganz und Klarheit zur Anschauung brachte, vermochte seine Darstellung auch ästhetische Bedürfnisse zu befriedigen. *Es begegnet selten*, so bemerkte der ab 1907 in Heidelberg lehrende Hermann Oncken, selbst ein ausgezeichnete Kenner des 19. Jahrhunderts, *dass die Feinheit der Gedankenverflechtung und die abgewogene Reife des Urteils einen völlig adäquaten Ausdruck in der Feinheit und Reife der Darstellungsmittel finden [...]*.²⁵ In einer Zeit, in der viele Gebildete vom rasanten sozialen Wandel verunsichert eine tiefgreifende Kulturkrise wahrnahmen²⁶, wurde Meineckes geistig sublimierte, weite Horizonte aufzeigende Geschichtsbetrachtung dankbar, ja geradezu begeistert angenommen. *Kein anderes zeitgenössisches Buch*, so urteilte rückblickend ein damaliger Nachwuchshistoriker, *hat die aufwachsende Generation tiefer berührt als diese zarte, wie mit feinsten Messern operierende Gedankenanatomie [...]*.²⁷

Die überwältigende Zustimmung, die Meinecke mit seiner neuen Sicht des 19. Jahrhunderts bei den Zeitgenossen fand, hat mitunter vergessen lassen, dass er mit seiner Darstellung das Erreichte keineswegs einfach nur feiern wollte. Schon in seiner Einleitung²⁸ hatte Meinecke ausdrücklich darauf hingewiesen, dass er die aus einer *Staatsbildung von oben* hervorgegan-

²⁴ So jedenfalls die Erfahrung von KURT TUCHOLSKY: *Klio mit dem Griffel*, in: *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, Bd. 2: 1919-1920, hg. von MARY GEROLD-TUCHOLSKY und FRITZ J. RADDATZ, Reinbek 1975, S. 383.

²⁵ Rezension von HERMANN ONCKEN: FRIEDRICH MEINECKE: *Weltbürgertum und Nationalstaat*, in: *Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte* 22 (1909), S. 307.

²⁶ Vgl. GERHARD KRATZSCH: *Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus*, Göttingen 1969. Auch Meinecke gehörte dem 1912 gewählten Gesamtvorstand des Dürerbundes, der ca. 200 Persönlichkeiten vornehmlich aus Kultur und Wissenschaft umfasste, an.

²⁷ So MÜLLER (wie Anm. 22), S. 449.

²⁸ Ausgezeichnet zu ihr MEIKE STEIGER: *Schöpferische Restauration. Zur politischen Romantik-Rezeption*, in: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 2003, S. 147-162, zu Meinecke bes. S. 150-153.

genen Nationalstaaten als *etwas höchst Unvollkommenes* betrachte.²⁹ Damit war natürlich auch Deutschland gemeint, das seiner Auffassung nach von Bismarck nur die äußere Form eines Nationalstaates, den politisch-rechtlichen Rahmen, erhalten hatte. Die innere Reichsgründung, das Zusammenwachsen von Macht- und Kulturstaat, musste dagegen erst noch geleistet werden.³⁰ Wie dabei vorzugehen war, hatte Meinecke bereits kurz nach seiner Ankunft in Freiburg bei einem Vortrag auf dem Stuttgarter Historikertag von 1906 erkennen lassen. Ausgehend von der neu gewonnenen Erkenntnis, dass die Liberalen um von Gagern 1848/49 dazu bereit gewesen waren, der deutschen Nation das Opfer der preußischen Staatseinheit zu bringen, bewertete Meinecke unter Berufung auf die Zukunftsvisionen Friedrich Naumanns die in der Reichsverfassung festgeschriebene Dominanz Preußens als nicht mehr zeitgemäß. Die von ihm bis Freiherr vom Stein zurückverfolgten Überlegungen zu einer Auflösung Preußens im gesamtdeutschen Interesse erhielten damit eine verblüffende Aktualität.³¹ Meineckes Ideengeschichte idealisierte also nicht einfach den mit der Reichsgründung erreichten politischen Status quo, sondern barg ein zeitkritisches Potential, insofern durch sie die Gegenwart mit alternativen, nicht zur Durchsetzung gekommenen Vorstellungen konfrontiert werden konnte.

Als Meinecke 1907 seine Geschichte der deutschen Nationalstaatsidee abschloss, da lagen die Gewaltexzesse des 20. Jahrhunderts noch in der Zukunft. Anders als wir heute konnte Meinecke daher mit dem Nationalitätsprinzip vor allem die Förderung von Freiheit und Kultur verbunden sehen. Da er zudem seinen Blick auf das politische Denken der Schriftsteller und Philosophen gerichtet hatte, kam in seiner Darstellung die in ihren Folgen so problematische Nationalisierung der Massen kaum zur Sprache. Nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs wirkte daher Meineckes Darstellung, wie auch er selbst 1927 im Vorwort zur 7. Auflage befand,³² unangemessen optimistisch. Gleichwohl sind viele Einzelanalysen dieses Klassikers der Geistesgeschichte bis heute lesenswert geblieben und die von Meinecke eingeführte Unterscheidung zwischen politisch-rechtlich geeinten Staatsnationen und auf gemeinsamer Sprache beruhenden Kulturnationen hat die moderne Nationalismusforschung dauerhaft bereichert.³³

Schon in seinem dritten Freiburger Jahr (1908) war der wegen seines Stotterleidens immer wieder unter Selbstzweifeln leidende Meinecke in die erste Reihe der deutschen Historiker vorgeückt. Ablesbar war dies auch an den Rufen, die Meinecke 1909 aus Marburg und Tübingen erhielt.³⁴ Studentenschaft und Kollegen bemühten sich vereint, den Umworbenen in Freiburg zu halten. Die Ablehnung des Marburger Rufs wurde mit einem glanzvollen Festkommers im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses begangen³⁵ und von allen Seiten kamen Sympathiebekundungen. So stellte der Philosoph Heinrich Rickert erfreut fest: *Seit Sie hier sind, weht eine ganz andere Luft unter den Historikern.*³⁶

²⁹ MEINECKE (wie Anm. 22), S. 14f.

³⁰ Ebd., S. 16-20.

³¹ Zur Resonanz vgl. MEINECKE (wie Anm. 5), S. 128, Anm. 22f.

³² MEINECKE (wie Anm. 22), S. 4.

³³ Vgl. DIETER LANGEWIESCHE: Reich, Nation und Staat in der jüngeren deutschen Geschichte (Erstdruck 1992), jetzt in: DERS.: Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa, München 2000, S. 190-216, bes. zu Meinecke Anm. 36 auf S. 262.

³⁴ Vgl. Staatsarchiv Marburg, 307d acc 1966/10, Nr. 5 und Universitätsarchiv Tübingen, Sig. 205/90 und 119/152.

³⁵ Ein Programmheft u.a. mit der Abfolge der gesungenen patriotischen Lieder sowie die Festrede von Sohm haben sich erhalten in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek (NStAUB) Göttingen, NL Siegfried A. Kaehler, Cod. Ms. 1,120c, Beilage 1 (Programmheft) und 1,163, Beilage 3 (Rede).

³⁶ Heinrich Rickert an Meinecke, 7. Juli 1909, in: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStAPK) Berlin-Dahlem, NL Friedrich Meinecke, Nr. 38.



Abb. 5 Bis 1911 unzweifelhaft ein Höhepunkt im akademischen Festkalender Freiburgs: Die historischen Kostümfeste im Hause des Kollegen Finke zur Fastnachtszeit. Meinecke 2. von rechts, neben ihm seine Frau, Aufnahme ca. 1910 (UAF, D 52/1787).

An allgemeiner Reputation hatte Meinecke seine Freiburger Kollegen zweifellos überflügelt. Der höchst streitbare Below verzettelte sich in endlose Grabenkämpfe gegen wissenschaftlich Andersdenkende, produzierte dabei zwar eine Fülle von Rezensionen, Repliken und Antirepliken, vermochte es aber bei seiner *einseitig kritisch-negativen Veranlagung*³⁷ nicht, seine eigenen Anschauungen zur Staatlichkeit mittelalterlicher Herrschaftsverbände in einer umfassenden Darstellung niederzulegen. Finke dagegen war als Entdecker der von ihm 1901 in Barcelona gefundenen Korrespondenz der aragonischen Könige (1291-1327) weitgehend mit Herausgeberaufgaben beschäftigt. Das Ausmaß der dabei geleisteten Grundlagenforschung war beeindruckend, konnte aber nur von Fachgelehrten und auch von diesen nur allmählich ermes- sen werden.³⁸

Der Meisterschüler von Finke, Hermann Heimpel, hat 1939 unter Bezugnahme auf Below, Meinecke und seinen eigenen Lehrer respektvoll von den drei großen Sternen der Freiburger Geschichtswissenschaft gesprochen – wenn man jedoch die Vorkriegszeit näher betrachtet und im Bild bleiben will, dann müsste man eigentlich sagen, dass es sich um zwei Sterne und eine

³⁷ So HANS HERZFELD: Aus den Lebenserinnerungen, hg. von WILLY REAL, Berlin 1992, S. 97.

³⁸ Vgl. Heinrich Finke und Spanien. Mosaik aus Erinnerungen, Bekenntnissen und bleibenden Zielen, hg. von JOHANNES VINCKE, Freiburg 1955.

Supernova gehandelt hat.³⁹ Denn für ein breites Publikum außerhalb der Universität war im Grunde nur Meinecke wahrnehmbar. Seine in „Weltbürgertum und Nationalstaat“ zur hohen Kunst entwickelte Fähigkeit, einfühlsame Lebensbeschreibungen mit präziser Analyse komplizierter Vorstellungs- und Gedankenwelten zu verbinden, gab ihm innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft eine einzigartige Stellung. *Nur diesem einen deutschen Historiker* – um noch einmal aus der Rezension von Hermann Oncken zu zitieren – sei ein derartiges Buch *möglich* gewesen.⁴⁰



Abb. 6
Friedrich Meinecke, Aufnahme von 1911
(Familienarchiv Meinecke).

³⁹ HERMANN HEIMPEL: Heinrich Finke. Ein Nachruf (Erstdruck 1939), jetzt in: Aspekte. Alte und neue Texte, hg. von Sabine Krüger, Göttingen 1995, S. 186-197, hier S. 187. Heimpel kam erst 1922 nach Freiburg; er hatte daher das Wirken Meineckes, das mit dem Sommersemester 1914 zu Ende gegangen war, nicht mehr persönlich erlebt.

⁴⁰ ONCKEN (wie Anm. 25), S. 307.

Der Lehrer und seine Schüler⁴¹

Ungewöhnlich stark hat Meinecke in Freiburg aber nicht nur durch seine neuartige Geschichtsbetrachtung gewirkt, sondern auch als akademischer Lehrer und lebenslanger Förderer einer bemerkenswert großen Anzahl später bedeutender Historiker und Intellektueller. Von Natur aus zurückhaltend, auf den ersten Blick geradezu schüchtern wirkend,⁴² hatte Meinecke als Student oft unter Einsamkeitsgefühlen gelitten und ein starkes Bedürfnis nach Austausch und Freundschaft entwickelt. In diesem Sinne schrieb er im Mai 1895 kurz vor seiner Heirat an seine Braut: *Am glücklichsten fühlte ich mich in meinem bisherigen Leben immer dann, wenn ich frei und leicht mich einem freundlich verstehenden und geistig gleich gerichteten Menschen erschließen konnte.*⁴³ Einmal geknüpften persönliche Verbindungen wurden von Meinecke hingebungsvoll gepflegt. Legendär war seine Freundschaftstreue. Als er im September 1936 die Yale-Universität besichtigte, war es ihm trotz der inzwischen vergangenen Spanne von 53 Jahren ein Bedürfnis, sich nach dem Schicksal eines ehemaligen, von Yale stammenden Studienfreundes zu erkundigen, dem er 1883 in seinem ersten Bonner Semester flüchtig begegnet war.⁴⁴ Sein Bestreben, über die Universitätszeit hinaus am Lebensweg seiner Schüler Anteil zu nehmen, führte zur Abfassung vieler hundert Briefe.⁴⁵ Anders als viele seiner Kollegen, die zwecks maximaler Steigerung der eigenen Produktivität nach größtmöglicher „Einsamkeit und Freiheit“ (Wilhelm von Humboldt) strebten, sah Meinecke in der ansonsten oft als lästig empfundenen akademischen Lehrtätigkeit und überhaupt in der Kontaktpflege zu seinen Schülern eine wesentliche Bereicherung seines Lebens. *Als Lehrer*, so resümierte einer seiner vielen Schüler kurz und bündig, *hatte er wirklich kaum seinesgleichen.*⁴⁶

Bei seinem Wechsel nach Freiburg hatte Meinecke die Aussicht beflügelt, sich mehr als bisher der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung widmen zu können. In Straßburg war dies durch ungünstige äußere Umstände verhindert worden. Die mit enorm viel aufreibender Korrespondenz verbundene Herausgabe der „Historischen Zeitschrift“ sowie die von seinem Sprachfehler erzwungene, peinlich genaue Ausarbeitung von sechs Vorlesungen, in denen die 400 Jahre von der Reformation bis zum Rücktritt Bismarcks abgehandelt wurden, hatten seine Arbeitskraft vollkommen in Anspruch genommen. Diese Belastungen reduzierten sich in Freiburg erheblich. Der komplette Vorlesungszyklus lag nun fertig ausformuliert vor und musste nur noch gelegentlich an den aktuellen Forschungsstand angepasst werden. Eine lebensbedrohliche Lungenentzündung, die ihn im Winter 1907/08 fast zwei Monate ans Krankenbett fesselte, veranlasste ihn ferner dazu, einen Teil der Redaktionsgeschäfte der „Historischen Zeitschrift“ abzugeben. So übernahm im April 1908 der 28-jährige Freiburger Privatdozent für mittel-

⁴¹ Als Schüler werden im Folgenden in der Regel nur jene Studenten bezeichnet, die von Meinecke erfolgreich promoviert worden sind.

⁴² So auch der erste Eindruck seines Freiburger Lieblingsschülers: Siegfried A. Kaehler an seinen Vater, 8. August 1907, in: DERS.: Briefe. 1900-1963, hg. von WALTER BUSSMANN und GÜNTHER GRÜNTAL (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 58), Boppard 1993, S. 104.

⁴³ Meinecke an seine Braut, 20. Mai 1895, in: MEINECKE (wie Anm. 1), S. 8.

⁴⁴ MEINECKE (wie Anm. 4), S. 57. Es handelte sich um Alfred L. Ripley (1858-1943), der aber Bankier geworden war.

⁴⁵ Da er seine gesamte Korrespondenz handschriftlich abwickelte und keine Durchschläge anfertigte, haben sich in seinem umfangreichen Nachlass nur die an ihn gerichteten Antwortbriefe erhalten.

⁴⁶ Gerhard Masur an Ernst Schulin, 18. November 1971, zitiert in: ERNST SCHULIN: Friedrich Meinecke, in: Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, hg. von NOTKER HAMMERSTEIN, Stuttgart 1988, S. 313-322, Zitat S. 313.

terliche Geschichte, Fritz Vigener, sämtliche Korrekturarbeiten und ab Januar 1910 zusätzlich die besonders zeitaufwendige Betreuung des umfangreichen Besprechungsteils.⁴⁷ Für eine reibungslose Nachwuchsförderung war aber auch ein harmonisches Zusammenwirken im nächsten Kollegenkreis dringend erforderlich. Anders als in Straßburg, wo Meinecke zu seinem der Fakultät aus kulturpolitischen Gründen aufgezwungenen und daher als „Paria“ gemiedenen Kollegen Martin Spahn⁴⁸ in scharfer Konkurrenz gestanden hatte, verfügte er nun in Freiburg in der Person von Below über einen ebenso wohlwollenden wie respektierten Kollegen, der auch bereit war, in allen Prüfungsverfahren die nicht unbedingt attraktive Rolle des Zweitgutachters zu übernehmen. Die meisten Meinecke-Schüler besuchten daher auch die von Below vorzugsweise angebotenen Vorlesungen zur deutschen Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte. Zwar wurde für Dissertationen erst 1913 ein amtlicher Druckzwang erlassen, doch auch schon früher waren verantwortungsbewusste Doktorväter bestrebt, für die Arbeiten ihrer Schüler eine angemessene Publikationsmöglichkeit zu besorgen. Es ist für Meineckes organisatorisches Geschick bezeichnend, dass er sich sofort nach seinem Wechsel nach Freiburg mit Below und Finke auf die Herausgabe einer diesem Zweck dienenden neuen Schriftenreihe verständigte. Die Freiburger Professoren setzten sich mit dem jungen Historiker Walther Rothschild (Berlin) in Verbindung, der ab 1907 in seinem gerade gegründeten Verlag für Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften die „Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte“ herausgab.⁴⁹ In diesen „Abhandlungen“ erschien in den Folgejahren das Gros der von Meinecke betreuten Freiburger Dissertationen. Nur bei sehr wenigen, den Durchschnitt weit überragenden Arbeiten, die zudem von allgemeinem Interesse sein mussten, vermittelte er eine Publikation in der von ihm selbst seit 1896 herausgegebenen „Historischen Bibliothek“ des Oldenbourg-Verlags.⁵⁰

Das Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg bedeutete für die Freiburger Universität eine Blütezeit mit rasch steigenden Studentenzahlen. Mit durchschnittlich 73 Hörern pro Vorlesung lag Meinecke in seinen ersten fünf Semestern noch deutlich hinter Below (108 Hörer) zurück.⁵¹ Sicher auch bedingt durch den großen Erfolg von „Weltbürgertum und Nationalstaat“ kehrten sich ab dem Sommersemester 1909 die Verhältnisse dauerhaft um. Von nun an konnte Meinecke durchschnittlich fast 140 Hörer begrüßen, während Below bei 103 Hörern stagnierte. Bei seinem Abschied im Sommersemester 1914 verzeichnete Meinecke mit 182 Hörern sogar eine für die Freiburger Geschichtswissenschaft neue Höchstmarke.⁵² Auch seine Seminare waren offenbar gut besucht – bereits im November 1909 beklagte er sich über den Zustrom von 60 Studenten in einer der zwei von ihm angebotenen Übungen.⁵³ In seinen acht Freiburger Jahren führte Meinecke 32 Studenten zur Promotion, darunter sieben Frauen. Allerdings war er in zwei Fällen nur formaljuristisch der Doktorvater – sein nicht prüfungsberechtigter Freiburger Kollege Wolf-

⁴⁷ Vgl. RITTER (wie Anm. 11), S. 34f.

⁴⁸ Zum „Fall Spahn“ existiert eine weitgestreute Literatur. Vgl. vor allem CHRISTOPH WEBER: Der ‚Fall Spahn‘ 1901. Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturdiskussion im ausgehenden 19. Jahrhundert, Rom 1980.

⁴⁹ Über ihn orientiert: KURT GUTZMANN: Walther Rothschild (1879-1967), in: Lexikon des gesamten Buchwesens, Bd. 6, Stuttgart ²1995, S. 385. Vor seiner Emigration in die USA lebte Rothschild, der 1933 ein Berufsverbot erhalten hatte, für kurze Zeit in Freiburg.

⁵⁰ MEINECKE (wie Anm. 11), S. 620-624: Liste der von Friedrich Meinecke betreuten Promotionen und Habilitationen in Freiburg (1906-1914).

⁵¹ Mit Finke fällt ein Vergleich schwer, da dieser in der Regel mindestens zwei, oft jedoch auch drei Vorlesungen pro Semester anbot. Besonders beliebt war die von ihm angebotene Vorlesung zur Geschichte Badens.

⁵² Alle Angaben zu den Hörerzahlen finden sich in: UAF, Quästurakten, B 17, Bd. 40-56.

⁵³ MEINECKE (wie Anm. 11), S. 160.

gang Michael hatte die Themen vergeben und auch die Doktoranden betreut.⁵⁴ Tatsächlich sind Meinecke somit in Freiburg 30 Promotionen zuzurechnen. Mindestens drei weitere Schüler, darunter mit Josephine Blesch (Promotion 1916) auch eine Frau, hatten zwar in Freiburg studiert, konnten aber ihre Dissertationen erst nach 1914 abschließen und wurden daher von Meinecke in Berlin geprüft.⁵⁵ Mit diesen Zahlen stellte Meinecke zwar keine Rekorde auf, aber neben dem auffällig hohen Anteil von ihm betreuter Promovendinnen ist vor allem der spätere Werdegang seiner Schüler bemerkenswert. Denn obwohl sich nach dem Krieg für Geisteswissenschaftler die Karriereaussichten erheblich eintrübten, gelang es doch auffällig vielen Meinecke-Schülern, in der Wissenschaft erfolgreich Fuß zu fassen. Von den 24 (bzw. 26)⁵⁶ promovierten Schülern, denen unter den im Kaiserreich gegebenen Bedingungen eine Wissenschaftskarriere überhaupt offen stand,⁵⁷ erzielten immerhin fünf (bzw. sieben) und somit 21% bzw. (27%) eine mit der Habilitation vergleichbare Leistung.⁵⁸

Den engsten Kreis der Freiburger Meinecke-Schüler bildeten ab 1907/08 die gut befreundeten, allesamt aus angesehenen protestantischen Gelehrtenfamilien stammenden Walter Sohm (1886-1914), Eduard Wilhelm („Willy“) Mayer (1888-1917) und Siegfried A. Kaehler (1885-1963). Zusammen mit einigen weiteren Meinecke-Schülern trafen sie sich täglich nach den Vorlesungen im Stadtteil Stühlinger zum Mittagstisch. In ihrer Freizeit interpretierten sie gemeinsam philosophische Klassiker, trugen selbstverfasste Gedichte vor und diskutierten vor allem ihre laufenden wissenschaftlichen Arbeiten. Sie musizierten zusammen, organisierten kleine Tanzgesellschaften und waren im Winter vorzugsweise in Saig zum Skifahren unterwegs.⁵⁹ Dem genialischen Sohm, der bei Meinecke 1910 eine Studie über den Straßburger Humanisten und Bildungsreformer Johannes Sturm fertig stellte, wurde allgemein eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn prophezeit. Mit verblüffender Leichtigkeit erledigte er alle ihm gestellten Aufgaben. Sohm sei, so notierte sein Freund Siegfried A. Kaehler nach einem der vielen Gesprächsabende enthusiastisch, *ein Moses, der aus jedem Stein Wasser schlägt*.⁶⁰ 1914

⁵⁴ Es handelte sich um Hermann Gnau (Promotion 1910) und Hans Berger (Promotion 1914). In der erwähnten Liste (wie Anm. 50) werden diese Doktoranden kommentarlos als Schüler Meineckes geführt.

⁵⁵ Neben Josephine Blesch sind Wilhelm Mommsen und der heute vergessene Diplomatiehistoriker und Frankreich-Forscher Peter Richard Rohden (1891-1942) zu nennen. Beide wurden 1921 promoviert. Rohden habilitierte sich 1927 bei Meinecke und führte seit 1929 im Auftrag der von seinem Doktorvater geleiteten Historischen Reichskommission Interviews mit Persönlichkeiten der Zeitgeschichte (Eugen Schiffer, General Reinhardt) durch. Nach 1933 entwickelte sich Rohden zum Lobredner der nationalsozialistischen Außenpolitik. Gleichwohl erlebte 1959 seine „Geschichte Frankreichs“ in der Bearbeitung von Heinz-Otto Sieburg eine Zweitaufgabe. Vgl. HELMUT HEIBER: Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966, S. 154f. sowie S. 160, Anm. 1.

⁵⁶ Die Zahlen in den Klammern berücksichtigen die Berliner „Nachrücker“.

⁵⁷ In den geisteswissenschaftlichen Fächern war Frauen und Ausländern eine wissenschaftliche Karriere über den Dr. phil. hinaus nicht möglich. Dies änderte sich erst langsam in der Weimarer Republik.

⁵⁸ Bei Willy Mayer und Franz Rosenzweig kam es aus unterschiedlichen Gründen nicht zur Einleitung eines Habilitationsverfahrens, obwohl ihre Eignung für den wissenschaftlichen Beruf zweifelsfrei feststand und sie auch entsprechende Arbeiten vorweisen konnten. Sie werden daher von mir als „Quasi-Habilitierte“ betrachtet.

⁵⁹ Einen guten Eindruck vermitteln die ungedruckt gebliebenen Aufzeichnungen Lothar Erdmanns, der im Wintersemester 1908/1909 bei Meinecke in Freiburg studierte und in dieser Zeit auch Mitglied des Kreises um Sohm war. LOTHAR ERDMANN: Der Freiburger Winter 1908/1909 in Briefen von Lothar Erdmann und DERS.: Gegenwärtige Vergangenheit [Erinnerungen], beide in: Universitätsarchiv Karlsruhe, NL Walter Bußmann, unverzeichnet.

⁶⁰ Kaehler an Johannes Kramer, 30. August 1910, in: KAehler (wie Anm. 42), S. 127.

habilitierte er sich in Marburg zur hessischen Reformationgeschichte, hielt Ende Juli noch seine Antrittsvorlesung über „Die Soziallehren Melanchthons“, um dann wenige Tage später als Kriegsfreiwilliger beim ersten Transport an die Front durch einen zufällig ausgelösten Schuss tödlich getroffen zu werden. Das tragisch-absurde Schicksal des bewunderten Meisterschülers, auf dessen letzter Grußkarte an den zurückgebliebenen Freund nur die Goetheverse standen *Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen*, erschütterte alle tief.⁶¹ Auch der unheilbar erkrankte Willy Mayer, der am Grabe Sohms die Trauerrede gehalten hatte und seinen Kriegsdienst in der Presseabteilung des Heeres ableistete, verstarb bereits im September 1917. In eindringlicher Analyse hatte er Machiavellis Begriff der „virtù“ untersucht und war dafür im Mai 1911 mit dem von Meinecke selten vergebenen Prädikat *summa cum laude* promoviert worden. Einer Anregung seines Lehrers folgend, hatte er noch zu Friedenszeiten über die Geschichte der national-liberalen Partei in der Reichsgründungszeit zu forschen begonnen.⁶² Der Dritte der Freunde, Siegfried A. Kaehler, war ein schwer mit sich ringender, höchst sensibler Charakter, der gleichermaßen geistesaristokratischen Hochmut wie tiefsitzende Minderwertigkeitsgefühle zeigen konnte. Sein fünfzig Jahre älterer Vater Martin Kaehler gehörte zu den bedeutendsten Theologen seiner Zeit und sein jüngster Sohn litt schwer daran, dass er nach eigenem Empfinden dem maßstabsetzenden Vorbild des Vaters in keiner Weise entsprach: Weder fand er einen Zugang zum christlichen Glauben, noch war von ihm ein wissenschaftliches Werk von großer Bedeutung zu erwarten. Mit Komplexen belastet und oft kränklich, war Kaehler, als er im Sommersemester 1907 erstmals das Seminar Meineckes besuchte, alles andere als ein „pflegeleichter“ Musterschüler. Die Abfassung einer Doktorarbeit über Wilhelm von Humboldt entwickelte sich für Schüler und Lehrer zu einem Drama: Immer wieder legte Kaehler seinem Lehrer Entwürfe oder Bruchstücke einzelner Kapitel vor, baute diese nach kurzer Zeit wieder um, glaubte neue wichtige Quellen entdeckt zu haben und verwarf schließlich in regelmäßigen Abständen seine mühsam entwickelte Disposition, um sich danach einmal mehr ratsuchend an seinen Lehrer zu wenden.⁶³ Obwohl Meinecke verständnisvoll auf die Dauerprobleme seines Schülers reagierte und ihn nach vier ergebnislosen Jahren ausdrücklich dazu ermächtigte, sich in seiner Darstellung auf die *Einzelfrage* zu konzentrieren, die *am konkretesten ist und am einfachsten liegt*, erwies sich Kaehler weiterhin als „schwieriger Fall“ und ließ immer wieder fest vereinbarte Abgabetermine verstreichen.⁶⁴ Erst im Februar 1914 konnte der – wie er sich selbst schon 1911 bezeichnete – *verkrachte Student*⁶⁵ sein Promotionsverfahren mit einer schmalen, nur 56-seitigen Untersuchung zu Humboldts Entwurf einer ständischen Verfassung (1819) zum Abschluss bringen. Als Kaehler am 8. Juni 1914 seine Promotionsurkunde ausgestellt bekam, befand er sich bereits in seinem 30. Lebensjahr. Nach den nicht gerade ermutigenden Erfah-

⁶¹ Kaehler an Friedrich Meinecke, 12. August 1914, in: MEINECKE (wie Anm. 1), S. 323. Ein plastisches Bild seiner Persönlichkeit hat Willy Mayer in seiner Grabrede entworfen: NStAUB Göttingen, NL Kaehler, Cod. Ms. 1,163, Beil. 5.

⁶² Willy Mayer war der Sohn des Verwaltungsrechtlers Otto Mayer. Er litt seit seiner Jugend an fortschreitender Nierenschwäche. Er heiratete die Bremer Kaufmannstochter Lina Kulenkampff, die 1911 ebenfalls von Meinecke promoviert worden war und im Zentrum vielfältiger Freundschaftsbeziehungen vor allem mit Freiburger Meinecke-Schülerinnen stand. 1922 gab sie in der Meinecke-Festschrift ein Fragment aus der unvollendet gebliebenen Habilitationsschrift ihres verstorbenen Mannes heraus: WILLY MAYER: Aus der Geschichte der nationalliberalen Partei in den Jahren 1868 bis 1871, in: Deutscher Staat und deutsche Parteien. Friedrich Meinecke zum 60. Geburtstag dargebracht, hg. von PAUL WENTZCKE, München 1922, S. 135-154.

⁶³ Vgl. exemplarisch: Kaehler an seinen Vater, 15. November 1908, in: KAEHLER (wie Anm. 42), S. 109-111.

⁶⁴ Vgl. Meinecke an Kaehler, 17. Juni 1912, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 177f., Zitat S. 178.

⁶⁵ Kaehler an seinen Vater, 30. August 1911, in: KAEHLER (wie Anm. 42), S. 131.

rungen, die Meinecke mit Kaehlers Arbeitsweise gemacht hatte, wäre es verständlich gewesen, wenn er seine Förderung nun beendet hätte. Das Gegenteil trat aber ein: Meinecke unterstützte seinen Zögling weiterhin nach Kräften und nahm ihn auch in Schutz, als Jahre später von der Preußischen Akademie der Wissenschaften das Ausbleiben eines vor 15 (!) Jahren in Auftrag gegebenen Kommentars zu Humboldts politischen Schriften heftig beklagt wurde.⁶⁶ Selbst als Kaehler 1927 seine lange angekündigte Humboldt-Biografie veröffentlichte und darin unter dem Eindruck seines eigenen Kriegserlebnisses eine radikale Kritik an der auch von Meinecke vertretenen idealistischen Humboldt-Deutung formulierte, führte dies bei seinem Lehrer zu einer schweren, aber doch nicht dauerhaften Irritation.⁶⁷ Meineckes sofort nach der Lektüre des Werkes geäußerter Wunsch, in ruhiger Aussprache *schließlich doch noch ein gemeinsames Terrain wiederzufinden*, erfüllte sich.⁶⁸ Besonders in den Jahren des Zweiten Weltkriegs trafen sich Lehrer und Schüler in gemeinsamer, zutiefst pessimistischer Zeitbetrachtung.⁶⁹ Kaehler war inzwischen zum Ordinarius ernannt worden und lehrte ab 1936 an der Universität Göttingen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1953 blieb. Insgesamt währte der Gedankenaustausch der beiden Historiker über vierzig Jahre. Mindestens 271 Briefe hat Kaehler an seinen Freiburger Lehrer gerichtet und bekam von Meinecke und seiner Frau 154 Briefe zurück.⁷⁰ Die außergewöhnliche Intensität der Beziehung wird auch durch die vielen Festreden belegt, die Kaehler auf Meinecke hielt: 1922 (60. Geburtstag), 1927 (65. Geburtstag), 1928 (Emeritierung) und 1932 (70. Geburtstag) nahm er diese Aufgabe wahr.⁷¹ Meinecke ist es sogar noch vergönnt gewesen, sich für diese Gunstbeweise zu revanchieren: Als Kaehler 1950 eine Festschrift zu seinem 65. Geburtstag erhielt, steuerte der damals bereits 87-jährige Lehrer das Geleitwort bei.⁷²

Das Verhältnis, das Meinecke zu Kaehler unterhielt, lässt sich ohne Übertreibung als Vater-Sohn-Beziehung mit allen dazugehörigen Höhen und Tiefen bezeichnen. Was Meinecke an Kaehler schätzte, war vor allem der unbedingte Ernst seiner Erkenntnissuche, die auch stets *strenge Selbstprüfung* der eigenen, durch die preußisch-protestantische Tradition vermittelten Urteilsmaßstäbe mit einschloss.⁷³ Die Unbestechlichkeit Kaehlers, der „einfache“ und „schnelle“ Antworten ablehnte und modische Anpassungen an den Zeitgeist konsequent vermied, beeindruckte Meinecke.

Eine Sonderstellung nahm im Kreis der Freiburger Meinecke-Schüler der in Kassel geborene, aus einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie stammende Franz Rosenzweig (1866-1929) ein. Der nonkonformistische, den Widerspruch liebende Einzelgänger stand 1908/09 auch mit den Freunden um Sohm in Verbindung und besonders zu dem mitunter provozierend auftretenden Kaehler entwickelte sich ein spannungsreiches Verhältnis, das im Januar 1910 nach einem Eklat zunächst zerbrach. Im Herbst 1918 traf man sich als Soldaten eines geschlagenen Heeres in Freiburg zufällig wieder und fand nun in der scharfen Ablehnung der Revolution einen neuen gemeinsamen Boden.⁷⁴ Rosenzweig hatte sich einst, angeregt durch die Lektüre des

⁶⁶ Meinecke an Konrad Burdach, 3. Juni 1927, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 293f.

⁶⁷ Dazu PATRICK BAHNERS: Das Erlebnis des Erben. Siegfried August Kaehler und der Staat, in: Preussische Stile. Ein Staat als Kunststück, hg. von PATRICK BAHNERS und GERD ROELLECKE, Stuttgart 2001, S. 416-446.

⁶⁸ Meinecke an Siegfried A. Kaehler, 11. Dezember 1927, in: MEINECKE (wie Anm. 1), S. 338.

⁶⁹ Dazu ERNST SCHULIN: Zwiegespräch deutscher Historiker in dunkler Zeit, in: Deutsche Universitätszeitung 18 (1963), S. 23-26.

⁷⁰ So viele Briefe haben sich jedenfalls in den jeweiligen Nachlässen erhalten.

⁷¹ Vgl. NStAUB Göttingen, NL Kaehler, Cod. Ms. 1,120d und Cod. Ms. 1,120e.

⁷² Meinecke an Siegfried A. Kaehler, Mai 1950, in: MEINECKE (wie Anm. 1), S. 557-560

⁷³ Ebd., S. 559.

⁷⁴ Vgl. INA LORENZ: ‚Erkennen als Dienst am Menschen‘. Einige unveröffentlichte Briefe von Franz Rosenzweig an den Historiker Siegfried A. Kaehler, in: Der Philosoph Franz Rosenzweig (1866-1929). Inter-

Hegel-Kapitels in Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat“, intensiv mit der „Entstehung der Hegelschen Staatsansicht“ befasst, promovierte 1912 bei dem tief beeindruckten Meinecke mit Auszeichnung und veröffentlichte seine Untersuchung, die er *Friedrich Meinecke in dankbarer Verehrung* widmete, in leicht überarbeiteter Form 1920 unter dem Titel „Hegel und der Staat“.⁷⁵ Die erste umfassende Darstellung der politischen Philosophie Hegels lag damit vor. Meinecke bot dem Hochbegabten bereits 1919 die Habilitation an, was dieser aber strikt zurückwies. Politisch konservativ eingestellt, erschütterte den Kriegsteilnehmer und – wie er sich im November 1918 selbst gerne bezeichnete – *Gefühlsmonarchisten* der Kriegsausgang sehr.⁷⁶ Der Zusammenbruch der alten politischen Ordnung wurde von ihm als Untergang der von Protestantismus und Idealismus geprägten alten deutschen Bildungskultur erlebt. Ohne Vertrauen in die neu geschaffene Demokratie sah er ein geglücktes Leben nur noch in der Rückbesinnung auf die ewigen Werte der Religion, in seinem Fall auf ein existenziell verstandenes Judentum, für möglich an.⁷⁷ Alles andere war ihm fragwürdig geworden. 1920 gründete Rosenzweig in Frankfurt das „Freie Jüdische Lehrhaus“, eine Art Volkshochschule des jüdischen Glaubens. Bereits im Januar 1922 erkrankte er unheilbar an fortschreitendem Muskelschwund (ALS). Seine letzte große Arbeit war die 1924 zusammen mit Martin Buber begonnene Übersetzung der hebräischen Bibel, des Alten Testaments. Er starb Ende 1929. Trotz Rosenzweigs radikalem Bruch mit seiner Vergangenheit, der Meinecke wie eine Flucht vorkam,⁷⁸ riss die Verbindung zwischen Lehrer und Schüler niemals ab. Als Freunde dem Todkranken zum 40. Geburtstag am 25. Dezember 1926 eine Festgabe überreichten, war auch Meinecke mit einer Reminiszenz an ihre im Schicksalsjahr 1919 geführten Gespräche vertreten.⁷⁹ Heute erinnert in Freiburg eine Gedenktafel in der Herrenstr. 32 an den bedeutenden Religionsphilosophen.

Weitere Freiburger Meinecke-Schüler, die mit Erfolg die wissenschaftliche Laufbahn einschlugen, waren Wilhelm Schüssler (1888-1965/ o. Prof. 1925)⁸⁰ und Wilhelm Mommsen (1892-1966/ o. Prof. 1929), Enkel des berühmten Theodor Mommsen.⁸¹ Beide publizierten vor allem zu klassischen Themen der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts, besonders zur Politik Bismarcks. 1945 wurden sie vorübergehend aus dem Universitätsdienst entfernt, weil sie aus innerer Überzeugung (Schüssler)⁸² oder aus Geltungsdrang (Mommsen)⁸³ mit ihren nach 1933

nationaler Kongress Kassel 1986, Bd. 1: Die Herausforderung jüdischen Lernens, hg. von WOLFDIETRICH SCHMIED-KOWARZIK, Freiburg 1988, S. 187-209, bes. S. 191-195.

⁷⁵ FRANZ ROSENZWEIG: Hegel und der Staat, 2 Bde., München 1920.

⁷⁶ Rosenzweig an Margrit Rosenstock, 9. November 1918, in: FRANZ ROSENZWEIG: Die „Gritli“-Briefe. Briefe an Margrit Rosenstock-Hussey, hg. von INKEN RÜHLE und REINHOLD MAYER, Tübingen 2002, S. 182.

⁷⁷ Vgl. STEFAN MEINEKE: A Life of Contradiction. The Philosopher Franz Rosenzweig (1886-1929) and his Relationship to History and Politics, in: Leo Baeck Institute, Yearbook 36 (1991), S. 461-489.

⁷⁸ So Meinecke in seinem kurzen Nachruf, in: HZ 142 (1930), S. 219f.

⁷⁹ Meinecke an Franz Rosenzweig, 25. Dezember 1926, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 289f.

⁸⁰ Vgl. WILHELM SCHÜSSLER: Sonne über Gewitter. Einige Erinnerungen, Privatdruck 1969 sowie Meinecke an Wilhelm Schüssler, 14. Mai 1946, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 445f.

⁸¹ Vgl. Bundesarchiv (BA) Koblenz, NL Wilhelm Mommsen (N 1478), Nr. 315: Typoskript einer unveröffentlichten Autobiografie vom Februar/März 1945; PETER KÖPF: Die Mommsens. Von 1848 bis heute – die Geschichte einer Familie ist die Geschichte der Deutschen, Leipzig 2004. Mommsen studierte fünf Semester (SS 1912 bis WS 1914) in Freiburg. Nach Kriegsteilnahme reichte er seine Dissertation über „Richelieu und Elsass-Lothringen“ im Frühjahr 1921 in Berlin bei Meinecke ein.

⁸² Schüssler stand dem Regime vor allem als entschiedener Anhänger des großdeutschen Gedankens, also der Vereinigung Österreichs mit Deutschland, nahe. Er hatte sich schon in seiner 1913 publizierten Dissertation mit der nationalen Politik der österreichischen Abgeordneten im Frankfurter Parlament befasst.

⁸³ Obwohl Mommsen als ehemaliges DDP-Mitglied über eine demokratische Vergangenheit verfügte, stell-

erschienenen Publikationen auch dem NS-Regime gedient hatten. Als Anhänger der nationalsozialistischen Weltanschauung waren sie aber trotzdem nur mit Einschränkungen zu bezeichnen.⁸⁴ Als Mommsen 1946 um seine Rehabilitierung kämpfte, unterstützte ihn Meinecke nach Prüfung der Sachlage durch ein entsprechendes Gutachten.⁸⁵

Über den hier vorgestellten Kreis der Meinecke-Schüler hinaus gab es eine Anzahl weiterer Historiker, die zwar über mehrere Semester bei Meinecke in Freiburg studierten, von ihm beeinflusst und auch dauerhaft gefördert wurden, ihre Doktorarbeit aber anderen Orts einreichten. Für diese Gruppe ist vor allem der mit Kaehler eng befreundete und wie Rosenzweig aus dem wohlhabenden jüdischen Bürgertum Kassels stammende Hans Rothfels (1891-1979) repräsentativ. Als begeisterter Leser von „Weltbürgertum und Nationalstaat“, das in ihm den Wunsch geweckt hatte, Historiker werden zu wollen, und ausgestattet mit einer Empfehlung Rosenzweigs kam er im Sommer 1909 nach Freiburg.⁸⁶ Im Juli 1914 hielt Rothfels auf dem Jägerhäusle die studentische Abschiedsrede⁸⁷ auf Meinecke; im Februar 1954 auf der Gedenkfeier der Freien Universität Berlin die akademische Trauerrede.⁸⁸ Dazwischen lagen auch die Jahre der Weimarer Republik, in denen es zu wachsenden Spannungen zwischen beiden Gelehrten gekommen war, da sich der von Meinecke 1924 in Berlin habilitierte und mit seiner Unterstützung 1926 nach Königsberg berufene Schüler politisch immer weiter nach rechts orientierte und bei der Reichspräsidentenwahl von 1932 sogar Hitler wählte.⁸⁹ Trotz seiner nationalistischen Gesinnung wurde Rothfels 1936 die Lehrbefugnis entzogen. Er näherte sich Meinecke wieder an und emigrierte 1939 über Oxford in die USA. Nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Exil (1951) hat Rothfels vor allem als Begründer der westdeutschen Zeitgeschichtsforschung bleibende Spuren hinterlassen.

Meineckes Freiburger Lehrveranstaltungen bildeten noch für andere, später zu Ansehen gelangte Historiker einen Anziehungspunkt. Hans Herzfeld (1892-1982), als späterer Gründer der

te er sich bereits im Februar 1933 einem Vordenker der nationalsozialistischen Geschichtspolitik, dem Hamburger Otto Westphal, als Mitstreiter zur Verfügung: *Aber für eine Aktivierung unserer Wissenschaft in Ihrem Sinne und mit der Forderung politisch zu führen und nicht nur abzubremsen, gehe ich ganz mit Ihnen einig.* Vgl. Wilhelm Mommsen an Otto Westphal, 10. Februar 1933 (Privatbesitz Prof. Hans Mommsen; jetzt BA Koblenz). Zu seiner Amtsenthebung vgl. ANNE CHRISTINE NAGEL: „Der Prototyp der Leute, die man entfernen soll, ist Mommsen.“ Entnazifizierung in der Provinz oder die Ambiguität moralischer Gewissheit, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 10 (1998), S. 55-91.

⁸⁴ Über Schüssler hatte das Amt Rosenberg für den internen Dienstgebrauch im Juni 1938 einen Vermerk angelegt, in dem es bezeichnenderweise hieß: *Schüssler besitzt Loyalität gegenüber dem neuen Staate, aber er kommt aus seiner konfessionellen Gebundenheit heraus zu keinem Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung.* Zitiert nach HEIBER (wie Anm. 55), S. 557.

⁸⁵ Vgl. Meinecke an Wilhelm Mommsen, 2. Dezember 1945 und 20. Februar 1946, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 439 und 442. Zu den Hintergründen der Amtsenthebung, bei der – wie immer in solchen Fällen – auch unschöne persönliche Animositäten ausgetragen wurden, hat sich sein Sohn geäußert: Interview mit Hans Mommsen, in: *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*, hg. von RÜDIGER HOHLS/ KONRAD H. JARAUSCH, Stuttgart 2000, S.163-180.

⁸⁶ Antrittsrede von Hans Rothfels in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, abgedruckt in: *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie. Jahreshft 1958/59*, Heidelberg 1960, S. 27-30.

⁸⁷ Jetzt abgedruckt in FRIEDRICH MEINECKE: *Akademischer Lehrer und emigrierte Schüler. Briefe und Aufzeichnungen 1910-1977*, hg. von GERHARD A. RITTER (Biografische Quellen zur Zeitgeschichte 23), München 2006, S. 124-128.

⁸⁸ HANS ROTHFELS: *Friedrich Meinecke. Ein Rückblick auf sein wissenschaftliches Lebenswerk*, Berlin 1954.

⁸⁹ Vgl. GERHARD A. RITTER: *Friedrich Meinecke und seine emigrierten Schüler*, in: MEINECKE (wie Anm. 87), S. 13-111, hier S. 36.

Historischen Kommission zu Berlin führend an der Neuorganisation der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 beteiligt, wurde als Hörer der von Meinecke im Sommersemester 1911 angebotenen Vorlesung über „Europäische Geschichte im Zeitalter der Restauration und Revolution (1815-1850)“ in nichts weniger als einen *Rausch der Begeisterung* versetzt. *Was Meinecke brachte, war eine Paragraph für Paragraph sorgfältig ausgearbeitete Geschichte der behandelten Epoche [...]. Der Stoff war überaus sorgfältig gegliedert, die Ausführlichkeit oder Knappheit ganz bewusst und exakt geregelt. [...] Das war [...] im höchsten Grade anziehend.*⁹⁰ Dieser Eindruck war so prägend, dass Herzfeld noch ein Semester länger in Freiburg blieb und fortan auch Meinecke zu seinen Lehrern zählte. Bei der 1957 gestarteten Neuausgabe der Werke Meineckes beteiligte er sich führend. Auch für den Schweizer Wirtschaftshistoriker Hermann Bächtold (1882-1934), Sohn eines Polizisten aus dem Kanton Schaffhausen, bildeten die vier in Freiburg verbrachten Semester (1906-1908) einen unvergesslichen Lebensabschnitt. Er fand Anschluss an den im Winter 1907/08 in schönster Blüte stehenden Freundeskreis um Sohm und blieb Meinecke wegen seines unbändigen Erkenntnisthürers in Erinnerung.⁹¹ Mit einer mehr als dreihundert Seiten umfassenden Untersuchung zum „Norddeutschen Handel im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert“ wurde er 1908 von Below promoviert und hatte 1920 das Glück, auf den Basler Lehrstuhl Jacob Burckhardts berufen zu werden.⁹² Mit Willy Andreas (1884-1967) und Alfred von Martin (1882-1979) versuchte Meinecke gegen Ende seiner Freiburger Zeit zwei bereits profilierten Nachwuchswissenschaftlern in Freiburg die Habilitation zu ermöglichen, was aber in beiden Fällen an dem ebenso hartnäckigen wie rätselhaften Widerstand Finkes scheiterte. Trotz seiner eigenen starken Stellung wagte er es nicht, sich über das Veto des Kollegen hinwegzusetzen. Aufgrund seiner vielfältigen Beziehungen fand Meinecke aber auch in diesen Fällen einen Ausweg: Andreas konnte 1912 seine im Auftrag der Badischen Historischen Kommission verfasste und von Meinecke als dem zuständigen Berichterstatter betreute Darstellung zur „Verwaltungsorganisation und Verfassung Badens“ in Marburg als Habilitation einreichen.⁹³ 1916 bereits o. Professor in Rostock, wirkte er ab 1923 in Heidelberg und trat 1932 durch eine Politik, Wirtschaft und Kultur gleichermaßen erfassende Gesamtdarstellung „Deutschland vor der Reformation“ hervor.⁹⁴ Martin, der bei Finke über den Humanisten und Kanzler der Republik Florenz, Coluccio Salutati, geforscht hatte,⁹⁵ aber von seinem Lehrer plötzlich fallen gelassen worden war, erhielt durch den ihm bereits seit einem Burckhardt-Seminar (1906) näher bekannten Meinecke Empfehlungsschreiben, sodass er sich 1915 in Frankfurt habilitieren konnte.⁹⁶ Die sofortige Veröffentlichung einer erweiterten Salutati-Studie ermöglichte Meinecke durch die Aufnahme des Werkes in die von ihm herausgegebene „Historische Bibliothek“.⁹⁷ Martin, der im Verlauf seines Lebens grundlegende Werke zur histori-

⁹⁰ HERZFELD (wie Anm. 37), S. 98.

⁹¹ Über ihn Kaehler an Johannes Kramer, 30. August 1910, in: KAEHLER (wie Anm. 42), S. 125f. sowie MEINECKE (wie Anm. 4), S. 196.

⁹² Vgl. EDUARD VISCHER: Hermann Bächtold. Gesammelte Schriften, Aarau 1939; MAX AMMANN: Die ‚Evangelische Politik‘ des Basler Historikers Hermann Bächtold, Zürich 1954; Hermann Bächtold, Emil Dürr und der Historische Zirkel Basel – eine Gedenkschrift, hg. von ANDREAS AMIET, Basel 1984.

⁹³ Darüber hat Andreas selbst anschaulich berichtet in: WILLY ANDREAS: Lehrjahre eines jungen Historikers in Karlsruhe (1908-1912). Erinnerungen von Willy Andreas, in: Badische Heimat 33 (1953), S. 7-19.

⁹⁴ WILLY ANDREAS: Deutschland vor der Reformation, Stuttgart 1932. Zuletzt erschien 1972 eine 7. Auflage.

⁹⁵ ALFRED VON MARTIN: Coluccio Salutati's Traktat „Vom Tyrannen“: eine kulturgeschichtliche Untersuchung nebst Textedition, Freiburg 1913.

⁹⁶ Meinecke an Walter Goetz, 12. März 1914, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 188f.

⁹⁷ ALFRED VON MARTIN: Mittelalterliche Welt- und Lebensanschauung im Spiegel der Schriften Coluccio Salutatis, München 1913.

schen Soziologie verfassen sollte und schon vor 1933 Gegner des Nationalsozialismus war, dankte Meinecke durch einen Beitrag zu dessen Festschrift zum 60. Geburtstag (1922) und blieb mit ihm besonders in seiner Eigenschaft als Burckhardt-Forscher dauerhaft verbunden.⁹⁸

Eine Rückschau auf den Freiburger Kreis der Meinecke-Schüler wäre unvollständig, wenn dabei nicht auch an zwei „Ehemalige“ erinnert würde, die fast gleichzeitig mit Meinecke nach Berlin übersiedelten, dort wieder mit ihrem alten Lehrer verkehrten bis sie schließlich dem Terror des NS-Regimes zum Opfer fielen. Die Studienrätin Lisa Eppenstein (1887-1942/Promotion 1913)⁹⁹ stammte aus einer hoch angesehenen jüdischen Kaufmannsfamilie aus Breslau, die ihren alten Glauben aber nicht mehr praktizierte und stolz auf ihre preußische Staatsbürgerschaft war (Abb. 7). Im Ersten Weltkrieg konvertierte Eppenstein, die wie ihre fünf Geschwister christliche Schulen besucht hatte, zum Protestantismus. In der Zeit des Nationalsozialismus weigerte sich die glühende Patriotin kategorisch, eine Auswanderung in Betracht zu ziehen. Als im Oktober 1941 die ersten großen Deportationen von Berliner Juden stattfanden, suchte sie Schutz bei den Familien ihrer in Jena lebenden Geschwister. Trotz aller Bemühungen ein Bleiberecht zu erhalten, wurde sie am 9. Mai 1942 in das Ghetto Belzyce bei Lublin deportiert, wo sie schließlich im Oktober 1942 umgebracht worden ist. Unmittelbar vor ihrem Weggang aus Berlin hatte ihr Meinecke seine gerade fertiggestellten Jugenderinnerungen mit einer persönlichen Widmung übersandt. Unter den wenigen Habseligkeiten, die sie nach Belzyce mitbringen durfte, befand sich neben Familienfotos auch ihre Freiburger Doktorurkunde – ein deutlicher Hinweis, wie sehr sie die Erinnerung an die glückliche Freiburger Studienzeit festhalten wollte. Ein Schwager Lisa Eppensteins, der Jenaer Arzt Ernst Wandersleb, informierte Meinecke im Mai 1946 in einem erschütternden Brief über das Schicksal seiner einstigen Schülerin und dankte ihm für sein *freundschaftliches Wohlwollen bis zuletzt*.¹⁰⁰



Abb. 7

Die Freiburger Meinecke-Schülerin Lisa Eppenstein (1887-1942): Studienrätin für Geschichte und Erdkunde an der Fürstin-Bismarck-Schule in Berlin. Im Mai 1942 als „nichtarische“ Christin in den Distrikt Lublin/Ostpolen deportiert und dort Mitte Oktober ermordet (Sammlung Meinecke).

⁹⁸ ALFRED VON MARTIN: Weltanschauliche Motive im altkonservativen Denken, in: Deutscher Staat (wie Anm. 62), S. 342-384; von Martin an Meinecke, 16. Juni 1949, in: GStAPK Berlin-Dahlem, NL Meinecke, Nr. 26.

⁹⁹ Ausführlicher STEFAN MEINEKE: Lisa Eppenstein, in: Jüdische Lebenswege in Jena. Erinnerungen, Fragmente, Spuren, hg. vom Stadtarchiv Jena in Zusammenarbeit mit dem Jenaer Arbeitskreis Judentum, Jena 2015, S. 223-230.

¹⁰⁰ Ernst Wandersleb an Meinecke, 29. Mai 1946, in: GStAPK Berlin-Dahlem, NL Meinecke, Nr. 51



Abb. 8

Der Freiburger Meinecke-Schüler Lothar Erdmann (1888-1939): Offizier im Ersten Weltkrieg, Vordenker der Gewerkschaftsbewegung und Opfer des Nationalsozialismus. Hier im Jahr 1917 zusammen mit seiner Frau Elisabeth, der Witwe des Malers August Macke (Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn).

Besonders verbunden fühlte sich Meinecke auch dem sensiblen, umfassend gebildeten Philosophensohn Lothar Erdmann (1888-1939), der *trotz Begabung und Fleiß* vom Studium unbefriedigt blieb und nie ein Examen ablegte (Abb. 8).¹⁰¹ In Freiburg hatte Erdmann nur das Wintersemester 1908/09 verbracht. Trotzdem fand er in dieser Zeit sofort Anschluss an den Kreis um Sohm und hinterließ auch auf Meinecke einen bleibenden Eindruck. Nach dem Kriegsdienst trat Erdmann der SPD bei und leitete bis 1933 die von ihm gegründete wissenschaftliche Zeitschrift der Freien Gewerkschaften „Die Arbeit“. Mit Zerschlagung der Gewerkschaften verlor auch er seine Stellung und musste sich fortan als freier Schriftsteller mühsam über Wasser halten. Ab 1935 begann er sich sporadisch wieder mit Meinecke zu treffen, wobei auf den gemeinsamen Spaziergängen aktuelle Zeitereignisse ebenso wie Weltanschauungsfragen besprochen wurden. Kurz nach Kriegsausbruch wurde Erdmann ohne besonderen Grund verhaftet und in das KZ Sachsenhausen eingeliefert. Dort starb er nach wenigen Tagen in Folge von schweren Misshandlungen durch das Wachpersonal. Meinecke nahm am 21. September 1939 an der Beerdigung seines einstigen Schülers teil und hatte einige Abschiedsworte vorbereitet, die er dann aber aufgrund einer Bitte der Witwe Erdmanns, die ihn angesichts der anwesenden Gestapo keiner Gefahr aussetzen wollte, nicht verlas.

Wer die Erinnerungen der Freiburger Meinecke-Schüler zu resümieren versucht, der wird vor allem zwei immer wiederkehrende Aspekte betonen: Erstens begeisterten sich die Schüler Meineckes vor allem an der Form seiner Geschichtsbetrachtung, die als neu und faszinierend

¹⁰¹ Zu ihm vgl. MEINECKE (wie Anm. 4), S. 197, sowie umfassend ILSE FISCHER: *Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888-1939)*. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern, Bonn 2004.

empfundene wurde. Wie die geradezu überschwänglichen Kommentare (u.a. Kaehler 1907¹⁰², 1909¹⁰³, Herzfeld 1911 s.o.) zu Meineckes Vorlesungen zeigen, bestand ein weitverbreitetes Bedürfnis nach Überwindung der in positivistischer Faktengläubigkeit erstarrten klassischen Politikgeschichte – Meineckes Ideengeschichte bot in dieser Zeit eine ästhetisch wie intellektuell überlegene Alternative und zog daher gerade philosophisch vorgebildete, für eine spätere wissenschaftliche Karriere besonders geeignete Studenten magisch an. Trotz dieses Zuspruchs verzichtete Meinecke aber darauf, eine wissenschaftliche Schule zu begründen.¹⁰⁴ Dabei wäre es im Grunde verständlich gewesen, wenn er als Erneuerer der Geschichtswissenschaft den Ehrgeiz entwickelt hätte, die von ihm betriebene Ideengeschichte mit der Hilfe treuer Schüler weiter zu verbreiten und in Freiburg eine – wie es im Fachjargon in solchen Fällen despektierlich hieß – *Privatdozentenzucht* aufzuziehen. Meinecke lag es aber fern, seinen Schülern in thematischer, methodischer oder gar politischer Hinsicht verpflichtende Vorgaben zu machen. Auch reklamierte er im Methodenstreit der Historiker für „seine“ Ideengeschichte keinen besonderen Führungsanspruch.¹⁰⁵ Wenn er die letzte Semestersitzung seiner Seminare gewöhnlich dazu nutzte, über *den geistigen Verkehr zwischen Studierenden und Lehrenden* zu reflektieren und *mit einigen Worten des persönlichen Bekenntnisses zu dem menschlichen Sinn des Geschichtsstudiums* abschloss, dann zeigt dies bereits, wie fern es ihm lag, seine Schüler zu Parteigängern einer bestimmten wissenschaftlichen Richtung zu degradieren.¹⁰⁶ Im Gegenteil: Als die nach 1900 als Vorbild der eigenen Moderne zunehmend geschätzte Renaissance auch die historische Phantasie seiner Freiburger Schüler zu entflammen begann, folgte er dem an ihn herangetragenen Wunsch und bot auch über diese Epoche Seminare an.¹⁰⁷ Gemäß seinem pluralistischen Wissenschaftsverständnis strebte Meinecke danach, seinen Schülern eine feste methodische Schulung als Grundlage zu geben, gewährte aber ansonsten die größtmögliche Freiheit bei der Entfaltung der individuellen Interessen und Begabungen. Man könnte es auch so ausdrücken: Gerade weil Meinecke keine Schule gründen wollte, waren seine Schüler überdurchschnittlich erfolgreich.

Zweitens besaß Meinecke in hohem Maße pädagogische Fähigkeiten und verband in seltener Weise intellektuelle Brillanz mit eindrucksvoller Menschlichkeit. In einer Zeit, in der sich Studenten gewöhnlich mit „Sie“ anredeten und im Hörsaal gedruckte Visitenkarten austauschten, ließ Meinecke in ganz außergewöhnlichem Maße persönliche Nähe zu und kümmerte sich fürsorglich um seine Schützlinge. So führte er mit jedem Studenten, der an einem seiner Seminar teilnehmen wollte, ein persönliches Zulassungsgespräch durch, in dem er sich genau über den bisherigen Werdegang des Kandidaten berichten ließ. Lag ein entsprechender Anlass vor,

¹⁰² Kaehler an seinen Vater, 8. August 1907, in: KAEHLER (wie Anm. 42), S. 103: *Das Colleg war ein Erlebnis, nachhaltiger in seiner Wirkung als eine Alpentour [...]. Ganz neue Wege sind mir da gewiesen worden [...].*

¹⁰³ Kaehler an seine Eltern, 10. Mai 1909, in: KAEHLER (wie Anm. 42), S. 115f.: *Ich kann noch keinen Begriff von dieser Stunde geben; sie war als Vorlesung vollendet. Kein Wort zu viel, keines ohne Anschauung, keines, das entbehrt werden konnte, und nicht von Satz zu Satz, von Wort zu Wort der Strom der Anschaulichkeit steigend und fortreibend; [...] durchleuchtet von der feinen Ehrfurcht und wägenden Scheu des Universalhistorikers [...].*

¹⁰⁴ So schon Rothfels in seiner Freiburger Abschiedsrede vom Juli 1914 (wie Anm. 87), S. 124.

¹⁰⁵ Auch bei seiner Redaktionsführung der HZ, die er gerade nicht zum Sprachrohr bestimmter Schulen machen wollte, kam dies zum Ausdruck. Vgl. RITTER (wie Anm. 11), S. 24-52, bes. S. 36f.

¹⁰⁶ Lebensstationen Friedrich Meineckes, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 60, und HERZFELD (wie Anm. 37), S. 101.

¹⁰⁷ Meinecke an Walter Goetz, 6. Juni 1909 und 25. November 1909, beide in: MEINECKE (wie Anm. 1), S. 31-33.

dann war sich Meinecke auch nicht zu schade, mit den Eltern seiner Studenten Kontakt aufzunehmen.¹⁰⁸ Weit mehr als dies heute üblich ist, war Meinecke auch außerhalb der Universität für seine Studenten greifbar. Dabei zeigte sich seine „ganz ungewöhnliche Gabe für die Freundschaft“.¹⁰⁹ Im und nach dem Semester folgten Einladungen aller Seminarteilnehmer zur Bowle in seinem Haus.¹¹⁰ Musikbegeisterte Schüler wie Johann F. Hoff und dessen Freundin Herma Becker begrüßte Meinecke zu Hauskonzerten.¹¹¹ Zu Beginn der Sommerferien organisierte der begeisterte Bergsteiger ausgedehnte Wanderausflüge seines Seminars. Der Haldenhof auf dem Schauinsland und der „Goldene Rabe“ über Furtwangen – beide heute noch existent – waren Lieblingsziele von ihm.¹¹² Im Juli 1912 durchwanderte er zusammen mit seinen Studenten das wildromantische Obere Donautal von Beuron nach Sigmaringen.¹¹³ Die Begegnung mit Land und Leuten des katholischen Südwestens wirkte auf die ganz überwiegend aus dem wohlhabenden Bürgertum der aufstrebenden Großstädte des Nordens stammenden Meinecke-Schüler wie die Entdeckung einer fremden Welt. In Freiburg war (fast) alles anders: Die Stadt und ihre österreichische Vergangenheit, die im katholischen Glauben tief verwurzelte Bevölkerung, das Land mit den Rebhängen und Schwarzwaldbergen am Horizont, das milde Klima, die liberale Landes(-Politik). Solche Andersartigkeit machte empfänglich für die Schönheit des Ortes: *Das Land wie [ein Gemälde von] Thoma – voll Sonne und Glockenklang*, so fasste der Hörer Meineckes und spätere Potsdamer Reichsarchivrat Hans Thimme (1889-1945) seine Eindrücke von einem Ausflug zum Kaiserstuhl zusammen.¹¹⁴ Wer an den unterkühlten Charme norddeutsch-protestantischer Umgangsformen gewohnt war, zeigte sich entzückt über die unverfälschte *Liebenswürdigkeit* der einheimischen Bevölkerung.¹¹⁵ Der Wechsel nach Freiburg, in *die schönste Stadt des Südens*,¹¹⁶ kam insofern auch einem Akt der Befreiung gleich: Denn ein Stück weit losgelöst von den alten Bindungen gewann man in der neuen Heimat *eine köstliche Freiheit gegenüber Menschen und Dingen* [...].¹¹⁷

Bei den vielen Aktivitäten, die Meinecke auch abseits der Hörsäle mit seinen Studenten durchführte, wurde er tatkräftig durch seine für ihre menschliche Wärme hochgeschätzte Frau unterstützt.¹¹⁸ Als „Ehregast“ schmückte Antonie Meinecke studentische Fastnachtssitzungen¹¹⁹ und besuchte die von Studentinnen ihres Mannes in staunenswerter Eigeninitiative zuerst angemietete, dann in den Jahren 1912/13 am Silberberg bei Hinterzarten nur mit Spendengel-

¹⁰⁸ Vgl. nur Meinecke an Martin Kaehler sen., 26. November 1908, und an Johann F. Hoff sen., 24. Dezember 1909, beide in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 157f. und 161.

¹⁰⁹ So treffend RITTER (wie Anm. 89), S. 28.

¹¹⁰ Kaehler an seinen Vater, 8. August 1907, in: KAEHLER (wie Anm. 42), S. 104.

¹¹¹ Meinecke an Johann Friedrich Hoff jun., 22. Mai 1909, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 158.

¹¹² Fremdenbücher des Haldenhofes aus den Jahren 1906 bis 1914. Den „Goldenen Raben“ hatte er im August 1904 auf einer mehrtägigen Schwarzwaldwanderung zusammen mit seinem Straßburger Kollegen und Freund Harry Bresslau erstmals kennen gelernt und zeigte sich begeistert über dessen Lage in schönster Waldeinsamkeit. Vgl. Lebensstationen, in: MEINECKE (wie Anm. 11), S. 59.

¹¹³ MEINECKE (wie Anm. 4), S. 212.

¹¹⁴ BA Koblenz, NL Hans Thimme, Tagebücher, Bd. 1, S. 10.

¹¹⁵ HERZFELD (wie Anm. 37), S. 87.

¹¹⁶ BA Koblenz, NL Hans Thimme, Tagebücher, 1922 verfasster Überblick zur Zeit bis Anfang 1915, S. 5.

¹¹⁷ ERDMANN (wie Anm. 59), S. 14.

¹¹⁸ Darauf weist mit Recht besonders hin: RITTER (wie Anm. 89), S. 14.

¹¹⁹ Vgl. Kaehler an Johannes Kramer, 18. Februar 1909, in: KAEHLER (wie Anm. 42), S. 113.

dern exklusiv für studierende Frauen errichtete Skihütte.¹²⁰ Die vielen persönlichen Begegnungen schufen Vertrauen und führten dazu, dass sich ein Teil der Studenten auch privat *aufs engste* der Familie anschloss.¹²¹ Dies kam auch bei den lebensgefährlichen Erkrankungen, von denen Meinecke im Winter 1907/08 und seine Frau im Frühjahr 1911 betroffen wurden, zum Ausdruck. Die von den Schülern gezeigte Anteilnahme, die auch praktische Hilfe mit einschloss,¹²² verstärkte den ohnehin vorhandenen Zusammenhalt.

Die universitäre Arbeitsgemeinschaft erweiterte sich so bei Meinecke zumindest ein Stück weit zu einer für ihre Mitglieder unvergesslichen Lebensgemeinschaft. Die in der Freiburger Studienzeit geknüpften Freundschaften erwiesen sich in vielen Fällen als dauerhaft und so verwundert es nicht, dass auf den runden Geburtstagen, die Meinecke ab 1922 (60. Geburtstag) in Berlin zu feiern hatte, immer eine bedeutende Anzahl alter Freiburger Schüler anzutreffen war. Selbst unter dem Druck des Nationalsozialismus blieben die alten Verbindungen weitgehend intakt, auch wenn es für Ämter und Würden jagende Professoren sicherlich kein Vorteil war, allzu sehr Meineckes Nähe zu suchen. Diejenigen Freiburger Meinecke-Schüler aber, die das Dritte Reich in der Emigration überstanden, erneuerten nach 1945 ihre alten Kontakte erstaunlich schnell.¹²³

Epilog

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.
(Jean Paul)

Als im Sommer 1933 ein von den Zeitereignissen zutiefst deprimierter Meinecke nach vielen Jahren erneut das abseits gelegene, von tiefen Wäldern umgebene Höhen- und Wanderhotel „Goldener Rabe“ bei Furtwangen zur Erholung aufsuchte, da dachte er mit leiser Wehmut an seine erste Begegnung mit Freiburg und dem Schwarzwald zurück. Denn in der nun anbrechenden Finsternis des Dritten Reiches leuchtete für ihn das ferne Glück der Freiburger Jahre strahlender als je zuvor und ließ ihn für eine Weile die trostlose Gegenwart vergessen. Die Stimmung jener Augusttage spiegelt sich auch in dem Gedicht, mit dem Meinecke von seinem Sehnsuchtsort Abschied nahm, wider.

¹²⁰ Vgl. Gästebücher der Hüttenzunft, Bd. 1, Eintrag vom 16.10.1910, Privatbesitz der „Hüttenzunft“. Ich danke Christine Hunkler für Auskünfte zur noch heute bestehenden Gemeinschaft der „Hüttenzunft“. Vgl. auch JOHANNA KOHLUND: Die Hüttengeschichte, masch., Freiburg 1950.

¹²¹ MEINECKE (wie Anm. 4), S. 198.

¹²² Der Meinecke erst seit zwei Semestern bekannte Kaehler unternahm im Frühjahr 1908 tagtäglich einen Erholungsspaziergang mit dem langsam Genesenden. Erwähnt bei Meinecke an Kaehler, Mai 1950, in: MEINECKE (wie Anm. 1), S. 558.

¹²³ Von den Freiburger Meinecke-Schülern emigrierten neben dem erwähnten Hans Rothfels auch Hans Fraenkel (1888-1971) und Johanna Philippson (1887-1986). Rothfels und Fraenkel suchten Meinecke nach Kriegsende in Berlin persönlich auf. Die von Ritter zusätzlich genannte Kölner Mediävistin Helene Wieruszowski (1893-1978) studierte in Freiburg lediglich zwei Semester (1913/14) bei Meinecke, trat ihm aber seit 1926 wieder näher, da sie nun als Bibliothekarin in Berlin tätig war und mit seiner Unterstützung Habilitationspläne verfolgte. Auch sie meldete sich nach dem Krieg wieder bei ihm. Vgl. RITTER (wie Anm. 89), S. 66-69 (Kurzportrait) sowie MEINECKE (wie Anm. 87), S. 298-306 (Briefe). Ich danke Prof. Fraenkel (Bozen) für Auskünfte zur Lebensgeschichte seines Vaters.



Abb. 9 1933 Erinnerungs- und Zufluchtsort zugleich: Das Landgasthaus „Goldener Rabe“ bei Furtwangen. Große Teile des Gebäudes repräsentieren noch heute den Charme des Jahres 1929 – damals wurde das Haus nach einem großen Brand grundlegend saniert (Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz).

Auf dem Goldenen Raben, 8. August 1933

*Auf grünem Grate ruht genau
Des Himmels reines, eis'ges Blau
Und wenn Du's wagst
könnt dies gelingen
sofort zum Himmel einzuspringen
Du wagst es nicht –
Du bleibst am Abhang liegen
Du siehst die Gräser sich im Winde biegen
Du träumst, vergisst die ganze böse Welt
geborgen unterm blauen Himmelszelt.¹²⁴*

¹²⁴ GStAPK Berlin-Dahlem, NL Meinecke, Nr. 184.

Die Wohnversorgung älterer Hilfsbedürftiger in Freiburg zwischen 1955 und 1975

Von
DOROTHEE LÜRBKE

Über Jahrhunderte, spätestens seit der frühen Neuzeit, gab es nach allgemeiner Auffassung zwei Gruppen von hilfsbedürftigen Menschen. Auf der einen Seite standen die ‚unwürdigen‘ Armen: Sie konnten theoretisch arbeiten, taten dies aber nicht, was ihnen den Vorwurf der Faulheit und Arbeitsscheu einbrachte. Hilfsleistungen wurden ihnen daher in der Regel verwehrt. Auf der anderen Seite befanden sich die ‚würdigen‘ Armen, die unfähig waren, ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten. Diese Menschen, die aus Sicht ihrer Zeitgenossen unverschuldet in Not geraten waren, bekamen Mitleid und Unterstützung.¹

Zu der ‚würdigen‘ Gruppe der Hilfsbedürftigen zählten klassischerweise auch ältere Menschen, die aufgrund altersbedingter Probleme nicht mehr arbeiten konnten.² Es erscheint daher interessant zu untersuchen, was für diese Menschen getan wurde, um ihre Not zu lindern. In meiner Dissertation zur Armutspolitik dreier deutscher Städte (Castrop-Rauxel, Freiburg und Schwerin) im ‚Wirtschaftswunder‘³ habe ich mich unter anderem damit befasst, welche Maßnahmen Behörden und Wohlfahrtsorganisationen in den ersten drei Jahrzehnten nach 1945 in Freiburg ergriffen, um hilfsbedürftige ältere Menschen zu versorgen.

Im Folgenden fasse ich meine Ergebnisse zur Altenhilfe in Freiburg zusammen, genauer: zur Frage der Unterbringung älterer Menschen in den Jahren 1955 bis 1975. Freiburg nahm dabei bundesweit eine Vorreiterrolle ein: Zwar verzögerten gewisse Faktoren bisweilen den Aufbau von Einrichtungen für hilfsbedürftige ältere Menschen. In der Tendenz jedoch entstanden in sehr kurzer Zeit sehr viele Heime und Wohnungen für ältere Bürger, darunter auch neue Wohnformen, die in anderen Städten viel später Einzug hielten. Das zeigt ein Vergleich mit der Ruhrgebietsstadt Castrop-Rauxel, die als Nachzügler gegenüber Freiburg zu bewerten ist. Zum Abschluss verrät ein kurzer Blick auf die Freiburger ‚Zigeuner‘⁴, wie unterschiedlich für ‚würdig‘ befundene und als ‚unwürdig‘ verachtete Hilfsbedürftige in Freiburg bis weit in die Nachkriegszeit hinein behandelt wurden.

¹ Vgl. KATRIN MARX-JASKULSKI: Armut und Fürsorge auf dem Land. Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933 (Moderne Zeit 16), Göttingen 2008, S. 24f. und 384; vgl. GERHARD SCHÄFER: Geschichte der Armut im abendländischen Kulturkreis, in: Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung, hg. von ERNST-ULRICH HUSTER u.a., Wiesbaden 2008, S. 221-242, hier S. 229.

² Vgl. BIRGIT BAUMGARTL: Altersbilder und Altenhilfe. Zum Wandel der Leitbilder von Altenhilfe seit 1950, Opladen 1997, S. 63; vgl. MARX-JASKULSKI (wie Anm. 1), S. 313.

³ DOROTHEE LÜRBKE: Armut und Armutspolitik in der Stadt. Castrop-Rauxel, Freiburg und Schwerin im innerdeutschen Vergleich, 1955 bis 1975, Dissertation, Freiburg 2014 (Onlineveröffentlichung in FreiDok der Universitätsbibliothek Freiburg 2015).

⁴ Die Bezeichnung ‚Zigeuner‘ entstammt den Quellen. Der neue Begriff ‚Sinti‘ fand erst nach Ende des Untersuchungszeitraums, seit den späten 1970er-Jahren, Verbreitung (vgl. GILAD MARGALIT: Die Nachkriegsdeutschen und ‚ihre Zigeuner‘. Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz, Berlin 2001, S. 12). Da die Bezeichnung heute als diskriminierend gilt, wird sie im Folgenden stets in einfache Anführungszeichen gesetzt.

Die Rahmenbedingungen

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es in Freiburg, bedingt durch die Zerstörungen des Krieges, kaum Möglichkeiten, hilfsbedürftigen älteren Menschen ein Dach über dem Kopf zu bieten. Ein rascher Ausgleich der Verluste war jedoch durch die besondere Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur Freiburgs erschwert. Als administratives, kulturelles und akademisches Zentrum war Freiburg schon früh durch den Dienstleistungssektor geprägt. Das Fehlen größerer Industriebetriebe ging mit niedrigen Einnahmen aus Gewerbe- und Grundsteuern einher, was Probleme für den städtischen Haushalt mit sich brachte: Sowohl 1955 und 1975 erwirtschaftete die Stadt ein Defizit, und in den Jahren dazwischen verdoppelte sich die Pro-Kopf-Verschuldung inflationsbereinigt auf zuletzt 1.400 DM 1975.⁵

Zugleich machte der geringe Industrialisierungsgrad, verbunden mit Landschaft, Klima und Kulturangebot, die Stadt attraktiv für Auswärtige. Freiburg verzeichnete dank einer der höchsten Zuwanderungsraten in der Bundesrepublik ein stetes Wachstum von 130.000 Einwohnern 1955 auf 180.000 Einwohner 20 Jahre später. Das Wachstum war in diesen Jahren aber eher Last als Anlass zur Freude. Denn nur zwei Fünftel der Einwohner waren erwerbstätig. Die Mehrheit der Einwohner lebte von Transferleistungen. Unter anderem war der Anteil der über 65-Jährigen in Freiburg bis Ende der 1960er-Jahre durchgehend höher als im Bundesdurchschnitt. Dazu kamen zahlreiche Studierende.⁶

In Freiburg standen also relativ wenige Menschen als Arbeitskräfte für eine ohnehin kleine Zahl an steuerzahlenden Betrieben zur Verfügung, während immer mehr Einwohner soziale und dabei auch städtische Leistungen beanspruchten. Beispielhaft zeigen sich die Auswirkungen dieser Konstellation auf dem Wohnungsmarkt, der lange Zeit überlastet war. Erst 1967/68 konnte die Wohnraumzwangsbewirtschaftung aufgehoben werden, die wegen der Wohnungsknappheit nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt worden war.⁷

Neben diesen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren beeinflussten die gesetzlichen Rahmenbedingungen die Suche nach Antworten auf die Frage, wie ältere Hilfsbedürftige mit Wohnraum versorgt werden konnten. Von Land und Bund gab es dabei lange Zeit keine klaren Vorgaben zur Unterbringung älterer Menschen. Die Fürsorgegesetze schrieben den Städten vor, dafür zu sorgen, dass ausreichend soziale Einrichtungen vorhanden waren – in welcher Form, blieb offen. Erst 1967 wurde in der Bundesrepublik die Aufsicht über gewerblich geführte Altenheime eingeführt, die rechtlichen Grundlagen für alle Altenheime, also auch für die Einrichtungen gemeinnütziger Träger, folgten sieben Jahre später.⁸

Dass den Kommunen bei der Wohnversorgung älterer Menschen weitgehend freie Hand gelassen wurde, lag am Subsidiaritätsprinzip, einem zentralen Element der westdeutschen Für-

⁵ Vortragsentwurf „Fünf Jahre Ratsarbeit“ vom 26.9.1953, Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C5/649; Badische Zeitung, 5.12.1975; vgl. BENNO HEINRICHSMEIER: Sozialräumliche Differenzierung in Freiburg im Breisgau. Eine faktorialökologische Untersuchung von Stadtstrukturen, ihrer Veränderung zwischen 1970 und 1980 und ihrer Bedeutung für die Wohnzufriedenheit, Freiburg 1987, S. 102f. und 106.

⁶ Badische Zeitung, 31.10.1956, 4.6.1957, 19.2.1964 und 24.1.1973; vgl. HEINRICHSMEIER (wie Anm. 5), S. 103f. und 106.

⁷ Vgl. JÖRG ECHTERNKAMP: Die Bundesrepublik Deutschland 1945/49-1969 (Seminarbuch Geschichte), Paderborn 2013, S. 35f.; vgl. HEINRICHSMEIER (wie Anm. 5), S. 110; vgl. ROBERT NEISEN: Und wir leben immer noch! Eine Chronik der Freiburger Nachkriegsnot, Freiburg 2004, S. 236f.

⁸ Vgl. KATHRIN SCHNEIDERS: Vom Altenheim zum Seniorenservice. Institutioneller Wandel und Akteurkonstellationen im sozialen Dienstleistungssektor (Wirtschafts- und Sozialpolitik 3), Baden-Baden 2010, S. 100; siehe §93 (1) des Bundessozialhilfegesetzes in der Fassung vom 30. Juni 1961.

sorge. Demnach sollten sich Menschen in erster Linie selbst helfen. Waren sie dazu nicht in der Lage, sollte die nächsthöhere Ebene eingreifen. Bund und Länder hielten sich daher in sozialen Fragen zurück, zugunsten der kommunalen Selbstverwaltung.⁹

Mit Blick auf Altenheime und -wohnungen bedeutete das in der Praxis, dass Organisationen der freien Wohlfahrtspflege – in Freiburg vor allem die katholische Caritas – Vorrang vor städtischen Behörden hatten. Die Kommune, so die gängige Einstellung, solle die Angebote über entsprechende Beschlüsse des Gemeinderates nur mitfinanzieren, sie aber nicht selbst verwirklichen und durchführen. Letzteres sei nämlich insbesondere Aufgabe der freien Wohlfahrtsverbände. Wollte die Stadt Freiburg also Wohnraum für ältere Menschen schaffen, führte kein Weg an den gemeinnützigen Wohlfahrtsorganisationen vor Ort vorbei.¹⁰

Insgesamt ergab sich folgendes Problem: Einerseits steigerten Kriegszerstörungen und die überdurchschnittlich hohe Zahl an älteren Menschen den Bedarf an Wohnraum und Pflegeeinrichtungen in Freiburg. Diesen Bedarf zu erfüllen, war andererseits aber erschwert durch die ungünstige Wirtschaftsstruktur, die mit einer tendenziell schwierigen Haushaltslage der Stadt einherging, außerdem durch den überlasteten Wohnungsmarkt und die im Gesetz niedergeschriebene Abhängigkeit der Stadtverwaltung von freien Trägern.

Vor diesem Hintergrund ist es umso bemerkenswerter, dass Freiburg schon Ende der 1960er-Jahre vermelden konnte, dass die Stadt unter anderem den Bedarf an Altenheimbetten mehr als erfüllte und so die Empfehlungen nationaler Organisationen übertraf.¹¹ Diese Entwicklung hatte ihre Wurzeln in zwei wichtigen Faktoren: kulturellen Ansichten sowie dem Engagement bedeutsamer Personen. An erster Stelle ist hier der langjährige Leiter des Freiburger Wohlfahrts- bzw. Sozialamtes¹², Franz Flamm, zu nennen (Abb. 1). Flamm gehörte verschiedenen Gremien auf Landes- und Bundesebene an, beispielsweise dem Altenhilfe-Fachausschuss des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. Außerdem befasste er sich in zahlreichen Fachartikeln und anderen Publikationen mit dem deutschen Sozialwesen und der Altenhilfe.¹³

Flamm war somit ein Experte auf diesem Gebiet, der durch seine Gremienarbeit und das daraus entstandene bundesweite Netzwerk stets die neuesten Entwicklungen in der Altenhilfe mitverfolgen und für seine Arbeit vor Ort in Freiburg verwerten konnte. Zwar waren ihm, wie oben beschrieben, wegen des Subsidiaritätsprinzips oft die Hände gebunden, doch gelang es ihm immer wieder, das Thema in der Öffentlichkeit zu platzieren: sei es über Äußerungen in den örtlichen Medien, sei es über den Wohlfahrts- bzw. Sozialausschuss des Freiburger Ge-

⁹ Vgl. SCHÄFER (wie Anm. 1), S. 235; vgl. SCHNEIDERS (wie Anm. 8), S. 19 und 46.

¹⁰ Siehe z.B. Niederschrift über die Sitzung des Wohlfahrtsausschusses der südbadischen Städte, 9.5.1957, Staatsarchiv Freiburg (StAF), F 30/5-783; Schreiben des Sozialamts, 22.5.1969, Sozialamt Freiburg, AZ 414-933.

¹¹ Altenplan der Stadt Freiburg, 1.4.1969, S. 6f., StadtAF, C5/2495.

¹² Das Freiburger Wohlfahrtsamt wurde im Gefolge des neuen Bundessozialhilfegesetzes 1962 in Sozialamt umbenannt (Schreiben der Direktion des Städtischen Wohlfahrtsamtes, 6.6.1962, StadtAF, D. So. Generalia 12). Im Folgenden wird daher der Begriff ‚Wohlfahrtsamt‘ stets für die Zeit vor 1962 verwendet, der Begriff ‚Sozialamt‘ für die Jahre danach.

¹³ Siehe z.B. Vortragsmanuskript für den Fachausschuss III „Altenpflege und Altersfürsorge“ des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, 16./17.7.1958, StadtAF, C5/2565; FRANZ FLAMM: Sozialwesen und soziale Arbeit in der Bundesrepublik Deutschland (Schriften des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 250), Frankfurt a.M. 31980; vgl. KENAN H. IRMAK: Der Sieche. Alte Menschen und die stationäre Altenhilfe in Deutschland 1924-1961 (Schriftenreihe A: Darstellungen, Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen 20), Essen 2002, S. 91; vgl. NEISEN (wie Anm. 7), S. 22f.



Abb. 1
Dr. Franz Flamm (1905-2003), langjähriger
Leiter des Sozial- und Jugendamts der Stadt
Freiburg (StadtAF, M 75/1 Pos. K. 53).

meinderats.¹⁴ In diesem Ausschuss war Flamm zwar nicht stimmberechtigt, er konnte sich aber regelmäßig mit Vertretern der Wohlfahrtsorganisationen vor Ort austauschen, die zuständig für die konkrete Umsetzung der Altenhilfe waren, unter anderem in Form von Alten- und Pflegeheimen.¹⁵

Flamms Einsatz zugunsten der älteren Freiburger hatte dabei seine Ursache zum einen in der bereits beschriebenen Bevölkerungsentwicklung, also im überdurchschnittlich hohen Anteil älterer Bürger in Freiburg. Zum anderen ließen er und seine Freiburger Mitbürger sich von bestimmten Vorstellungen über das Alter(n) leiten. Ältere Menschen befänden sich, so berichtete Flamm Anfang 1956 in einem Vortrag an der Volkshochschule, in einer *oft verzweifelte[n] seelische[n] Situation*, da sie *infolge der veränderten Familiensituation und der gewandelten wirtschaftlichen Struktur in den meisten Fällen nicht mehr in der Familie geborgen* seien.¹⁶

Flamm bezog sich damit auf das Argument, ältere Menschen litten an Einsamkeit – ein Argument, das unter anderem in Zeitungen und Fachzeitschriften in den 1950er-Jahren weit verbreitet war. Dazu kam besonders in diesem Jahrzehnt die Vorstellung vom unaufhaltsamen geistigen und körperlichen Verfall im Alter. Beide Altersbilder – jenes der Einsamkeit und jenes des Verfalls – waren oft mit der Annahme verknüpft, ältere Menschen seien passiv ihrem Schicksal ergeben. Die Seniorinnen und Senioren seien deshalb dringend auf Hilfe von Dritten angewiesen, und das unabhängig von ihrem Einkommen – eine neue Definition von Hilfsbedürftigkeit, bei der soziale und physische Aspekte die finanzielle Dimension verdrängten.¹⁷

¹⁴ Wie das Wohlfahrtsamt wurde auch der Wohlfahrtsausschuss 1962 umbenannt in Sozialausschuss.

¹⁵ Drucksache Nr. 3 des Oberbürgermeisters zur Neubildung der stadträtlichen Ausschüsse, 4.2.1954, StadtAF, C5/402.

¹⁶ Badische Zeitung, 26.1.1956.

¹⁷ Vgl. BAUMGARTL (wie Anm. 2), S. 104-110; vgl. IRMAK (wie Anm. 13), S. 96, 99 und 102; vgl. SCHNEIDERS (wie Anm. 8), S. 146.

Zugleich forderte Flamm aber schon in den 1950er-Jahren Maßnahmen, um eine größtmögliche Selbstständigkeit der älteren Menschen zu erhalten, und das auch bei Pflegebedürftigen. Ähnlich argumentierten Vertreter der freien Wohlfahrtsverbände in Freiburg. Damit waren Flamm und seine Freiburger Kollegen ihrer Zeit voraus: Erst in den darauffolgenden zwei Jahrzehnten setzte sich diese Ansicht, die älteren Menschen den Anspruch auf eine aktive Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse zugestand, in westdeutschen Fachkreisen und zeitversetzt auch in einer breiteren Öffentlichkeit durch.¹⁸

Flamms Einsatz für ältere Menschen, verbunden mit bestimmten Vorstellungen über das Alter(n), trug dazu bei, dass in Freiburg früh Maßnahmen ergriffen wurden, um Wohnraum für ältere Menschen in Freiburg zu schaffen. Wie sich diese fördernden Faktoren im Zusammenspiel mit den geschilderten sozioökonomischen Herausforderungen auf die Altenhilfemaßnahmen auswirkten, wird im folgenden Abschnitt dargelegt.

Die Maßnahmen: Altenheime, Altenwohnungen und Pflegeheime

Öffentliche und freie Fürsorgeträger in Freiburg befassten sich in der Nachkriegszeit intensiv mit der Frage der Unterbringung älterer Menschen. Die Vertreter der Stadt und der Wohlfahrtsorganisationen gingen davon aus, dass sie für etwa ein Achtel der älteren Bevölkerung besondere Wohnangebote schaffen mussten. Bei der konkreten Ausgestaltung dieser Wohnangebote gehörte Freiburg zur bundesdeutschen Avantgarde: Hier entstanden differenzierte Wohnformen weit früher als in anderen Städten. Diese Entwicklung verlief jedoch nicht immer so, wie es sich die Stadtverwaltung erhoffte.

Beispielhaft zeigt sich das an den Altenheimen. Sie standen als traditionelle Wohnform, deren Wurzeln bis in die Spätantike zurückreichten, in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst im Mittelpunkt. Staatliche Mittel aus Wiederaufbaufonds und ab 1958 auch städtische Zuschüsse ermöglichten es den freien Wohlfahrtsverbänden, durch den Bau neuer Altenheime bis 1960 etliche kriegsbedingte Lücken in Freiburg zu schließen (Abb. 2-4). Danach verlagerte sich, beflügelt durch weitere Fördergelder von Land und Bund, der Schwerpunkt auf die Modernisierung bestehender Bauten. ‚Modern‘ hieß, die älteren Menschen an den neuen demokratischen Werten individueller Freiheit und Selbstbestimmung teilhaben zu lassen, etwa durch die Nähe zum ‚pulsierenden Leben‘ der Innenstädte und Einzelzimmer, die die Bewohner selbst einrichten konnten.¹⁹

Für das Freiburger Wohlfahrtsamt entpuppte sich diese Entwicklung als zweischneidiges Schwert. Denn die freien Träger bauten vor allem ‚gehobene‘ Heime mit Zentralheizung, Aufzügen und fließend Wasser in den Zimmern, die teurer als ‚einfache‘ Heime waren. Ende der 1950er-Jahre beklagte daher Wohlfahrtsamtsleiter Franz Flamm, die Stadt könne aus Kostengründen nur noch im ehemaligen Kartäuserkloster oder außerhalb der Stadt ältere Fürsorgeempfangener unterbringen, da in den übrigen Heimen bevorzugt Selbstzahler den Zuschlag er-

¹⁸ Vortrag von Franz Flamm über die Altersfürsorge, 16./17.7.1958, StadtAF, D. So. Generalia 141; Jahresbericht „Unsere Arbeit 1951/52“ der Arbeiterwohlfahrt, Bezirk Südbaden, StadtAF, C5/2519; siehe z.B. Badische Zeitung, 11.5.1959 und 22.9.1959; vgl. BAUMGARTL (wie Anm. 2), S. 116 und 142.

¹⁹ Broschüre zur Fürsorge in Freiburg zwischen 1948 und 1953, StadtAF, C5/2501; Jahresbericht „Unsere Arbeit 1951/52“ (wie Anm. 18); Rundschreiben des Regierungspräsidiums Südbaden, 20.4.1960, StadtAF, D. So. Generalia 141; Auflistung der Altenheim- und Pflegeheimplätze in Freiburg, 4.2.1965, ebd.; z.B. Badische Zeitung, 29.1.1957, 17.7.1958, 11.5.1959 und 20.7.1961.





Abb. 2-4 In den 1950er-Jahren in Freiburg neu erbaute Alten- und Pflegeheime: Das Vinzentiushaus in der Friedrichstraße, das Evangelische Stift in der Hermannstraße und das Heiliggeiststift in der Deutschordensstraße (StadtAF, M 75/1 Pos. K. 3).

hielten und die Pflegesätze stetig stiegen.²⁰ Die Heimleiter wiesen Flamms Vorwurf zwar von sich, doch steht zu vermuten, dass bei ihnen durchaus Vorbehalte gegen Fürsorgeempfänger bestanden.²¹ Verarmte ältere Menschen mochten als hilfswürdig gelten, allerdings wollte man sie nicht unbedingt in der eigenen Nachbarschaft haben. Als zum Beispiel 1962 ein einfaches Heim an das Heiliggeiststift der Allgemeinen Stiftungsverwaltung angegliedert werden sollte, sprach sich der Direktor der Stiftungsverwaltung dagegen aus, weil er fürchtete, dass dies *den gehobenen Charakter des Stifts stark mindern* würde.²²

Trotzdem lehnte die Stadtverwaltung Angebote privater Gesellschaften oder gar einzelner Personen, älteren Fürsorgeempfängern ein Heim zu bieten, immer wieder ab. Entweder waren die angebotenen Objekte baulich oder aufgrund ihrer Lage ungeeignet, oder die Amtsmitarbei-

²⁰ Rundschreiben der Liga der freien Wohlfahrtspflege, Arbeitsgemeinschaft Südbaden, 27.4.1955, StAF, F 30/5-825; Schreiben des Wohlfahrtsamts, 23.5.1957, Sozialamt Freiburg, AZ 414-933; Badische Zeitung, 16.4.1964; vgl. ECHTERNKAMP (wie Anm. 7), S. 226-228.

²¹ Entwurf zur Niederschrift über eine Besprechung mit den Heimleitern, 24.12.1957, StadtAF, D. So. Generalia 141; Schreiben des Fürsorgeamts, 2.10.1961, ebd.

²² Stellungnahme der Stiftungsverwaltung, 25.7.1962, ebd.

ter zweifelten an der Kompetenz der Betreiber, oder die Kosten waren noch höher als in den gehobenen Heimen der Wohlfahrtsverbände. Kritik dieser Art an privaten Heimträgern war in den 1960er-Jahren in der Bundesrepublik weit verbreitet.²³

Stattdessen setzte das Sozialamt einzig auf die gemeinnützigen Träger, um den Mangel an Altenheimbetten zu beheben. Zu diesem Zweck versuchte die Stadt, über die Finanzierung Einfluss auf die Heimträger zu nehmen. Mehrfach entschied der Freiburger Gemeinderat, die städtischen Zuschüsse an Bedingungen zu knüpfen: 1958, dass die geförderten Betten überwiegend Hilfsbedürftigen zugutekommen sollten, 1966, dass die Förderung außerdem nur Freiburger Bürgern nutzen sollte. Die Verwaltung hatte jedoch keine Handhabe, um die Heimträger zur Einhaltung dieser Vorgabe zu zwingen. Die Folge waren die genannten Probleme, hilfsbedürftige ältere Menschen mit einem Heimplatz in der Stadt zu versorgen.²⁴

Die Stadt sah aber davon ab, den Druck auf die Heimträger zu erhöhen. Denn ihr Interesse an klassischen Altenheimen begann ohnehin Mitte der 1960er-Jahre zu schwinden. 1965 stellte das Sozialamt fest, dass diese Einrichtungen nicht mehr zeitgemäß seien. Ein Beitrag in der „Badischen Zeitung“ 1973 drückte dieses Unbehagen noch drastischer aus: Das Altenheim sei demnach „Symbol der unfreiwillig gewählten Endstation jenseits der Welt der anderen, der jüngeren [sic!]“. Die gesamtgesellschaftlichen Diskussionen der 1960er-Jahre über den Umgang mit sozialen ‚Randgruppen‘ hinterließen ihre Spuren: Ältere Menschen sollten möglichst nicht mehr in besonderen Heimen, sondern mitten unter ihren Mitbürgern leben.²⁵

Die Unterkunftsform, die diesem Wunsch am ehesten entsprach, war jene der Altenwohnungen. Freiburg war dabei eine der wenigen deutschen Städte, die nach dem Zweiten Weltkrieg bereits einen Altbestand an Altenwohnungen aufweisen konnten. Die meisten anderen deutschen Städte begannen dagegen erst in den 1960er- und 1970er-Jahren, verstärkt Altenwohnungen einzurichten. Auch Bund und Länder intensivierten erst in diesen Jahren ihre Zuschüsse und Darlehen und erließen Förderrichtlinien, die um 1970 mehrfach überarbeitet und wissenschaftlich untermauert wurden.²⁶

Den Richtlinien zufolge handelte es sich bei Altenwohnungen um kleinere Unterkünfte mit ein bis zwei Zimmern, die speziell auf die Bedürfnisse des älteren Menschen zugeschnitten waren. Ihre Bewohner sollten sich einerseits noch selbstständig versorgen können, waren aber bereits körperlich eingeschränkt und verfügten über geringe Einkommen. Die Wohnungen sollten, wie auch die Altenheime, durch Lage und Infrastruktur an das bisherige Lebensumfeld ihrer Bewohner angebunden sein. Weitere Empfehlungen legten detailliert die Raumgestaltung fest, von Schlaf- und Wohnräumen bis hin zu Böden und Heizung.²⁷

²³ Siehe z.B. Stellungnahme des Wohlfahrtsamts, 12.2.1962, ebd.; Aktenvermerke des Sozialamts, 2.11.1966 und 15.12.1966, sowie Antwortschreiben des Sozialamts, 13.1.1969, StadtAF, D. So. Generalia 142; Aktenvermerke des Sozialamts, 22.10.1974 und 15.10.1975, sowie Schreiben des Ordnungsamts, 29.9.1975, StadtAF, D. So. Generalia 423; Schreiben des Sozialamts, 8.7.1969, Sozialamt Freiburg, AZ 414-933; vgl. BAUMGARTL (wie Anm. 2), S. 57.

²⁴ Rundschreiben des Regierungspräsidiums Südbaden, 15.4.1957, StadtAF, C5/2591; Vorlage für den Sozialausschuss, 10.5.1966, sowie Niederschrift über eine Besprechung zur Sozialplanung, 6.7.1966, StadtAF, D. So. Generalia 142; Badische Zeitung, 6.7.1966.

²⁵ Schreiben des Sozialamts, 13.10.1965, Sozialamt Freiburg, AZ 414-933; Schreiben der Allgemeinen Stiftungsverwaltung, 9.3.1966, StadtAF, C5/2592; Badische Zeitung, 17.7.1969, 20.6.1972 und 4.10.1973.

²⁶ Siehe z.B. „hinweise für den bau und die ausstattung von altenwohnungen und altenwohnhäusern“ des Instituts für Altenwohnungsbau, Januar 1972, Stadtarchiv Castrop-Rauxel (StadtACR), AZ 12610; DST-Rundschreiben, 22.3.1973, StadtAF, D. So. Generalia 423; vgl. IRMAK (wie Anm. 13), S. 112f.; vgl. SCHNEIDERS (wie Anm. 8), S. 46f.

²⁷ „hinweise für den bau und die ausstattung von altenwohnungen und altenwohnhäusern“ (wie Anm. 26).

Diese Richtlinien kamen aus Freiburger Sicht spät, teils sogar zu spät. Hier waren bis in die 1970er-Jahre bereits so viele Wohnungen entstanden oder im Bau, dass die Stadt den Bedarf bis 1980 für gedeckt hielt. Die Städtische Siedlungsgesellschaft hatte die ersten Altenwohnungen sogar noch zu Zeiten der Weimarer Republik gebaut.²⁸ Nach Kriegsende bezeichnete Wohlfahrtsamtsleiter Franz Flamm 1953 Altenwohnungen als *eine zeitgemäße und bewährte Form der Altersfürsorge*, die ein selbstständiges Leben im Alter ermöglichten.²⁹ Diese Einschätzung, die er mit Vertretern der freien Wohlfahrtsverbände vor Ort teilte, führte zu weiteren Bauprojekten in Freiburg – lange bevor sich diese Ansicht in anderen deutschen Städten durchsetzte.³⁰

Die Motivation für den Bau von Altenwohnungen speiste sich allerdings nicht allein aus dem hehren Ziel, die Selbstständigkeit im Alter zu fördern. Vielmehr waren auch pragmatische Erwägungen im Spiel, insbesondere im Vergleich zu Altenheimen. Denn wer in einer Altenwohnung lebte, benötigte nach Ansicht des Wohlfahrtsamtes weit weniger Betreuung als die Bewohner eines Altenheims, was Personal und Kosten einsparte. Außerdem bestand die Hoffnung, dass durch den Umzug von Senioren in eine Altenwohnung deren bisherige, in der Regel größere Wohnungen für Familien frei würden – ein wichtiges Ziel in einer Stadt mit überlastetem Wohnungsmarkt.³¹

Doch auch bei den Altenwohnungen musste das Wohlfahrts- bzw. Sozialamt einige Hürden überwinden, bis der Bedarf an Wohnungen Anfang der 1970er-Jahre erfüllt schien. So gab es in den 1950er-Jahren zunächst nur unzureichende Fördermöglichkeiten durch Stadt, Land und Bund. Zusammen mit dem hohen Bedarf an anderen Wohnungen führte dies dazu, dass die Städtische Siedlungsgesellschaft sich weigerte, weitere Altenwohnungen zu bauen. Sie fürchtete hohe laufende Kosten, da die Bewohner dieser Wohnungen ihrer Erfahrung nach ein Mindestmaß an pflegerischer Betreuung benötigten. Erschwerend kündigte die Landeskreditanstalt 1956 an, bei der Darlehensvergabe höhere Anforderungen an den Bau von Altenwohnungen zu stellen.³² Die Landeskreditanstalt entschärfte diese Anforderungen zwar, doch die Stadt kam nicht umhin, die Siedlungsgesellschaft beim Bau neuer Altenwohnungen finanziell zu unterstützen: einmalig mit 100.000 DM für den Bau und laufend mit anfangs 3.000 DM pro Jahr für den Unterhalt. Zudem verpflichtete sich das Wohlfahrtsamt, die Betreuung der Bewohner dieser Altenwohnungen zu organisieren.³³

Für die Stadt Freiburg war es also durchaus ein Risiko, mit Blick auf die Altenwohnungen der bundesdeutschen Entwicklung einige Schritte voraus zu sein. Da es kaum andere Fördermittel gab, musste die Stadt selbst finanzielle und organisatorische Hilfe leisten. Zudem fehlten

²⁸ Sozialplanung (Legende zum Flächennutzungsplan 1972), Stand 1.7.1972, StadtAF, D. So. Generalia 423; Bericht des Sozialamts über eine Besprechung zu Altenwohnungen, 4.4.1972, Sozialamt Freiburg, AZ 414-933; Schreiben des SPD-Fraktionsvorsitzenden Hansjörg Seeh, 14.11.1973, Sozialamt Freiburg, AZ 430-00; Badische Zeitung, 17./18.11.1956, 20./21.7.1963, 9.10.1964, 28.9.1972 und 8.11.1973.

²⁹ Broschüre zur Fürsorge in Freiburg zwischen 1948 und 1953, StadtAF, C5/2501.

³⁰ Vortragsentwurf „Fünf Jahre Ratsarbeit“ vom 26.9.1953, StadtAF, C5/649; Schreiben des Wohlfahrtsamts, 1.3.1960, und Stellungnahme der Allgemeinen Stiftungsverwaltung, 7.7.1964; beide StadtAF, C5/2565; Altenplan der Stadt Freiburg, 1.4.1969, S. 6f., StadtAF, C5/2495.

³¹ Siehe z.B. Niederschrift über die Sitzung des Wohlfahrtsausschusses der südbadischen Städte, 21.11.1960, StAF, F 30/5-1581; Auszug der Niederschrift über die Sitzung des Sozialausschusses, 21.5.1964, StadtAF, C5/2506; Schreiben des Sozialamts, 13.10.1965, Sozialamt Freiburg, AZ 414-933; vgl. SCHNEIDERS (wie Anm. 8), S. 47.

³² Schreiben der Städtischen Siedlungsgesellschaft, 11.12.1956 und 20.5.1957, sowie Stellungnahmen des Wohlfahrtsamts, 9.1.1957 und 23.5.1957, Sozialamt Freiburg, AZ 414-933; Niederschriften über die Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses, 23.3.1957 und 25.4.1957, StadtAF, C5/2492.

³³ Niederschrift über die Sitzung des Wohlfahrtsausschusses, 21.8.1957, StadtAF, C5/2492.

lange Zeit allgemeinverbindliche Vorgaben darüber, wie Altenwohnungen gestaltet sein sollten. Dies verzögerte den Planungsprozess zusätzlich, wie die Abstimmungsprobleme mit der Landeskreditanstalt 1956 zeigten.

Auch in den 1960er- und 1970er-Jahren stieß das Sozialamt in diesem Bereich immer wieder auf Hindernisse. Mal entsprachen die Pläne von Bauträgern nicht den Vorstellungen der Verwaltungsvertreter. In der Folge blieb den Trägern eine Baugenehmigung verwehrt. Mal waren es erneut die Finanzen, die Probleme bereiteten: Mitte der 1960er-Jahre beschränkte die Stadt ihre Zuschüsse für die Altenwohnungen auf die Aufgaben, die sie nach dem Bundessozialhilfegesetz zu tragen hatte. Doch auch für diese geringeren Kosten waren im städtischen Haushalt keine Mittel vorhanden. Nicht zuletzt gerieten die bestehenden Wohnungen Mitte der 1970er-Jahre in die Kritik, weil sie dem nun geltenden Standard nicht mehr entsprachen. Die Altenwohnungen stellten die Stadtverwaltung somit immer wieder vor neue Herausforderungen.³⁴

Es waren aber nicht allein diese Herausforderungen, die dafür sorgten, dass die Stadtverwaltung parallel zum Ausbau der Altenwohnungen auch weitere Unterkunftsformen förderte. Denn die Altenwohnungen eigneten sich nur für ältere Menschen, die körperlich und geistig noch relativ gesund waren. Sobald ein höherer Pflegebedarf eintrat, reichte die Betreuung in diesen Wohnungen nicht mehr aus.

Vor diesem Hintergrund versuchte das Wohlfahrts- bzw. Sozialamt schon früh, die Heimträger zum Bau von Pflegestationen und -heimen zu bewegen – ein Vorhaben, das sich aber weit schwieriger verwirklichen ließ, als es bei Altenheimen und -wohnungen der Fall gewesen war: Bei der Schaffung von Versorgungseinrichtungen für sogenannte „gebrechliche Alte“ hatte die Freiburger Sozialverwaltung die größten Schwierigkeiten, ihre Wünsche durch freie Träger umsetzen zu lassen. Die Stadt stellte daher Ende der 1960er-Jahre bei den Pflegeplätzen den größten Fehlbedarf fest.³⁵

Ohnehin war die Ausgangslage in diesem Bereich noch schlechter gewesen als bei den Altenheimen. Gerade einmal 60 Pflegebetten überstanden den Zweiten Weltkrieg. Der Rest wurde 1944 zerstört oder fiel bereits 1941/42 weg, als die frühere Kreispflegeanstalt nahe dem Hauptbahnhof den Besitzer wechselte. Pflegebedürftige Freiburger mussten daher vorwiegend außerhalb der Stadt untergebracht oder in Kliniken und Psychiatrien eingewiesen werden. Letzteres Vorgehen war heftig umstritten: Die Kliniken klagten, dass ihre Betten mit Pflegebedürftigen blockiert würden, und das Wohlfahrtsamt sorgte sich wegen der hohen Kosten und der gemeinsamen Unterbringung Pflegebedürftiger mit psychisch Kranken und Straftätern, die bis weit in die 1960er-Jahre hinein bundesweit üblich war.³⁶

³⁴ Bericht des Wohlfahrtsamts über eine Besprechung mit der Bau-Treuhand, 3.5.1960, und Schreiben der Städtischen Siedlungsgesellschaft, 2.8.1971, sowie Aktenvermerk des Sozialamts, 15.10.1975; Sozialamt Freiburg, AZ 414-933; Schreiben des Bürgermeisteramts, Abt. IV, 3.4.1962, StAF, F 30/5-1581; Niederschrift über die Sitzung des Sozialausschusses, 8.10.1965, StadtAF, C5/2494; Schreiben des Sozialamts, 21.12.1965, StadtAF, D. So. Generalia 141; siehe z.B. Badische Zeitung, 24./25.7.1965, 18.11.1965, 20.10.1966 und 15.2.1967.

³⁵ Siehe z.B. Schreiben des Fürsorgeamts, 21.7.1956, StadtAF, C5/2593; Diskussionsvorlage des Sozialamts, 18.6.1963, StadtAF, C5/2493; Altenplan der Stadt Freiburg, 1.4.1969, S. 6-8 und 33, StadtAF, C5/2495.

³⁶ Siehe z.B. Schreiben des Fürsorgeamts, 7.7.1956, 21.7.1956 und 27.7.1956, StadtAF, C5/2593; Stellungnahme des Wohlfahrtsamts, 2.5.1958, StadtAF, D. So. Generalia 141; Schreiben des Sozialamts, 8.2.1963, StadtAF, C5/2597; Diskussionsvorlage des Sozialamts, 18.6.1963, StadtAF, C5/2493; Badische Zeitung, 28.2./1.3.1959 und 4./5.6.1969; vgl. IRMAK (wie Anm. 13), S. 174.

Gelindert wurden diese Probleme dadurch, dass die freien Träger ihren neuen oder umgebauten Altenheimen seit Mitte der 1950er-Jahre Pflegestationen angliederten. Die Stadt unterstützte diese Aktivitäten erst mit Darlehen, ab 1956 mit immer höheren Zuschüssen. In den 1960er-Jahren kamen weitere Fördermittel vonseiten des Landes und schließlich auch des Bundes hinzu.³⁷

Ein Personenkreis blieb bei diesen Pflegestationen allerdings ausgeklammert: jener der sogenannten „geistig gebrechlichen Alten“, also unter anderem Menschen mit Demenz. Diesen Menschen wurde unter anderem zum Verhängnis, dass bei ihnen eine andere kulturelle Tradition zum Tragen kam als bei älteren Menschen generell. Denn psychische Erkrankungen wurden lange Zeit mit dem Vorwurf der Unwürdigkeit verknüpft. In Verwaltungsberichten aus dem 19. Jahrhundert, die eine hilfeschuchende Person als ‚unwürdig‘ einschätzten, fand sich zum Beispiel oft die Vermutung, diese Person sei geisteskrank. In ähnlicher Weise weigerten sich Verwaltungsvertreter nach dem Zweiten Weltkrieg, auf Schreiben von Hilfsbedürftigen zu antworten, wenn diese als ‚geistesgestört‘ galten. Erst ab den 1970er-Jahren begann sich der Umgang mit psychisch Kranken allmählich zu ändern, nachdem der Gesetzgeber in der Novelle des Bundessozialhilfegesetzes von 1969 auch Hilfsleistungen für diese Menschen eingeführt hatte.³⁸

Mit Blick auf die Pflegeheimsituation in Freiburg hatten Vorbehalte dieser Art schwerwiegende Folgen. „Geistig gebrechliche“ ältere Menschen waren nicht nur in den Kliniken unerwünscht, sondern offenbar auch in den Heimen der gemeinnützigen Träger. Beispielhaft zeigt sich dies im Fall des Altenheims in der ehemaligen Kartaus. Als dieses Heim in den 1960er-Jahren durch einen Neubau ersetzt werden sollte, hoffte das Sozialamt, dass der Träger, die Allgemeine Stiftungsverwaltung, das dann nicht mehr gebrauchte alte Gebäude in ein Pflegeheim (auch) für „geistig Gebrechliche“ umwandeln würde. Die Stiftungsverwaltung lehnte dieses Ansinnen jedoch entschieden ab. Das bisherige Heim sei bereits in Verruf geraten, weil zuletzt immer wieder Personen aufgenommen werden mussten, *die entweder debil oder lebensschwach oder sonstwie Psychopathen sind*. Außerdem sei die Stiftungsverwaltung gemäß ihrem Stiftungszweck nicht für diesen Personenkreis zuständig, es handele sich stattdessen um eine städtische Aufgabe. Nicht zuletzt sprächen *pflegerische Gründe* gegen eine Umsetzung des Vorhabens. Die Stiftungsverwaltung konnte sich mit diesen Argumenten durchsetzen: Das Pflegeheim in der alten Kartaus, das dort Ende der 1960er-Jahre eingerichtet wurde, nahm nur körperlich pflegebedürftige Menschen auf (Abb. 5).³⁹

Die Stadt war also selbst gefragt, wie es die Allgemeine Stiftungsverwaltung unterstrich – und das Wohlfahrts- bzw. Sozialamt bemühte sich, diese Aufgabe zu erfüllen. Damit stellte sich die Stadt übrigens nicht gegen das Subsidiaritätsprinzip. Im Gegenteil: Die zunächst gültigen Fürsorgegesetze der Weimarer Republik und ab 1961/62 das Bundessozialhilfegesetz verpflichteten die öffentlichen Fürsorgeträger, also in erster Linie die Kommunen, eigene Einrichtungen

³⁷ Vorlage für den Finanzausschuss, 2.8.1956, StadtAF, C5/2593; Niederschrift über die Sitzung des Sozialausschusses, 26.4.1963, StadtAF, C5/2493; Auszug aus dem Staatsanzeiger, 19.9.1964, StadtAF, D. So. Generalia 141; Schreiben des Sozialamts, 13.5.1966, und Schreiben des Bürgermeisteramts, Abt. IV, 11.9.1969, StadtAF, D. So. Generalia 142; Verweisung des Bürgermeisteramts, Abt. III, 10.7.1973, StadtAF, D. So. Generalia 423; Badische Zeitung, 27.4.1955, 29.1.1957 und 11.8.1959.

³⁸ Siehe z.B. Stellungnahmen des Sozialamts zu Werner M., 29.6.1966, 26.9.1966 und 7.10.1966, StadtAF, C5/2557; siehe z.B. Badische Zeitung, 19.9.1969, 7.10.1969 und 9.1.1970; Bundessozialhilfegesetz in der Fassung vom 14. August 1969.

³⁹ Bericht des Sozialamts über die Sitzung des Stiftungsrats, 11.12.1964, StadtAF, D. So. Generalia 141; Niederschrift über die Besprechung zwischen Sozialamt und Stiftungsrat, 6.7.1964, StadtAF, C5/2597; Badische Zeitung, 17.7.1969 und 13.8.1971.



Abb. 5 Die Hoffnung der Stadtverwaltung, „geistig gebrechliche Alte“ in der umgebauten Kartaus unterzubringen, zerschlug sich: Das 1969 eröffnete Heim nahm nur körperlich pflegebedürftige Ältere auf. Aufnahme von 2011 (Foto: Frank Löbbecke).

zu schaffen, wenn die freien Träger nicht aktiv wurden. Genau dieser Fall trat bei den „geistig gebrechlichen“ älteren Menschen in Freiburg ein: Gemeinsam mit dem Landkreis strebte die Stadt schon wenige Jahre nach Kriegsende an, einen Ersatz für die frühere Kreispflegeanstalt zu schaffen.⁴⁰

Die Hoffnung auf eine schnelle Umsetzung dieses Unterfangens blieb jedoch über Jahrzehnte unerfüllt. Zunächst versuchte der Landkreis, die Kreispflegeanstalt zurückzugewinnen, unter anderem mit einer Resolution an die Bundesregierung im Jahr 1964 – vergeblich: Da der Kreis die Anstalt 1941 verkauft hatte, hatte er keinen Rechtsanspruch auf Rückgabe. Auch die Bemühungen, andere Baugrundstücke oder Gebäude zu erwerben, scheiterten immer wieder: mal an hohen finanziellen Forderungen der Eigentümer, mal am baulichen Zustand oder Standort der Immobilie. Dazu kamen Schwierigkeiten, Personal zu finden: ein wiederholt beklagtes Problem, das auch zahlreiche andere Städte in Westdeutschland kannten und das in den 1960er-Jahren als Diskussionsthema allmählich auch die Länderparlamente erreichte.⁴¹

⁴⁰ Siehe §5 Verordnung über die Fürsorgepflicht vom 13. Februar 1924 und §93 (1) Bundessozialhilfegesetz in der Fassung vom 30. Juni 1961.

⁴¹ Siehe z.B. Auszüge der Niederschriften über die Sitzungen des Stiftungsrats, 11.6.1956 und 1.10.1957, StadtAF, C5/2598; Gemeinsame Resolution der Kreistagsfraktionen Freiburg, 29.4.1964, StAF, F 23/28-52; Badische Zeitung, 25.4.1956, 7.11.1963, 17.10.1969 und 23.4.1970; vgl. IRMAK (wie Anm. 13), S. 318.

Nicht zuletzt regte sich Widerstand unter Anwohnern. Als etwa der Gemeinderat Merzhausen im Sommer 1967 erfuhr, dass in unmittelbarer Nachbarschaft ein Heim für „geistig Gebrechliche“ entstehen sollte, äußerte er erhebliche Sicherheitsbedenken. Stadt und Landkreis waren dadurch zu umfangreichen Planänderungen gezwungen. Eben solche waren auch die Folge, als die Stadt Ende der 1960er-Jahre endlich einen freien Wohlfahrtsverband als Träger des erwünschten Pflegeheims fand und dessen Ansprüche erfüllen musste. Schlussendlich wurde aufgrund dieser Widerstände und Verzögerungen erst Anfang der 1980er-Jahre ein Altenpflegeheim für „geistig Gebrechliche“ in Freiburg eröffnet – vier Jahrzehnte, nachdem die frühere Kreispflegeanstalt 1941 aufgelöst worden war. Hierbei handelte es sich um das Pflegeheim Landwasser (eine Facheinrichtung der Gerontopsychiatrie), das in Verbindung mit dem Neubau des Diakoniekrankenhauses errichtet wurde.⁴²

Trotz dieser Schwierigkeiten, die beim Thema „Pflegeheim“ oder auch bei den übrigen Wohnformen auftraten, bleibt als Fazit, dass die Stadt Freiburg sich schon früh differenziert mit der Unterbringung älterer Menschen auseinandersetzte. Neben den Altenheimen förderte die Stadt in den 1950er-Jahren Altenwohnungen und Pflegeheime bzw. -stationen, also teilweise lange bevor Land und Bund hierfür Fördermittel zahlten und Richtlinien erließen. Eine treibende Kraft hinter dieser Entwicklung war der langjährige Leiter des Freiburger Wohlfahrts- bzw. Sozialamtes Franz Flamm, der sich in überregionalen Gremien und in Zeitschriftenbeiträgen intensiv mit der Altenhilfe befasste und sein Wissen für seine Arbeit vor Ort nutzte. Oft konnte aber auch ein solch engagierter Fürsprecher nicht verhindern, dass Pläne der Stadtverwaltung an verschiedenen Faktoren scheiterten: an den zu hohen Kosten, an Heimträgern, die nicht kooperieren wollten oder andere Ansichten vertraten, am Mangel an Personal, Grundstücken oder Gebäuden oder an fehlenden Vorgaben von Land und Bund, um nur einige zu nennen.

Der Vergleich mit Castrop-Rauxel

Die Ruhrgebiets- und Bergbaustadt Castrop-Rauxel ging wie Freiburg mit einem geringen Bestand an Altenheimplätzen in die Nachkriegszeit. Anders als in Freiburg lag dies aber nicht an den Kriegszerstörungen. Stattdessen hatten in Castrop-Rauxel 1945 nur zwei Altenheime existiert, die in der Weimarer Republik gebaut worden waren. Auch in den Folgejahren verlief die Entwicklung im Bereich der Wohnversorgung für ältere Menschen in Castrop-Rauxel in schmaleren und langsameren Bahnen als in Freiburg.

Ein augenfälliger Unterschied war dabei, dass die Stadtverwaltung in Castrop-Rauxel das Subsidiaritätsprinzip bei weitem nicht so streng auslegte wie das Freiburger Wohlfahrts- bzw. Sozialamt. So war das erste Castrop-Rauxeler Altenheim, das sogenannte Pflegehaus, eine städtische Gründung, auch wenn Caritas-Schwestern die Betreuung der Bewohner übernahmen. Ebenso war es die Stadt, die Ende der 1950er-Jahre als Bauherrin auftrat, um einen Ersatz für dieses Pflegehaus zu schaffen (die Betreuung in diesem Neubau übernahm die Arbeiterwohlfahrt). Daneben existierten lediglich ein katholisches Altenheim aus Weimarer Zeit, gebaut einige Jahre nach dem alten Pflegehaus, sowie ab 1967 ein evangelisches Altenheim.

Pflegeplätze, wie sie in Freiburg seit den 1950er-Jahren üblich wurden, waren zunächst nur in dem jüngsten Bau des evangelischen Trägers vorgesehen. In den beiden älteren Heimen

⁴² Schreiben des Bürgermeisteramts Merzhausen, 11.9.1967 und 10.9.1968, und Schreiben des Freiburger Diakonissenhauses, 28.5.1969, sowie Vorlage für den Gemeinderat, 16.7.1969, StadtAF, C5/2598; Schreiben der Allgemeinen Stiftungsverwaltung, 14.4.1969, StadtAF, C5/2592; Internet: <http://www.diakoniekrankenhaus-freiburg.de/text/100/de/geschichte.html> (Stand: 21.06.2016).

dauerte es dagegen bis in die 1970er-Jahre, bis bewusst Pflegestationen eingerichtet wurden – in den Jahren davor hatten die Träger dieser Heime dagegen lediglich unter dem Druck eines steigenden Bedarfs Altenheimbetten so notdürftig wie provisorisch in Pflegebetten umgewandelt. Altenwohnungen schließlich, die dritte zeitgenössische Variante für die Unterbringung älterer Menschen, entstanden in Castrop-Rauxel ab Ende der 1960er-Jahre, also fast ein halbes Jahrhundert, nachdem die Städtische Siedlungsgesellschaft in Freiburg die ersten Wohnungen dieser Art gebaut hatte.

Auf den ersten Blick ließe sich aus diesen Beobachtungen die polemische Bewertung ableiten, dass sich der Ausbau der Wohnversorgung für ältere Bürger in Castrop-Rauxel gerade deshalb verzögerte, weil sich die städtische Bürokratie viel stärker darin einbrachte als die freien Wohlfahrtsorganisationen. Dieses Argument hält jedoch einer näheren Analyse nicht stand. Vielmehr waren es verschiedene Faktoren, die dafür sorgten, dass die Geschwindigkeit, mit der sich der Bereich der Unterbringung älterer Menschen in Castrop-Rauxel entwickelte, sehr viel geringer war als in Freiburg.

Ein besonders gewichtiger Faktor war dabei die Bevölkerungsstruktur. Castrop-Rauxel nahm nach 1945 über 20.000 Vertriebene auf, die somit mehr als ein Viertel der Bevölkerung stellten. In Freiburg waren es zwar in absoluten Zahlen ähnlich viele Menschen, die aus den ehemaligen deutschen Gebieten zuzogen, doch lag ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung um einiges niedriger, 1963 zum Beispiel bei weniger als einem Sechstel. Die Castrop-Rauxeler Bergbaugesellschaften, die zahlreiche soziale Leistungen erbrachten und auch im Wohnungsbau sehr aktiv waren, sahen daher ihre Hauptaufgabe in den 1950er-Jahren darin, Wohnungen für Familien und die erwerbstätige Bevölkerung zu errichten. Dies passte zu den allgemeinen Schwerpunkten der damaligen Landes- und Bundespolitik.⁴³

Darüber hinaus war Castrop-Rauxel zunächst eine überwiegend junge Stadt. Bis in die frühen 1960er-Jahre verzeichnete die Stadt eine der höchsten Geburtenraten in Nordrhein-Westfalen. 1963 war sogar ein Viertel der Castrop-Rauxeler Bevölkerung unter 15 Jahre alt. Und noch bis Ende der 1960er-Jahre wurden in der Stadt mehr Kinder geboren als Menschen starben. Darin bestand ein großer Unterschied zu Freiburg, wo wie beschrieben bis Ende der 1960er-Jahre mehr über 65-Jährige lebten als im Bundesdurchschnitt.⁴⁴

In Castrop-Rauxel spürten die Verantwortlichen in Politik und Verwaltung daher lange Zeit nicht denselben Druck wie die Freiburger, die sich durch die große Zahl älterer Menschen frühzeitig zum Handeln gezwungen sahen. 1955 zum Beispiel, als der Wiederaufbau zerstörter Heime in Freiburg bereits in vollem Gange war, hielt der Castrop-Rauxeler Stadtdirektor andere Projekte für wichtiger, als das überlastete städtische Pflegehaus durch einen Neubau zu ersetzen. Verstärkte Bemühungen, die Wohnversorgung älterer Menschen sicherzustellen, waren in der Bergbaustadt erst zu beobachten, als die Altersquote den bundesdeutschen Durchschnitt erreichte und schließlich um 1970 überstieg, unter dem Einfluss hoher Wanderungsverluste infolge der Bergbaukrise.⁴⁵

⁴³ Badische Zeitung, 28.8.1963; Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 11.6.1959 und 27.9.1963; vgl. TILO CRAMM: Bergbau ist nicht eines Mannes Sache. Das Bergwerk Victor-Ickern in Castrop-Rauxel, Essen 2001, S. 291f.; vgl. IRMAK (wie Anm. 13), S. 134; vgl. NEISEN (wie Anm. 7), S. 192f. und 196-198.

⁴⁴ Tätigkeitsbericht der Stadt Castrop-Rauxel 1963, S. 5 und 20, StadtACR, AZ 4526; Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 27.9.1963.

⁴⁵ Schreiben des Stadtdirektors, 13.7.1955, StadtACR, AZ 18352; Aktenvermerk des Sozialamts, 13.5.1970, StadtACR, AZ 12411; Handbuch Castrop-Rauxel 1963-1971, S. 22, und 1972-1974, S. 25, StadtACR; Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 12.10.1974.

Mit der Bergbaukrise verbunden war eine weitere Problematik: eine noch geringere städtische Finanzkraft als in Freiburg. Denn außer den Zechen und deren Zuliefererfirmen gab es kaum andere Betriebe in der Stadt, trotz wiederholter Bemühungen, neue Unternehmen anzuwerben. Die Vollbeschäftigung, die um 1960 in Castrop-Rauxel herrschte, schlug ab Mitte der 1960er-Jahre wegen Zechenschließungen und Stellenabbau in eine steigende Arbeitslosenquote um – also ausgerechnet in der Zeit, in der sich Politik und Verwaltung vermehrt dem Thema der Wohnversorgung älterer Bürger zuwandten.⁴⁶

Ohnehin trieb der städtische Haushalt den Verantwortlichen regelmäßig Sorgenfalten auf die Stirn: Castrop-Rauxel stand im landesweiten Vergleich bei den Steuereinnahmen pro Kopf stets auf den letzten Rängen, mit Beträgen, die 17 bis 28 % unter dem Landesschnitt lagen. Ähnlich niedrig war das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf in Castrop-Rauxel. Demgegenüber war die Steuerkraft je Einwohner in Freiburg um einiges höher, zum Beispiel Mitte der 1970er-Jahre um je rund 100 DM bzw. ca. 30 %. Die Freiburger mochten zwar auch nicht mit ihrem städtischen Haushalt zufrieden sein, doch hatten sie etwas mehr Handlungsspielraum als die Castrop-Rauxeler.⁴⁷ 1968 ließ sogar eine Finanzlücke von nur 5.000 DM in Castrop-Rauxel beinahe das Vorhaben scheitern, Altenwohnungen zu bauen. Erst als die Stadt die Baupläne änderte und dadurch doch die erhofften Landesmittel erhielt, konnte das Projekt erfolgreich umgesetzt werden.⁴⁸

Was in Castrop-Rauxel ebenfalls fehlte, war ein entschiedener Fürsprecher für die Anliegen älterer Menschen, ähnlich dem Freiburger Wohlfahrtsamtsleiter Franz Flamm. In der Ruhrgebietsstadt gab es niemanden, der wie Flamm in richtungsweisenden Gremien auf Landes- und Bundesebene mitdiskutierte und selbst durch Publikationen die öffentliche Diskussion zu diesem Thema beeinflusste. Die Castrop-Rauxeler Amtsvertreter beteiligten sich nur im näheren Umland an überörtlichen Ausschüssen. Sie verfolgten die Entwicklungen auf Landes- und Bundesebene somit eher als passive Zuschauer, ohne diese Entwicklungen durch eigene, beispielgebende Maßnahmen voranzutreiben.

Dieser Umstand und die erwähnten sozioökonomischen Verhältnisse führten dazu, dass die Castrop-Rauxeler im Bereich der Unterbringung älterer Menschen im Vergleich zu Freiburg als Nachzügler auftraten. Für die Stadtverwaltung hatte dieser Umstand durchaus Vorteile, da es bereits Förderprogramme des Landes und des Bundes gab und die Castrop-Rauxeler zudem bei Tagungen und Schulungen sowie auf der Basis von Fachartikeln von den Erfahrungen anderer Träger profitieren konnten. Auf diese Weise blieben ihnen gewisse Probleme erspart, mit denen die Freiburger kämpfen mussten, etwa die Kritik, dass die dort bereits bestehenden Einrichtungen den geltenden Standards nicht (mehr) entsprachen.⁴⁹

Es brachte aber auch Nachteile für die Castrop-Rauxeler mit sich, den Empfehlungen von Land und Bund zu folgen. Dies zeigte sich zum Beispiel im Bereich der Pflegeplätze für ältere

⁴⁶ Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 6.7.1955, 8.5.1965, 30.9.1970 und 8./9.2.1975; vgl. ECHTERNKAMP (wie Anm. 7), S. 112.

⁴⁷ Schreiben des Sozialamts, 5.3.1965, StadtACR, AZ 11639; Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 28.10.1969, 22.1.1971, 21.9.1974, 25.10.1974 und 22.10.1975; Badische Zeitung, 19.12.1973.

⁴⁸ Niederschriften über die Sitzungen des Sozialausschusses, 9.5.1968, 22.10.1968 und 6.2.1969, StadtACR, AZ 12266; Tätigkeitsberichte der Stadt Castrop-Rauxel 1970, S. 22 (StadtACR, AZ 4533), 1971, S. 30 (StadtACR, AZ 4534), und 1972, S. 31 (StadtACR, AZ 4535).

⁴⁹ Siehe z.B. Tagesplan eines Lehrgangs des DV-Fortbildungswerks zum Thema Wohnungen und Heime für alte Menschen, 02/1965, StadtACR, AZ 12410; Runderlasse des Ministers für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten, 8.9.1964 und 25.2.1968, sowie Altenwohnungsbaubestimmungen des Landes NRW 1971, StadtACR, AZ 12610; Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 6.5.1964; vgl. BAUMGARTL (wie Anm. 2), S. 18f.

Menschen. So hatte das Landesministerium für Wiederaufbau der Stadt 1957 davon abgeraten, eine sogenannte „Siechenstation“, also eine Station für Pflegefälle, einzurichten. Die Begründung des Ministeriums: Dies würde die Finanzierung des geplanten Altenheim-Neubaus erschweren – ein Argument, das die Verantwortlichen in der chronisch finanzschwachen Kommune ohne Widerworte akzeptierten. Ebenso verzichtete der katholische Träger auf Pflegeplätze, und zwar zu einer Zeit, als freie Wohlfahrtsverbände und Kirchen in Freiburg bereits die ersten solchen Stationen verwirklichten.⁵⁰

Die Entscheidung gegen Pflegeplätze bereuten die Castrop-Rauxeler Stadtverwaltung und der katholische Träger jedoch rasch. Die 1960er-Jahre waren von einer steigenden Nachfrage nach Pflegebetten geprägt. Beide Träger versuchten zunächst, durch eine Erweiterung um wenige Plätze Abhilfe zu schaffen – Kapazitäten, die sehr rasch erschöpft waren. Nach und nach mussten die beiden Heimträger Altenheimbetten und sogar Verwaltungsräume in den bestehenden Häusern in Pflegeplätze umwandeln. Den wachsenden Bedarf konnten sie damit aber nicht erfüllen.⁵¹

In den frühen 1970er-Jahren beschlossen die Träger aller Castrop-Rauxeler Heime daher, das Problem grundlegend anzugehen, indem sie entsprechende Neubauten und großzügige Erweiterungen planten. Allerdings stießen sie auf erhebliche Hindernisse. Zum einen trieben die hohen Inflationsraten die Baukosten in die Höhe. Vor dem Hintergrund der Wirtschaftskrisen – der Rezession 1966/67 und später der Ölkrise – wurde es zum anderen zunehmend schwieriger, Fördermittel von Land und Bund zu bekommen.⁵²

Zusammengenommen verbanden sich in Castrop-Rauxel also mehrere Faktoren, die dazu führten, dass Politik und Verwaltung in dieser nordrhein-westfälischen Stadt die Unterbringung älterer Hilfsbedürftiger lange Zeit als nebensächlich betrachteten: geringe finanzielle Möglichkeiten, die Abwesenheit entschiedener Fürsprecher in verantwortlichen Positionen und insbesondere der fehlende Bevölkerungsdruck in einer zunächst überdurchschnittlich jungen Stadt. Erst als der Anteil älterer Menschen unter den Castrop-Rauxeler Bürgern anstieg, infolge der Bergbaukrise und daraus abgeleiteter Wanderungsverluste, kam es Ende der 1960er-Jahre zu einem Umdenken. In den Folgejahren bemühten sich Vertreter der öffentlichen und freien Wohlfahrtspflege, vermehrt Wohnungen und Heimplätze für ältere Menschen zu schaffen – ein Bemühen, dem aber oft die schwierige finanzielle Lage der Stadt entgegenstand.

Trotzdem ist eines festzuhalten, was sowohl für Freiburg als auch Castrop-Rauxel gilt: Sobald die Verantwortlichen in Politik und Verwaltung den Bedarf an Wohnraum für ihre älteren Bürger festgestellt hatten, versuchten sie, diesen Bedarf gegen alle Widrigkeiten zu erfüllen. Dieses Vorgehen belegt, dass ältere Menschen als besonders hilfswürdig anerkannt waren. Anders erging es den ‚unwürdigen‘ Hilfsbedürftigen, wie zum Beispiel den Freiburger ‚Zigeunern‘: Sie erlebten Verfolgung und Ausgrenzung.

⁵⁰ Aktenvermerk des Stadtdirektors, 11.10.1957, StadtACR, AZ 18352.

⁵¹ Verwaltungsbericht der Stadt Castrop-Rauxel 1961, S. 14, StadtACR, AZ 11558; Schreiben des Stadtdirektors, 21.11.1962, StadtACR, AZ 12700; Niederschrift über die Sitzung des Sozialausschusses, 7.1.1965, StadtACR, AZ 18116; Niederschriften über die Sitzungen des Kuratoriums des Altenheims, 11.6.1970 und 15.6.1971 (StadtACR, AZ 18266) und 31.5.1972 (StadtACR, AZ 12267).

⁵² Niederschrift über die Sitzung des Sozialausschusses, 6.2.1969, StadtACR, AZ 12266; Auszug der Niederschrift über eine Besprechung der Beigeordneten, 16.12.1974, und Vorlage für den Sozialausschuss, 13.3.1975, StadtACR, AZ 12418.

Der Vergleich mit den Freiburger ‚Zigeunern‘

1945 ließen sich mehrere ‚Zigeuner‘-Familien in Freiburg nieder. Sie hofften, über die dort ansässige Wiedergutmachungsbehörde für ihre Leiden in der NS-Zeit entschädigt zu werden.⁵³ Bis die ‚Zigeuner‘ aber als ‚hilfswürdige‘ Gruppe anerkannt wurden, vergingen Jahrzehnte. Denn seit die ‚Zigeuner‘ spätestens in der frühen Neuzeit vermutlich aus Asien nach Europa gekommen waren, sahen sie sich mit Vorurteilen konfrontiert: ‚Der Zigeuner‘ galt – auch in Freiburg bis weit in die Nachkriegszeit hinein – als ‚der Andere‘, als Kontrastfolie zu den Werten der restlichen Bevölkerung.⁵⁴

Aufgrund dieses Unbehagens standen die ‚Zigeuner‘ am Rand der Gesellschaft. Im Freiburg der Nachkriegszeit blieb ihren Kindern bis Mitte der 1960er-Jahre der Schulbesuch verwehrt, unter anderem aus Sorge vor Krankheiten. Die fehlende Bildung, verbunden mit Ressentiments der übrigen Bevölkerung, erschwerte den erwachsenen ‚Zigeunern‘ zudem die Arbeitssuche und ließ sie zunehmend abhängig von der Sozialhilfe werden.⁵⁵

Trotzdem war der Umgang mit ‚Zigeunern‘ lange Zeit weitgehend ordnungsrechtlich geregelt, d.h. zuständig für diese Menschen waren nicht die Sozial-, sondern die Ordnungsämter und die Polizei.⁵⁶ So versuchten Politik und Verwaltung zunächst, die ‚Zigeuner‘, die ab 1945 in Freiburg sesshaft waren, zu vertreiben. Mangels Gesetzen, die dieses Bemühen unterstützt hätten, nutzte die Stadtverwaltung verschiedene andere Regelungen, um Lager der ‚Zigeuner‘ zu räumen, zum Beispiel die Landesbauordnung oder das Jugendschutzgesetz – vergebens: Die ‚Zigeuner‘ blieben in Freiburg.⁵⁷

Erst Mitte der 1960er-Jahre stellte sich die Stadt Freiburg dieser Realität: Die ‚Zigeuner‘, teils seit zwei Jahrzehnten in Freiburg ansässig, wurden nun als Bürger anerkannt, wenn auch eher unwillig und als Bürger, die nach Ansicht von Politik und Verwaltung noch lernen mussten, Teil der Gesellschaft zu sein. Zuständig für die ‚Zigeuner‘ war daher ab 1963 das Sozialamt, das sogleich damit beauftragt wurde, eine neue Lagerstätte für diese Menschen zu planen.⁵⁸ Das bisherige Lager befand sich nämlich aufgrund der Vergrößerung der Stadt direkt neben Wohngebieten der übrigen Bevölkerung. Dieser Umstand verursachte, aufgeladen durch negative Vorurteile, in der Nachbarschaft massive Sicherheitsbedenken (Abb. 6).⁵⁹

⁵³ Vgl. PETER WIDMANN: *An den Rändern der Städte. Sinti und Jenische in der deutschen Kommunalpolitik*, Berlin 2001, S. 12.

⁵⁴ Vgl. MARGALIT (wie Anm. 4), S. 23f., 28, 49-56 und 192.

⁵⁵ *Badische Zeitung*, 26./27.4.1975, vgl. MARGALIT (wie Anm. 4), S. 28, vgl. NEISEN (wie Anm. 7), S. 183-192.

⁵⁶ Stellungnahme der Rechtsabt., 27.11.1952, und Schreiben der Feldpolizei, 14.5.1954, StadtAF, C5/2609; vgl. MARGALIT (wie Anm. 4), S. 55; vgl. MARX-JASKULSKI (wie Anm. 1), S. 313.

⁵⁷ Stellungnahme der Rechtsabt., 27.11.1952, Empfehlung des Bürgermeisteramts, Abt. III, 11.12.1952, Schreiben des Regierungspräsidiums Südbaden, 22.10.1953, Schreiben des Stadtjugendamts, 18.12.1954, Schreiben des Bürgermeisteramts, Abt. I und IV, 27.12.1954, StadtAF, C5/2609; Schreiben des Amtes für öffentliche Ordnung, 6.5.1958 und 19.11.1962, sowie Vorlage an den Verwaltungs- und Finanzausschuss, 4.8.1961, StadtAF, C5/2610; vgl. MARGALIT (wie Anm. 4), S. 110; vgl. NEISEN (wie Anm. 7), S. 183-192; vgl. WIDMANN (wie Anm. 53), S. 52 und 101-103.

⁵⁸ Beschluss des Bürgermeisteramts, Abt. IV, 6.3.1964, Sozialamt Freiburg, AZ 439-40-5; Schreiben des Vikars Adalbert Hienerwadel, 28.4.1958, StadtAF, C5/2610; Aktenvermerk des Bürgermeisteramts, Abt. IV, 27.4.1964, StadtAF, C5/2611; Aktenvermerk des Sozial- und Jugendamts, 10.3.1970, StadtAF, D. So. Generalia 432; REIMER GRONEMEYER: „Hilfe und Eigensinn“, in: *Eigensinn und Hilfe. Zigeuner in der Sozialpolitik heutiger Leistungsgesellschaften*, hg. von DEMS., Gießen 1983, S. 9-16, hier S. 10; vgl. MARGALIT (wie Anm. 4), S. 35 und 273f.; vgl. WIDMANN (wie Anm. 53), S. 94f.

⁵⁹ Niederschrift über eine Besprechung im Bürgermeisteramt, Abt. III, 15.11.1961, und Aktenvermerk



Abb. 6 Luftaufnahme des ‚Zigeuner‘-Lagers ‚Opfingersiedlung‘, August 1962 (StadtAF, M 75/14 Neg. 1067 Nr. 62).

Nach einigen Anlaufschwierigkeiten gelang es dem Sozialamt, den Auftrag, eine neue Lagerstätte einzurichten, zu erfüllen – in einer Form, die wiederum heftige Kritik von Seiten der ‚Zigeuner‘ und von Journalisten hervorrief: Auf dem Rieselfeld, mitten in der zu dieser Zeit noch aktiv genutzten Abwasseranlage am westlichen Rand des Stadtgebiets, entstanden Betonbaracken für die ‚Zigeuner‘. Hier sollten sich die ‚Zigeuner‘ als Bürger bewähren, also ihre Traditionen ablegen und sich durch Beachtung des dort gültigen Anstaltsrechts an die Normen der übrigen Bevölkerung anpassen. War diese Umerziehung erfolgreich, durften sie, nach nochmaliger Prüfung durch die Verwaltung, in die Stadt umziehen. Dieses Vorgehen blieb bis in die frühen 1970er-Jahre gültig (Abb. 7).⁶⁰

Größer hätte der Unterschied zum Umgang mit älteren Menschen also kaum sein können. Für Senioren wurden bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren zahlreiche, differenzierte Wohnangebote eingerichtet, die auf unterschiedliche Bedürfnisse älterer Menschen abgestimmt waren und nach Möglichkeit inmitten der Stadt liegen sollten. Die ‚Zigeuner‘ dagegen, die als homogene Gruppe betrachtet wurden, sollten weit außerhalb der Stadt leben und sich dort den Bedürfnissen der übrigen Bevölkerung anpassen.

Zum Umdenken kam es erst um 1970, also zu einer Zeit, als das Freiburger Sozialamt den Wohnbedarf älterer Menschen als weitestgehend erfüllt betrachtete, nachdem auch der Anteil

des Bürgermeisteramts, Abt. III, 29.12.1961, StadtAF, C5/2610; Badische Zeitung, 28.4.1958, 1.6.1962, 13./14.10.1962 und 14.2.1963; vgl. NEISEN (wie Anm. 7), S. 245.

⁶⁰ Unterlagen des Sozialamts zur Errichtung von Wohnplätzen für Zigeuner und Landfahrer, 16.7.1964, StadtAF, C5/2494; Schreiben des Sozialamts, 23.11.1964, und Schreiben des Amts für öffentliche Ordnung, 10.9.1965, StadtAF, C5/2612; Beschluss des Gemeinderats zur Verlegung der Landfahrer- und Zigeunerplätze, 26.11.1963, Sozialamt Freiburg, AZ 439-40-2; Schreiben des Bürgermeisters Kiefer, 2.3.1966, StAF, F 30/5-225; Badische Zeitung, 13.1.1965 und 22.7.1965; vgl. WIDMANN (wie Anm. 53), S. 74.



Abb. 7 Einweihung des Gemeinschaftsraums der ‚Zigeuner‘-Siedlung, Juli 1966 (StadtAF, M 75/1 Pos. K. 1).

älter Menschen in Freiburg erstmals unter den Bundesdurchschnitt gesunken war. Deutschlandweit standen ‚Randgruppen‘ im Fokus von Planungseuphorie und sozialpolitischen Diskussionen. Unter dem Eindruck dieser Diskussionen, aber auch angetrieben durch neuerliche Kritik von Bürgern, Journalisten und den ‚Zigeunern‘ selbst an den Betonbaracken, beschäftigte sich der neue Freiburger Sozialamtsleiter ab 1969, Hans Peter Mehl (Abb. 8), intensiv mit den ‚Zigeunern‘. Mehl avancierte so zu einer ähnlich prägenden Gestalt für die Arbeit des Freiburger Sozialamts zugunsten der dort lebenden ‚Zigeuner‘, wie es sein Vorgänger Flamm für die älteren Menschen gewesen war. Dabei ging Mehl auch auf die Proteste der ‚Zigeuner‘ gegen die Betonbaracken auf dem Rieselfeld ein: Erstmals wurden die ‚Zigeuner‘ sogar aktiv an den Planungen für eine neue Siedlung beteiligt. Die Siedlung wurde in den späten 1970er-Jahren im Freiburger Stadtteil Weingarten gebaut, nachdem dort schon vorher ein Sozialzentrum eröffnet worden war, das den ‚Zigeunern‘ mit Bildungsangeboten dabei helfen sollte, in der Gesellschaft Fuß zu fassen. Nach jahrhundertelanger Ausgrenzung erfuhren die ‚Zigeuner‘ nun also die Anerkennung als ‚würdige‘ Hilfsbedürftige – eine Anerkennung, die ihren älteren Mitbürgern in Freiburg bereits traditionell zuteilwurde.⁶¹



Abb. 8 Sozialamtsleiter Hans Peter Mehl (Foto: Rüdiger Buhl).

⁶¹ Stellungnahme des Sozialamts, 18.10.1968, StadtAF, C5/2613; siehe z.B. Badische Zeitung, 16./17.8.1969 und 1.10.1969; vgl. ECHTERNKAMP (wie Anm. 7), S. 239-241; vgl. NEISEN (wie Anm. 7), S. 247f.; vgl. WIDMANN (wie Anm. 53), S. 18, 23, 96-101, 123f., 139f. und 144f.

Fazit

Der Vergleich der Wohnversorgung für ältere Menschen in Freiburg und Castrop-Rauxel in der Nachkriegszeit kontrastiert mit den Maßnahmen, die auf die Freiburger ‚Zigeuner‘ gerichtet waren. Zugleich zeigt dieser die Vielfalt der Faktoren, die den Umgang mit hilfsbedürftigen Menschen beeinflussten.

So spielte die Bevölkerungsentwicklung eine wichtige Rolle. Für die große Zahl älterer Menschen entstanden in Freiburg sehr früh innovative Wohnangebote. Demgegenüber war die Castrop-Rauxeler Bevölkerung lange überdurchschnittlich jung, sodass vergleichbare Einrichtungen dort erst um 1970 geschaffen wurden. Ebenfalls von Bedeutung waren herausgehobene Persönlichkeiten. Der langjährige Leiter des Freiburger Sozialamtes Franz Flamm war Experte der Altenhilfe. Sein Wissen und seine Erfahrungen prägten die Entwicklung der Freiburger Altenhilfe in den 1950er- und 1960er-Jahren. In Castrop-Rauxel fehlte ein solcher Fürsprecher.

Problematisch für die Entwicklung von Hilfsangeboten war dagegen sowohl in Freiburg als auch in Castrop-Rauxel die finanzielle Lage der Städte. Geringe Steuereinnahmen und eine zunehmende Verschuldung erschwerten die Umsetzung von Bauvorhaben für die ältere Bevölkerung. In Anbetracht dieser begrenzten Ressourcen kamen kulturelle Ansichten zum Tragen. Älteren Menschen wurde traditionell eine besondere Hilfswürdigkeit zugeschrieben, begründet durch ihre angebliche Einsamkeit sowie den körperlichen und geistigen Verfall. Im Gegensatz dazu galten die Freiburger ‚Zigeuner‘ lange Zeit als ‚unwürdig‘, was Versuche der Vertreibung und zwangsweisen Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft nach sich zog. Die ‚Zigeuner‘ in Freiburg erhielten erst um 1970 Unterstützung, als ältere Menschen versorgt schienen und ein neuer Sozialamtsleiter unter dem Einfluss bundesweiter ‚Randgruppen‘-Diskussionen sich ihrer Probleme annahm.

Hilfsbedürftige Menschen waren somit darauf angewiesen, dass bestimmte sozioökonomische, politische und kulturelle Einflüsse zusammentrafen, damit Hilfsmaßnahmen eingeleitet wurden. Gerade ‚unwürdige‘ oder zahlenmäßig kleinere Bevölkerungsgruppen waren dadurch benachteiligt. Sie konnten aber immerhin darauf hoffen, dass sich die genannten Einflüsse mit der Zeit doch zu ihren Gunsten änderten. Und sie konnten auch versuchen, die Entwicklung in Bahnen zu lenken, die ihren Wünschen entsprachen – doch das kann in diesem Artikel nicht mehr näher ausgeführt werden.⁶²

⁶² Hierzu verweise ich auf meine Dissertation (siehe Anm. 3), dabei insbesondere die Kapitel 2.3.6 und 4.3.6.

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

THOMAS ADAM: Feuer, Fluten, Hagelwetter. Naturkatastrophen in Baden-Württemberg, Theiss Verlag, Darmstadt 2015, 224 S., 44 S/W-Abb.

Die deutschsprachige Katastrophenforschung hat epochenübergreifend seit mehr als zwei Dekaden Konjunktur. Dies belegt nicht zuletzt auch das 17 Seiten umfassende Auswahlliteraturverzeichnis, das Thomas Adam seiner 2015 veröffentlichten regionalgeschichtlichen Darstellung mit einem Fokus auf Naturkatastrophen in Baden-Württemberg beigibt (S. 201-217).

In einer knappen Einleitung (S. 7-14) führt Adam zunächst in die Theorie und Methodik seiner Studie ein. Dabei wird sowohl der gewählte historische wie geografische Untersuchungsgegenstand vorgestellt (Naturkatastrophen in Baden-Württemberg von der Prähistorie bis in die jüngste Vergangenheit) als auch die methodologischen „Kernbegriffe“ (S. 13f.) definiert. Methodisch und terminologisch betritt Adam hier kein Neuland. „[W]ie ein roter Faden“ (S. 14) beantworten seine Ausführungen kulturgeschichtlich und mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen nach der Wahrnehmung, Deutung und Erinnerung der Extremereignisse durch den Menschen.

Die Untersuchung gliedert sich in sechs chronologisch Blöcke (S. 15-195), die von der bereits genannten Einleitung und einem kurzen Ausblick in die Zukunft (S. 196-200) gerahmt werden. Wie dem Klappentext zu recht zu entnehmen ist, führt Adam den Leser im Sinne eines „historischen Lesebuchs“, das der historischen Forschung wie interessierten Laien gleichsam zur Lektüre empfohlen werden darf, durch die vielfältige Geschichte der Naturkatastrophen im Südwesten. Mehr als vierzig S/W-Abbildungen illustrieren die Darstellung. Dass sich der geografische Blick auch über die im Titel genannten und erst 1952 festgeschriebenen Grenzen des Bundeslandes Baden-Württemberg richtet, ist nur zu begrüßen. Bekanntlich schert sich die Natur nicht um menschengemachte Grenzziehungen (vgl. S. 8).

Auf das Setzen von Fuß- sowie Endnoten verzichtet Adam vollständig. Folglich ist der interessierte Leser dazu gezwungen, auf die im Auswahlliteraturverzeichnis nach thematischen Oberbegriffen (wie beispielsweise „Feuer und Stadtbrände“ oder „Hochwasser und Überschwemmungen“) sortierten Titel zurückzugreifen, um die im Fließtext getätigten Ausführungen überprüfen und vertiefen zu können. Die im Literaturverzeichnis gewählte alphabetische Anordnung nach Nachnamen bei gleichzeitiger Erstnennung des Vornamens der Autoren/-innen erhöht leider nicht die Benutzerfreundlichkeit.

Derartige Kritikpunkte sind jedoch marginal angesichts der Leistung Adams. So bereichert die gut lesbare regionalgeschichtliche Monografie die Katastrophengeschichtsschreibung um eine bislang in ihrer Gesamtschau unberücksichtigten Synthese der Naturkatastrophen Baden-Württembergs. Ein Ortsregister rundet den Band ab.

Florian Hellberg

Burgen am Hochrhein, hg. vom Europäischen Burgeninstitut – Einrichtung der Deutschen Burgenvereinigung e.V. (Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 4/2015), Selbstverlag, Neuwied 2015, 95 S., zahlr. Farb- u. S/W-Abb.

Der Hochrhein, insbesondere der rechtsrheinische Bereich, blieb lange weitgehend außerhalb des Fokus der historischen Wissenschaft. Erst in jüngerer Zeit, als sich das Freiburg-/Dortmunder Projekt „Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau“ sich in seiner zweiten Phase mit dem südlichen Teil des Breisgaus zu beschäftigen begann – die alte Landschaft Breisgau reichte nicht nur bis ans Rheinknie bei Basel, sondern rechtsrheinisch noch ein gutes Stück flussaufwärts bis oberhalb Bad Säckingens – änderte sich dies. Im Rahmen des Vorhabens entstanden zahlreiche Burgenartikel, von denen etliche noch ihrer Veröffentlichung harren, und einige weitere Publikationen außerhalb, die mitunter auch den noch weiter flussaufwärts gelegenen Raum in den Blick nahmen. Um die hierbei gewonnenen Erkenntnisse zu präsentieren und mit jenen von der anderen, der schweizerischen Rheinseite zusam-

menzuführen, wurde im Jahr 2014 ein Symposium in Wehr veranstaltet. Dessen Beiträge liegen nun in einem Band zur Besprechung vor.

Generell ist anzumerken, dass die schweizerische Seite seit jeher intensiver erforscht wurde, nicht zuletzt im Rahmen der Tätigkeiten der verschiedenen kantonalen archäologischen Behörden und des großen und umtriebigen Schweizerischen Burgenvereins. Aus dem Arbeitsgebiet der Aargauer Kantonsarchäologie stellt Peter Frey die frühen Adelsburgen am Hochrhein vor, sein Kollege Christof Reding deckt die spätere Zeit ab. Aus dem Kanton Basel-Landschaft präsentiert Reto Marti seine Ergebnisse zur Burg Altenberg bei Füllinsdorf. Die Beiträge zu rechtsrheinischen Burgen gelten vor allem einzelnen Anlagen: den Burgen Hertenberg und Rheinfeld (Alfons Zettler), der Burg Bärenfels im Wehratal mit ihrem ungewöhnlichen Rundturm (Martin Strotz), den Burgen Klingnau und Wehr (Erik Beck), der Burg Hauenstein (Andre Gutmann) und der Burg Rötteln (Thomas Zotz). Vor allem Gutmann und Beck betrachten ausgehend von ihren Burgen die herrschaftspolitische regionale Situation und betten die Geschichte der Burgen in die Politik der Habsburger bzw. der Herren von Klingen ein. Der Frage um die Raumnutzung auf Burgen und deren Interpretation ging Eva-Maria Butz nach. Zwar mühte sie sich redlich, doch die von ihr betrachteten Burgen am Hochrhein ließen nur rudimentäre Ergebnisse zu – zu schlecht ist der Erhaltungszustand der Burgen, zu dürftig die schriftliche Quellenlage.

Der Band ist reich bebildert, wo immer möglich auch farbig. Bezüglich der Darstellung der Abbildungen hätte man sich an manchen Stellen eine größere Wiedergabe bzw. einen vergrößerten Ausschnitt gewünscht (z.B. S. 240, 252). Die einzelnen Beiträge werden meist mit einer kompakten Zusammenfassung beschlossen. Am Ende des Bandes finden sich noch von allen Beiträgen kurze Zusammenfassungen in englischer Sprache.

Der Band zeigt zweierlei, besonders bezüglich der rechtsrheinischen Seite des Arbeitsgebiets: zum einen erfreuliche Ergebnisse, die in jüngerer Zeit erzielt wurden, zum anderen, wie lohnend es sein kann, den Blick auf Gegenden zu richten, die bislang wenig untersucht wurden. Dabei dürfte sich am Hochrhein noch manch ein lohnender Untersuchungsgegenstand finden lassen.

Boris Bigott

Der Erste Weltkrieg am Oberrhein, hg. von ROBERT NEISEN und MARKUS EISEN (Rombach Wissenschaften), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin/Wien 2015, 204 S., S/W-Abb.

Der Erste Weltkrieg hatte massive Auswirkungen auf Südbaden, das Elsass und das schweizerische Basel. Er zerschnitt den bis dahin kulturell und wirtschaftlich eng verflochtenen Oberrheinraum und führte zu nationalstaatlichen Grenzziehungen. Die Vogesen waren Aufmarschgebiet und Schauplatz von Gefechten, deren Kanonendonner bis nach Freiburg zu hören war. Das von Robert Neisen und Markus Eisen herausgegebene Buch zeigt in acht, sich Einzelaspekten widmenden Aufsätzen die Folgen dieser Konfrontation zwischen Deutschland und Frankreich auf. Der Sammelband geht hierbei auf eine Veranstaltungsreihe des Arbeitskreises Regionalgeschichte Freiburg im Jahr 2014 zurück, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf das Leben, die Empfindungen und die Wahrnehmung der Menschen am Oberrhein zu untersuchen.

Nach einer ungewöhnlich langen, die Ergebnisse der Einzelbeiträge vorwegnehmenden Einleitung (11 S.) der beiden Herausgeber geht zunächst Uta Hinz auf den Kriegsausbruch im Sommer 1914 in der südbadischen Grenzregion Lörrach ein. Julikrise, patriotische Kundgebungen aber auch die Angst vor einer ungewissen Zukunft stehen beispielhaft für dieses Zeitfenster. Robert Labhardt beschreibt diese Situation aus dem Blickwinkel des eidgenössischen Basel und zieht das Fazit, dass der Große Krieg und die daraus resultierende Abschottung der Schweiz den Ausgangspunkt und die Ursache eines bis heute zu verspürenden „nationalistisch grundierten Feindbilds“, das in Ausländern etwas potenziell Verdächtiges oder Gefährliches sieht, darstellen. Noch schwieriger war zu Beginn und erst recht nach Ende des Krieges die Lage im Elsass, wie Daniel Mollenhauer erläutert. Elsässer kämpften auf beiden Seiten der Front und obwohl die Bevölkerung – die Reichsdeutschen ausgenommen – mehrheitlich den Rückfall an Frankreich begrüßten, herrschte dennoch wegen der Kriegsteilnahme nach 1918 ein Klima des Misstrauens. „Krieg der Experten – Badische Natur- und Technikwissenschaftler 1914-18“ lautet der Titel des Beitrags von Andreas Lehmann. Es ist quasi eine Fortführung seiner 2007 erschienenen Studie über den kriegs-

wissenschaftlichen Einsatz der an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg forschenden und lehrenden Naturwissenschaftler. Hierzu passend folgt im Anschluss Arndt Schreiber, der über die Erfahrung und Erinnerung des Ersten Weltkriegs an der Freiburger Alma Mater referiert und eine Kriegsbegeisterung „am ehesten ... beim national gesinnten akademischen Milieu, insbesondere in der Studentenschaft“ feststellt. Anhand von populären Zeitdokumenten wie Kriegsliedern, -gedichten oder -tagebüchern sowie Feldpostbriefen werden auch der Alltag der Menschen an und hinter der Kampflinie beleuchtet und wieder lebendig. Aibe-Marlene Gerdes und Michael Fischer sowie Markus Eisen haben diese Quellengattungen ausgewertet. Markus Eisen kommt dabei zum Ergebnis, „dass die Stimmung der Freiburger Bevölkerung insgesamt eher zurückhaltend-bedrückt, denn nationalistisch-kriegsbegeistert war“. Den Schlusspunkt des Sammelbandes setzt Jan Merk mit einer Abhandlung über den heute fast in Vergessenheit geratenen Dichter Rudolf Borchardt und dessen frustrierende Zeit als Offiziersaspirant bei dem in der Garnison Müllheim stationierten Ersatzbataillon.

„Das Buch ist sehr gut: Kompetent und sachlich neu“, so das Fazit von Gerd Krumeich bei der Vorstellung des Werkes im Museum für Stadtgeschichte in Freiburg. Diesem Urteil kann man voll und ganz zustimmen. Allein aus diesem Grund hätte der Sammelband eine höherwertigere Aufmachung verdient gehabt. Es stellt eine wertvolle Ergänzung des vom US-Amerikaner Roger Chickering veröffentlichten und ins Deutsche übersetzten Standardwerks „Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914-1918“ sowie der Studie von Christian Geinitz über den Kriegsbeginn und das Augusterlebnis in Freiburg dar.

Hans-Peter Widmann

Gewalt und Widerstand in der politischen Kultur des späten Mittelalters, hg. von MARTIN KINTZINGER, FRANK REXROTH und JÖRG ROGGE (Vorträge und Forschungen LXXX), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2015, 372 S.

Eine zentrale Frage, die sich die meisten Autoren dieses Bandes stellen, ist das Phänomen, das zu Beginn des 14. Jahrhunderts zu beobachten ist: eine unvorstellbare Brutalität bei Bestrafungen durch die Herrscher. Sie hat wohl in England ihren Ursprung, taucht aber in vielen anderen Ländern Europas ebenfalls auf. War es eine zunehmende Unsicherheit der Herrschercliquen, die diese Gewalteruptionen hervorriefen, wie manche Teilnehme an der Tagung meinen, oder sollte der immer manifester werdende Widerstandsgeist so unterdrückt werden? Dabei muss man allerdings beachten, dass auch die Gegner der Krone mit den Herrschern und ihren Ratgebern nicht eben zimperlich umgingen. Gerade in England kam es nicht selten vor, dass abgesetzte Könige und ihre Günstlinge im Gefängnis ermordet wurden. Dies hatte allerdings seine Begründung in der rechtlichen Situation des Souveräns. Er blieb auch im Kerker legitimer Herrscher. Um einen Nachfolger zu küren, musste erst der alte König beseitigt werden.

Hier seien nur einige Beispiele aus der Fülle von Gewaltanwendungen genannt, die die Autoren über diese Zeit beschreiben. Es soll mit der Glimpflichsten begonnen werden: Um blutigen und verlustreichen Begegnungen aus dem Weg zu gehen, gingen manche Städte in der Toskana dazu über, ihre Gegner vor deren Stadtmauern mit Demonstrationen herauszufordern. Sie reichten von unflätigem Rufen bis zu Umzügen von Soldaten mit Prostituierten. Umgekehrt aufgehängte Tiere oder auch anzügliche Münzprägungen waren ebenfalls im Repertoire der Verspotter. Eine andere Besonderheit in dieser Zeit bildeten vor allem in Frankreich die sogenannten „Rois des Ribauds“ (Hurenkönige). Sie fungierten als offizielle Amtspersonen oder Hilfstruppen, die nicht nur Bordelle und Spielhöllen kontrollierten, sondern auch die Aufsicht über Spielleute und den Handel des Landes ausübten. Sie stellten auch oft die Rausschmeißer vor dem Palast des Herrschers.

Um auf das eingangs genannte Phänomen zurückzukommen: Nicht nur im christlichen Abendland, sondern auch in vom Islam beherrschten Gebieten wurde äußerste Brutalität als Ausdruck unbedingten Herrscherwillens verstanden. Allerdings hatten Religions- und Rechtsgelehrte dort für eine dämpfende Wirkung der Gewaltanwendung von Kalifen gesorgt. Zwar galt es Ungläubige gnadenlos zu vernichten, wenn sie aber zum rechten Glauben zurückfanden, sollte man sie in Ruhe lassen. Auch christliche Rechtsgelehrte plädierten für den Status eines gerechten Herrschers, der die Zuneigung seiner Unterta-

nen gewinnen sollte. Manche Theoretiker gingen sogar soweit, ein gewisses Widerstandsrecht, z.B. gegen exorbitante Steuererhöhungen, einzufordern. Auf keinen Fall aber sollte, da waren sich alle Gelehrten einig, dadurch die Stellung des Königs als solche angetastet werden. Wie im Islam war sie ja von Gott gegeben, egal ob der Monarch tyrannisch oder gutmütig handelte.

Zuletzt sei noch auf eine Besonderheit bei der Aufrechterhaltung oder der Änderung dynastischer Strukturen hingewiesen: Dem Gifteinsatz. Aus dem dazu verfassten Artikel geht hervor, dass er sowohl von despotischen Herrschern benutzt wurde – um etwa Konkurrenten zu beseitigen – als auch dazu, unliebsame Könige zu ermorden. Aber auch im diplomatischen Verkehr spielte Gift im ausgehenden Mittelalter eine nicht unbedeutende Rolle. So führte wohl die Serenissima einen Gutteil ihrer Außenpolitik mit dem Einsatz dieses Mittels durch.

Insgesamt gesehen stellen die Beiträge, von denen hier nur wenige genannt werden konnten, die neuesten Forschungsergebnisse über Gewalt und Widerstand im ausgehenden Mittelalter dar. Für den Laien sind die Vorträge oft vom sprachlichen Duktus her und der Verwendung fremder Sprachen (Latein, Französisch und Italienisch) nicht leicht zu erschließen. Detlef Vogel

ISO HIMMELSBACH: Erfahrung – Mentalität – Management. Hochwasser und Hochwasserschutz an den nicht-schiffbaren Flüssen im Ober-Elsass und am Oberrhein (1480-2007) (Freiburger Geographische Hefte 73), Institut für Umweltwissenschaften und Geographie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Freiburg 2014, 244 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Grundanlage und Inhalt dieses Buches sind das Ergebnis der lebenslangen wissenschaftlichen Tätigkeit des Autors. Seit dem Erscheinen der Publikationen über das Badewesen (2000) und die Bachabschlags-techniken (2005) im Freiburger Stadtraum ist Iso Himmelsbach einer interdisziplinären Leserschaft für seine auf das Wassermanagement fokussierten Forschungsarbeiten bekannt.

Die zwölf Kapitel dieser neuen, ursprünglich als Dissertation verfassten Arbeit führen dem Leser sowohl die Hochwasserkatastrophen als auch die Regulierungsmaßnahmen zu ihrer Verhinderung im Ober-Elsass und am Oberrhein in den letzten fünf Jahrhunderten vor Augen.

Von besonderem Interesse ist die regelmäßige Verwendung von Computer-Grafiken und Karten, welche die chronologische Untersuchung der Hochwasserereignisse um themenspezifische Deutungen ergänzen. Anhand der im elften Kapitel gebotenen Karten über die ermittelten Schadensorte des Hochwassers (S. 178-192) ist es möglich, die unterschiedlichen Kräfte der über die Ufer tretenden Flüsse Doller, Dreisam, Elz, Fecht, Ill, Kinzig, Lauch, Largue, Rhein und Thur während der Überschwemmungen von 1778, 1824, 1852, 1872, 1876, 1881, 1882, 1896, 1910, 1947, 1955, 1991 und 1999 genau zu verorten und entsprechend einzuordnen. Die einzelnen Aspekte der zerstörerischen Wucht der obengenannten Wasserläufe sind im neunten Kapitel (S. 143-168) streng gegliedert: Die Hochwasser Geschichte der Dreisam ist beispielsweise auf Grundlage der Stichwörter „Hochwasserhäufigkeiten“ (S. 151), „Meteorologische Ursachen“ (S. 159), „Veränderungen meteorologischer Hochwasserursachen in %“ (S. 160), „Extreme Hochwasserereignisse“ (S. 163) genau nachzuvollziehen. Auch die Deutungs- und Wahrnehmungsgeschichte der Wasserkatastrophen seitens der Bevölkerung nimmt im Buch eine wichtige Rolle ein. Das siebte Kapitel (S. 109-134) über das „Magdalenen-Hochwasser von 1480 am Oberrhein“ oder die „Sintflutdebatte“ (1488-1524) bietet eine bemerkenswerte interdisziplinäre Verbindung zwischen geographischen und historischen Forschungsperspektiven. Die am Ende jedes Kapitels gebotene Zusammenfassung dient nicht zuletzt auch als Kompass für eine weitere Vertiefung.

„Alles wissenschaftliche Arbeiten ist nichts anderes als immer neuen Stoff in allgemeine Gesetze zu bringen“, so schrieb der Gelehrte Wilhelm von Humboldt (1767-1835) im Jahre 1833 an seine Brieffreundin Charlotte Diede (1769-1846). Diese Feststellung könnte auch dieser Veröffentlichung voranstellen, die einen wertvollen und auch für nicht-wissenschaftliche Leser nützlichen Gesamtblick auf die Meisterung der Wasserkatastrophen am Oberrhein wirft. Marco Leonardi

JÖRG KOCH: Marmor, Stein und Eisen bricht. Bismarckdenkmäler und Bismarckgedenken am Oberrhein, mit einem Vorwort von VERA LENGSELD, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 190 Seiten, zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Umgehend reagierten die Freiburger Studenten im Todesjahr des Altreichskanzlers Otto von Bismarck 1898 auf den Appell des Dachverbands der deutschen Studentenschaft, zu Ehren des Reichsgründers von 1871 an markanten Orten Türme als Feuersäulen zu errichten. Der Freiburger Bismarckturm erhielt seinen Platz auf dem Schlossberg und wurde 1900 als erster eingeweiht, „entworfenen und erbaut von Architekt Oskar Geiges, errichtet von der Freiburger Studentenschaft“, so die Inschrift; zu ergänzen bleibt: auf städtischem Grund. Mit seinem 13 Meter hohen Turm aus Sandsteinquadern und acht eisernen Feuerkörben auf der Dachfläche hatte sich Geiges in Proportion und Funktion an den Entwurf des 26-jährigen Architekten Wilhelm Kreis, Assistent von Paul Wallot in Dresden, angelehnt. Kreis hatte den von der Studentenschaft ausgeschriebenen Wettbewerb mit seiner Feuersäule „Götterdämmerung“ gewonnen. Nach diesem Plan entstand 1903 der Heidelberger Bismarckturm auf dem Heiligenberg, der als Bekrönung eine mächtige Feuerschale trug und seit einer Renovierung 1986 wieder trägt.

Jörg Koch befasste sich mit der Bismarckverehrung und deren Spuren entlang des Oberrheins zwischen Freiburg und Ingelheim bei Mainz. Er trug reichlich Material zusammen über Bismarck als Ehrenbürger, Bismarckfeiern und vor allem über Denkmäler bis hin zu schlichten Gedenksteinen oder -tafeln. In Worms liegt sein Schwerpunkt. Hier wirkt der Historiker und Gymnasiallehrer Koch als Stadtrat und Beirat im Geschichtsverein. Für Freiburg wird nicht nur die Ehrenbürgerschaft 1895 und der Bismarckturm, sondern auch das Siegesdenkmal von Karl Friedrich Moest oder das verschwundene Werderdenkmal erwähnt. Die Information über das Bismarckdenkmal auf dem Feldberg mit einem Relief des aus Schönau gebürtigen Bildhauers Fridolin Dietsche ist im Kapitel über Karlsruhe versteckt. Völlig unverständlich ist, dass Koch die 2005 veröffentlichte Arbeit von Ute Scherb „Wir bekommen die Denkmäler, die wir verdienen. Freiburger Monumente im 19. Und 20. Jahrhundert“ entgangen ist. Um zu erfahren, was es mit dem Werderdenkmal auf sich hat, muss man dort nachlesen: Es befand sich an der Villa Platenius, die 1905 abgerissen wurde, um dem neuen Stadttheater Platz zu machen.

Dem Autor geht es einerseits um eine Bestandsaufnahme der einschlägigen Objekte, andererseits über den Umgang mit ihnen. Er lobt den Erhaltungszustand und das Ambiente des Lahrer Bismarckdenkmals, 1893 gestiftet vom Verleger Moritz Schauenburg, und bedauert, dass das vergleichbare Emmendinger Denkmal während des Zweiten Weltkriegs einer Metallsammlung zum Opfer fiel. Interessant ist die Geschichte des Mannheimer Bismarckdenkmals, das 1980 unter SPD-Oberbürgermeister Ludwig Ratzel trotz des Stigmas, das dem eisernen Kanzler durch die Sozialistengesetze anhaftet, neu aufgestellt wurde. Das Buch ist faktenreich. Die vielen mit Hochrufen endenden Zitate aus der Zeit der Aufstellung der Denkmäler mag man als verzichtbar bezeichnen. Oder auch nicht, denn aus dem Wormser Tageblatt erfährt man, dass „Frau Präsident Kiefer aus Freiburg“ 1894 mit 14 Damen aus der Pfalz, Baden und Hessen nach Hamburg reiste, um Bismarck zum 79. Geburtstag zu gratulieren.

Renate Liessem-Breinlinger

ROLF-ULRICH KUNZE: „Möge Gott unserer Kirche helfen!“ Theologiepolitik, Kirchenkampf und Auseinandersetzung mit dem NS-Regime. Die Evangelische Landeskirche Badens 1933-1945 (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte 6), Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2015, 514 S.

Die hier anzuzeigende Studie des Karlsruher Historikers Rolf-Ulrich Kunze über die Evangelische Landeskirche Badens in der Zeit des Nationalsozialismus verdeutlicht, dass die Erforschung der Kirchen im Dritten Reich noch keinesfalls abgeschlossen ist. Neben Caroline Klausings Dissertation zur Bekennenden Kirche in Baden ist jetzt also eine Arbeit erschienen, welche die Landeskirche insgesamt in den Blick nimmt.

Auf den ersten gut hundert Seiten stellt Kunze den Forschungsstand dar und führt in die Methoden und die Fragestellung seiner Arbeit ein. Ebenso liefert er hier einen konzisen kirchen- und theologiegeschichtlichen Überblick der badischen Landeskirche von der Kirchenunion von 1821 bis in die Jahre nach 1945.

Das dritte Kapitel unterstreicht die Bedeutung der kirchlichen Publizistik für die historische Forschung, die bislang häufig nicht hinreichend berücksichtigt worden ist. Exemplarisch greift Kunze dabei auf der einen Seite die „Kirchlich-Positiven Blätter“ heraus und stellt diese der Zeitschrift „Der Deutsche Christ“ gegenüber. Hier gelingt ihm eine instruktive „dichte Beschreibung“ der Positionen, die einen tiefen Einblick in die Diskussionslage der badischen Landeskirche geben.

Dies vertieft Kunze nochmals im vierten Kapitel, das in gewisser Weise den Hauptteil der Arbeit darstellt. Die Bekennende Kirche auf der einen und die Deutschen Christen auf der anderen Seite rücken dabei in den Fokus. Aufschlussreich ist dieses Kapitel nicht zuletzt durch den biografischen Ansatz, der die Motivlagen und unterschiedlichen Überzeugungen badischer Pfarrer und Theologen gut nachvollziehbar machen kann. Spannend sind vor allem die Kapitel über Julius Bender, den ersten Nachkriegsbischof Badens, und Helmut Thielicke, der zwischen 1936 und 1940 an der Universität Heidelberg unterrichtete und nach 1945 zu einem der bekanntesten deutschen Theologen wurde. Hier hat sich merkwürdigerweise ein Fehler eingeschlichen, da in der Arbeit gehäuft von „Thielecke“ die Rede ist.

Anhand eines lokalen Beispiels (St. Georgen im Schwarzwald) und durch den Vergleich mit der württembergischen und pfälzischen Landeskirche in der Zeit des Nationalsozialismus, bietet die Arbeit ein nach vielen Seiten hin abgerundetes Bild. Zugleich könnten vielfältige Anstöße für weitere Forschungen von diesem Werk ausgehen, die im siebten Kapitel anregend zusammengefasst werden. Und auch der territorialkirchengeschichtliche Leser wird hier umfassend und verständlich informiert werden.

Benedikt Brunner

Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. IV: Erweckung/Innere Mission/Diakonie/Theologinnen, hg. von GERHARD SCHWINGE (Sonderveröffentlichung des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden 9), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u. a. 2015, 480 S., 53 S/W-Abb.

Regine Jolberg, geb. Zimmern (1800-1870), die als Witwe in den 1840er-Jahren in Leutesheim bei Kehl eine Ausbildungsstätte für Kinderpflegerinnen gründete und 1851 mit ihrem Institut das Böcklin'sche Schlösschen in Nonnenweier bezog, ist in Baden keine Unbekannte. Adelheid von Hauff würdigt jedoch nicht nur „Mutter Jolbergs“ einfühlsame modern anmutende Pädagogik und ihren Erfolg bei der Organisation ländlicher Kleinkindbetreuung, sondern zeichnet deren Weg zum Christentum nach. Regine Jolberg stammte aus einer wohlhabenden jüdischen Familie in Heidelberg und ließ sich als 26-jährige mit ihren Töchtern und ihrem zweiten Mann taufen. Die tiefgreifende Hinwendung zur Lehre Christi vollzog sie, als sie – zum zweiten Mal verwitwet – mit dem Pietismus in Berührung kam und sich der badischen Erweckungsbewegung zuwandte. Aloys Henhöfer (1789-1862), die prägende Gestalt dieses religiösen Aufbruchs, selbst Konvertit vom Katholizismus zum Protestantismus, hielt 1846 beim ersten Jahresfest der Jolberg'schen Bildungsanstalt die Festpredigt. Den Beitrag über Aloys Henhöfer schrieb der Karlsruher Kirchenhistoriker Gerhard Schwinge. Er ist zugleich der Herausgeber des Bandes mit insgesamt 21 Lebensbildern von 15 Autoren. Blickfang für Freiburger ist im Kapitel „Erweckungsbewegung“ der Aufsatz von Klaus vom Orde über den Unternehmer und Abgeordneten Carl Mez (1808-1877). Johannes Ehmann bearbeitete den Pädagogen und Leiter des Karlsruher Schullehrerseminars Wilhelm Stern (1792-1873), Jochen Eber den Schriftsteller, Volksmissionar und Dekan Friedrich Hauß (1893-1977).

Das Kapitel „Innere Mission/Diakonie“ beginnt mit Thomas K. Kuhns Beitrag über den Mit-Beegründer der Anstalt Beuggen Christian Heinrich Zeller (1779-1860), von Haus aus Jurist, aus Berufung Pädagoge und Theologe, der sich verwahrloster Kinder annahm. Gerhard Lötsch (†) befasste sich mit Ernst Fink (1806-1863), der ab 1842 dem Arzt Christian Roller beim Aufbau der Heil- und Pflege-Anstalt Illenau bei Achern beistand und dort bis zu seinem Tod als Pfarrer wirkte. Fink und seine Frau waren mit Regine Jolberg befreundet gaben während ihrer Zeit im Pfarrhaus in Leutesheim den Anstoß zu deren Wirken und Werk. Eckhart Marggraf behandelt Conrad Kayser (1848-1929), der wie Fink als Anstalts-pfarrer in der Illenau wirkte. Er gab das „Illenauer Wochenblatt“ heraus, dessen Kopfleiste mit dem Motto „Liebe – Diene!“ zweimal abgebildet ist. Kayser arbeitete danach in der Karlsruher Stadtmission und im badischen Landesausschuss für Innere Mission, sein letzter Dienort war Frankfurt. Immer wieder erge-

ben sich Querbezüge wie zu Ernst August Göler von Ravensburg (1837-1912), dem beliebten langjährigen Präsidenten des badischen Landesvereins für Innere Mission, den Heike Vierling-Ihrig vorstellt.

Eine typische Überschrift für die Lebensbilder der jüngeren Jahrgänge lautet: „Landespfarrer für Diakonie in schwierigen Zeiten“, womit Jörg Winter andeutet, dass Wilhelm Ziegler (1901-1993) „anfängliche Sympathien mit dem NS“ und den „Deutschen Christen“ hegte. Ziegler, der väterlicher- und mütterlicherseits aus einer Pfarrfamilie stammte, engagierte sich früh in der Wohlfahrtspflege, wirkte in der Nachkriegszeit auf die Zusammenführung des Gesamtverbandes der Inneren Mission und des Evangelischen Hilfswerks hin und profilierte sich als Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werks und durchsetzungsfähiges Mitglied der Pflegesatzkommission der Liga der Freien Wohlfahrtsverbände in Baden-Württemberg. Christian Möller schreibt über den in Galizien geborenen und fast hundertjährig in Karlsruhe verstorbenen Professor für Diakoniewissenschaften Herbert Krimm (1905-2002), der nach Kriegsteilnahme als Militärgeistlicher und Gefangenschaft vermittelt von Eugen Gerstenmaier an verantwortlicher Stelle im Zentralbüro des Hilfswerks der EKD in Stuttgart wirkte, ehe ihn 1961 die Berufung nach Heidelberg erreichte. Auch Erich Kühn (1902-1979), der langjährige Pfarrer in Mannheim-Neckarau, war Kriegspfarrer und stand als solcher „in außerordentlich hohem Ansehen“, so Udo Wennemuth, der Kühns selbstkritischen Umgang mit der Vergangenheit hervorhebt und mit einem Zitat von 1945 belegt: „Wir gestehen, dass wir oft um das Kreuz herumgegangen sind“. Nachhaltig wirksam sind die „Neckarauer Liebeswerke“ mit Einrichtungen für Alte und Behinderte und dem 1956 gegründeten Johann-Sebastian-Bach-Gymnasium.

„Herausgefordert durch die Krankenmorde 1941-1944“, so überschreibt der württembergische Kirchenhistoriker Jörg Thierfelder das zentrale Kapitel seiner Studie über Pfarrer Adolf Meerwein (1898-1969), den langjährigen Leiter der Heil- und Pflegeanstalt für Epilepsie in Kork, der lebenslang darunter litt, dass er nur wenige seiner Pfleglinge retten konnte. Dieses Lebensbild ist auch von den äußerlichen Ereignissen her aufwühlend und turbulent: 1939 bei Kriegsbeginn, wenige Monate nach Meerweins Ankunft in Kork, wurde das Gebiet an der französischen Grenze evakuiert. Im September zog er mit Mitarbeitern und Patienten sowie Insassen des Altersheims, insgesamt 393 Personen, nach Stetten im Remstal, eine Kork vergleichbare diakonische Einrichtung mit 750 Pfleglingen. Hier erreichten ihn die Maßnahmen der NS-Euthanasie: die Meldebogenaktion, eine erste „Verlegung“ von Patienten. Nach dem Frankreichfeldzug kehrten die Korker wieder zurück.

Thierfelder ist mit einem weiteren bewegten und bewegendem Lebenslauf vertreten: Gertrud Hammann (1910-1990), in Karlsruhe geborene Christin jüdischer Herkunft, kirchliche Kindergärtnerin in Neumühl bei Kehl, der 1937 die Arbeiterlaubnis entzogen wurde. Neumühler Gemeindeglieder halfen ihr, elsässischen Boden zu erreichen; die Oberin des Diakonissenhauses in Bischwiller vermittelten sie in eine Familie in Montpellier. Als deutsche Staatsbürgerin wurde sie bei Beginn des Frankreichfeldzuges 1940 von französischen Behörden interniert und in das Lager Gurs gebracht, wo sie einige Wochen vor ihrer Entlassung im Herbst die Ankunft der badischen und Pfälzer Juden erlebte. „In Frankreich überlebt“ und „Zurück nach Deutschland“ überschreibt der Autor die weiteren Kapitel, ehe er auf Gertrud Hammanns Leistungen als Landesfürsorgerin und in der evangelischen Frauenarbeit eingeht. Um für die Nachkriegskarriere gerüstet zu sein, hatte sie die Evangelische Soziale Frauenschule in Freiburg besucht. Der Herausgeber ordnete diese Frauen-Biografie dem Kapitel Diakonie zu, wo er auch Regine Jolberg und das von ihm selbst verfasste Lebensbild der Henriette Frommel, geb. Gambis (1801-1865), einfügte. Henriette Frommel, die Gattin des Maler-Professors und Direktors der Karlsruher Kunstgalerie Carl Ludwig Frommel, hat sich um den „Verein der Kleinkinderbewahranstalt Karlsruhe“ verdient gemacht.

In den drei Beiträgen des Kapitels „Theologinnen“ geht es um akademisch gebildete und examinierte Frauen und ihren Weg zum und im kirchlichen Dienst. Mit dem Titel „Vikarin“ wurden sie in den Kriegsjahren zur Vertretung auf Pfarrstellen eingesetzt. Ab 1962 durften sie den Titel „Pfarrerin“ führen, jedoch ohne Ordination und volle Gleichstellung. Erst 1971 machte die Landessynode den Weg frei zur Übernahme einer Pfarrgemeinde. Im selben Jahr wurde Pfarrerin Hilde Bitz als erste Frau in Baden in ein Gemeindepfarramt eingeführt (Paul-Gerhardt-Gemeinde Mannheim-Neckarstadt). Sie schreibt über zwei profilierte Vorkämpferinnen, die sie persönlich kannte: Grete Gillet (1895-1970) und Doris

Faulhaber (1907-1991). Gillet, die aus dem Bereich der Hannoverschen Landeskirche 1917 nach einigen Semestern in Marburg und Berlin ins liberale Baden an die Universität Heidelberg kam, wo sie 1919 mit einer von Martin Dibelius betreuten Arbeit promoviert wurde, profilierte sich in der evangelischen Frauenarbeit. Faulhaber, ebenfalls Dr. theol., deren forsche Persönlichkeit Bitz einfühlsam herausarbeitet, versah ab 1942 in Mannheim die Pfarrgemeinde Wallstadt und das Krankenhauspfarramt. Die Frage, ob die Theologin einen Talar brauche, entschied sie aus eigenem Ermessen mit ja und machte sich damit überregional einen Namen als „Mutter des Talars“. Monika Zielfelder-Löffler stellt Maria Heinsius, geb. Stoeber (1893-1979), vor, die 1917 als erste Theologin in Deutschland in Heidelberg promoviert wurde. Neben ihrer Tätigkeit in der kirchlichen Frauenarbeit war sie schriftstellerisch aktiv. Kurz vor ihrem Tod erschien das Buch „Frauen in der Kirche am Oberrhein“.

Band IV der Lebensbilder ist gewichtig im doppelten Sinn. Alle 21 Persönlichkeiten werden auch im Bild gezeigt: unter den Portraits der Namenszug. Renate Liessem-Breinlinger

Mächtige Frauen? Königinnen und Fürstinnen im europäischen Mittelalter (11.-14. Jahrhundert), hg. von CLAUDIA ZEY (Vorträge und Forschungen 81), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2015, 487 S., Abb.

Ein Fragezeichen steht hinter dem Haupttitel des stattlichen Sammelbandes, der 13 Beiträge von acht Autorinnen und fünf Autoren umfasst. Die meisten gehen zurück auf Vorträge, die während der Herbsttagung 2010 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte zur Diskussion gestellt wurden. Ein Fragezeichen vermittelt Offenheit und fordert Antworten heraus. Beides leistet der vorliegende Band in eindrucksvoller Weise. Die zum Thema hinführende Einleitung durch die Herausgeberin Claudia Zey umreißt bereits in den Literaturangaben, die sich über vier Seiten erstrecken, den breiten Forschungsbefund und -stand. Recht kritisch setzt sie sich mit den gängigen Forschungsmustern auseinander und erwartet als Erkenntnisziel vor allem eine stärkere Beachtung der europäischen Dimension des Themas.

Der einleitende Beitrag von Christine Reinle „Was bedeutet Macht im Mittelalter?“ steigt zwangsläufig in die seit Max Weber und Michel Foucault geführten Grundsatzdebatten ein, lenkt dabei aber auch ausdrücklich den Blick auf die von Heinrich Popitz beschriebenen „Phänomene der Macht“. In einem zweiten Argumentationsschritt führt sie die moderne Theoriebildung hin zur konkreten historischen Situation von Frauen im Mittelalter und analysiert deren Machtinstrumente und Machtressourcen, aus denen sich eigene Strategien entwickeln konnten. Wie dieses Handlungsspektrum bereits von mittelalterlichen Zeitgenossen reflektiert wurde, legt die Verfasserin anhand markanter Beispiele dar. Sie bietet sich in der Tat zu einer Neubewertung der Rolle der Frau im Mittelalter an. Mit dem konzentrierten Einstieg in das Thema schafft die Verfasserin eine vielschichtige Diskussionsgrundlage, um „das analytische Potenzial auszureizen“.

Am Ende des Bandes fasst Jörg Rogge die Ergebnisse der Tagung zusammen, indem er fünf Themenfelder zur weiblichen Herrschaftsausübung eigens heraushebt: Soziale Voraussetzungen; Mittel, Handlungsfelder und Herrschaftsziele; Erscheinungsformen; Rollenerwartungen; offene Probleme. Er stellt noch einmal klar, dass „weibliche Herrschaft in der Forschung nicht mehr als grundsätzlich exzeptionell bewertet werden muss“, zumal gelingende Herrschaft für Männer und Frauen entscheidend von derselben Bedingung abhängt, nämlich von Autorität: persönlich, beruhend auf Vorbildlichkeit und Leistungsfähigkeit, formal, beruhend auf Recht Tradition und Eigentum, delegiert, abgeleitet von einem Amt. Die Antwort der Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer auf das Fragezeichen im Titel des Bandes lautet einmütig: „Es gab während des Mittelalters überall und immer wieder mächtige Frauen, die Herrschaft effektiv ausgeübt haben“, auch wenn manche durch ihre männlichen Zeitgenossen kritisiert wurden, sobald sie sich der Kontrolle entzogen und ihr Potential voll ausschöpfen wollten.

Während zunächst fünf Beiträge die hochmittelalterliche „reginale Herrschaft“ in „europäischen Randzonen“ (Iberische Halbinsel, Königreich Jerusalem, Anglo-normannisches Reich und Ostfrankreich) analysieren, befragt Brigitte Kasten überlieferte Krönungsordines für Königinnen und Kaiserinnen, ob sich in ihnen theologisch-politische Ideen zu einer spezifisch weiblichen Form von Herrschaft

widerspiegeln. Über die Quellengattung der Papstbriefe erweitert sie den Rezipientenkreis auf „hochadlige Würdenträgerinnen wie Herzoginnen, Markgräfinnen und Gräfinnen.“ Sie zieht daraus den Schluss, dass auch die Päpste sehr darum bemüht waren, die Herrschaft von Frauen zu stabilisieren.

Das letzte Drittel des Bandes wendet sich dem Südwesten des Reiches zu, beginnend mit einem Aufsatz, der von profunder Quellenkenntnis zeugt und den Titel ebenfalls mit einem Fragezeichen versieht: „Mit den Mitteln einer Frau? Zur Bedeutung der Fürstinnen in der späten Salierzeit“. Elke Goetz zeichnet darin ein facettenreiches Bild mächtiger Frauen des Investiturstreits und deren Entfaltungsmöglichkeiten über persönliche Netzwerke und durch eigene Strategien. Gerade in der Kloster- und Kirchenreform spricht die Verfasserin den „Damen“ (S. 307) eine maßgebliche Rolle zu im lebhaften Kommunikationsaustausch mit wichtigen Vordenkern der Reformbewegung.

Martina Stercken („*saeldenriche frowen und gschwinde listig wib* – Weibliche Präsenz Habsburgs im Südwesten des Reiches“) konzentriert sich auf zwei Habsburgerinnen, die an der Wende des 13. zum 14. Jahrhundert einen wesentlichen Beitrag geleistet haben zur Verfestigung habsburgischer Herrschaft in den Stammlanden: Anna, die erste Gattin Rudolfs von Habsburg, und vor allem deren Enkelin Agnes (von Ungarn). Letztere verstand es, in ihrer Rolle als Schiedsrichterin landesherrliche Pflichten klug mit familiären Interessen zu verbinden. Ein drittes Mal setzt eine Autorin hinter den Titel ihres Beitrags ein Fragezeichen: Julia Hörmann-Thurn und Taxis („Mächtigen Fürstinnen – fromme Stifterinnen?“) untersucht das Stiftungsverhalten von acht Tiroler Landesfürstinnen des 13. und 14. Jahrhunderts und kommt zu ganz unterschiedlichen Bewertungen von deren Stiftungspraxis, bei der selbst die Verweigerung als Alternative akzeptiert wurde.

Eine völlig andere Sicht auf weibliche Herrschaft öffnet Sigrid Hirbodian mit ihrem Beitrag „Weibliche Herrschaft zwischen Kirche und Welt. Geistliche Fürstinnen im 11.-14. Jahrhundert“. Ausgehend von den bedeutenden elsässischen Abteien Andlau, Odilienberg und St. Stephan in Straßburg zeichnet sie die Konflikte um deren Umstrukturierung zu Frauenstiften und die daraus entstehenden neuen Herrschaftsorganisationen bis ins Spätmittelalter hinein in groben Zügen nach. Aufschlussreich ist vor allem ihre Beobachtung, wie sich seit dem 13. Jahrhundert der Zugriff regionaler Niederadelsfamilien auf diese großen Stiftskirchen bemerkbar machte. Allgemein fällt auf, dass nicht nur in diesem Beitrag, sondern auch in den meisten anderen das Stichwort „Vernetzung“ eine große Rolle spielt.

Während der Lektüre eignet sich der aufmerksame Leser ein neues Vokabular an. Eine „reginale“ Herrschaft kennt eben kein „Königtum“, sondern ein „Königinnentum“, keine Potentaten, sondern „Potentatinnen“, usw. Nicht nur in dieser Hinsicht ist der Blick auf die *viriles probitates in femina* höchst anregend.

Eugen Hillenbrand

ERWIN MORGENTHALER: Geschichte des Bildungswesens in den badischen Markgrafschaften, hg. vom Freundeskreis Pfinzgaumuseum – Historischer Verein Durlach e.V., Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 272 S., 24 S/W-Abb.

Um zu zeigen, wie in Baden ein staatliches Bildungssystem entstand, präsentiert Erwin Morgenthaler einen Überblick über die Schul- und Bildungsgeschichte in den badischen Markgrafschaften vom späten Mittelalter bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts. Nach einer Einführung, die bis ins 12. Jahrhundert zurückgreift, wendet er sich den Markgrafen Jakob I. (1431-1453) und Karl (1453-1475) zu, deren „Traum von der badischen Universität in Pforzheim“ nach der Niederlage in der Schlacht von Seckenheim 1462 gegen Friedrich I. von der Pfalz ausgeträumt war. Der Kurfürst hätte eine Konkurrenz in räumlicher Nähe zu seiner Universität in Heidelberg, der dritten auf dem Boden des Alten Reiches nach Prag und Wien, nicht geduldet. 1802 – und somit fast dreieinhalb Jahrhunderte später – sollte die 1386 gegründete pfälzische Heidelberger Hohe Schule jedoch badisch werden. In der Markgrafschaft (ab 1803 Kurfürstentum und bald Großherzogtum) waren nun „Bildungsgänge möglich, die vom Elementarunterricht bis zum Abschluss eines Examens an der Universität führten“. Morgenthaler resümiert, dass ein durchgängig vom Staat organisiertes Bildungssystem existierte, das den Bedürfnissen einer vorindustriell bäuerlich-bürgerlichen Gesellschaft entsprach. „Die Qualität des Unterrichts war durch die überprüfte Qualifikation der Lehrenden und die Normierung der Schul- und Studienabschlüsse gesichert. Im Elementarschulbe-

reich bestanden kontinuierlich laufende Schulen, deren Besuch durch eine staatlich überprüfte Schulpflicht gesichert war.“

Der Autor verbindet diese pointiert positive Bilanz mit Markgraf Karl Friedrichs fortschrittlichem und zugleich bürgerfreundlichen Regierungsstil, der die Lehren der Aufklärung, aber auch des Pietismus und der Philanthropie verinnerlicht hatte. Der Grund für das durchgängige Bildungsgefüge und flächendeckende niedere Schulwesen war schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch eine Reform erreicht worden, etwa 20 Jahre früher als in den katholischen Nachbarterritorien. Festgeschrieben wurde das Ergebnis erstmals in der Schulordnung für die Herrschaft Badenweiler 1754, dann im Schulschematismus für die Markgrafschaft Hachberg 1763 und in der Schulordnung für Baden-Durlach 1766. Parallel hierzu hatte Karl Friedrich das gymnasium illustre, die „Fürstenschule“ in Karlsruhe, durch Berufungen von außen auf die Höhe der Zeit gebracht. Namentlich erwähnt der Autor den sächsischen Nationalökonom Johann Schlettwein, einen Vertreter des Physiokratismus. Diese „Fürstenschule“ sollte die „Elite des Landes ausbilden“, Fachleute für die Verwaltung hervorbringen – nach wie vor nicht nur für den Staats-, sondern auch für den Kirchendienst. Die Vorläuferinstitution des Karlsruher Gymnasiums befand sich ab 1565 in Durlach, davor in Pforzheim. Die alte badische Residenzstadt an der Enz, die an der Schwelle zur Neuzeit ein bedeutender Bildungsstandort war, nimmt in dem Buch breiten Raum ein. Absolventen der dortigen Lateinschule studierten auf Universitäten in ganz Europa und bekleideten hohe geistliche und weltliche Ämter. Der bekannteste ist der in Pforzheim geborene Humanist Johannes Reuchlin (1455-1522), dessen Leben und Werk der Autor näher betrachtet. Ergänzend geht er auf die räumlich sehr bewegte Biografie des Johannes Heynlin, genannt Lapide (1420-1490) ein, der an der Sorbonne in Paris Reuchlins Lehrer war.

Ein Schwerpunkt der Arbeit liegt auf dem 15. und 16. Jahrhundert, der Epoche „von der Scholastik zum Humanismus und zur Reformation“. Ausführlich verfolgt der Autor die Entwicklung der Lateinschulen in den badischen Residenzstädten, auch über die Landestrennung von 1535 hinaus. Wegweisend wirkte der Straßburger Pädagoge Johannes Sturm, vor allem im seit 1556 lutherischen Baden-Durlach, das weitgehend die Kirchenordnung und damit die dort inbegriffene Schulordnung vom ebenfalls lutherischen Nachbarn, dem Grafen von Württemberg übernahm. In der katholischen Markgrafschaft Baden-Baden spielten ab 1642 die Jesuiten eine Rolle, ehe Markgräfin Augusta Sybilla, die Witwe des Türkenlouis, 1715 von den Piaristen in der neuen Residenz Rastatt eine Musteranstalt errichten ließ.

Zeugnisse über das Landschulwesen des 16. Jahrhunderts fand der Autor in den Protokollen früher Kirchenvisitationen. Von flächendeckend vorhandenen Landschulen konnte damals noch keine Rede sein. Bemerkenswert deshalb, dass „auch kleine ländliche Gemeinden wie Schopfheim, Steinen, Kandern, Denzlingen, Bahlingen, Malterdingen, Ihringen und Eichstetten ihre eigenen Schulmeister“ hatten (S. 151). Eine Basisquelle der Arbeit ist die 1902 erschienene Publikation der badischen Schulordnungen von Karl Brunner, wo auch die detaillierten Beschreibungen der Schullandschaft der Markgrafschaft Baden-Durlach aus der Feder des 1631 in Sulzburg geborenen Johann Fecht abgedruckt sind, oder der Plan einer Realschule in Lörrach von 1760, den der aus Weisweil stammende Theologe Johann Georg Wolf nach seiner Rückkehr von der Universität Halle verfasst hat (S. 208). Ausgiebig hat der Verfasser ältere Literatur benutzt: Freiherr Carl von Drais „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich“ (1816), Karl Vierordt „Geschichte, der im Jahre 1724 aus Durlach nach Karlsruhe verpflanzten Mittelschule“ (1858) oder die „Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg“ (1912). Leider hat das Buch kein Register. Hilfreich wäre auch die Gliederung der langen Textpassagen durch Zwischenüberschriften gewesen.

Renate Liessem-Breinlinger

ANNEMARIE OHLER: Das Christentum im Breisgau. Wanderungen durch das Mittelalter, Verlag Herder, Freiburg 2015, 253 S., zahlr. Farb-Abb.

Das Vorwort ist eine Liebeserklärung an den Breisgau und die Menschen, die hier leben. „Mit sympathischem Stolz“ pflegen sie „die Erbstücke aus der Geschichte“ und lassen Fremde gern teilhaben. „Stellt Euch vor, unter der Kirche entspringt eine Quelle! Da vorne ist die Treppe; die Tür ist nicht verschlossen.“ So erinnert sich die Verfasserin an ihren ersten Besuch in St. Ottilien. Nach jahrelangem Erkunden und

Forschen schuf sie mit ihrem Buch ein Schatzkästlein, das die Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte dieser Landschaft von der Christianisierung bis zur Reformation einprägsam darlegt, an Orten und Menschen festmacht, alles wissenschaftlich hinterfragt und mit Anmerkungen und reichhaltigem Literatur- und Quellenverzeichnis belegt. Ihrem Ehemann, dem Historiker Norbert Ohler, dankt sie für Begleitung und Assistenz. In der Einleitung wird geklärt, wie der Breisgau hier geografisch definiert wird: Es geht um den Bereich des Archidiakonats Breisgau, einen Verwaltungsbezirk der Diözese Konstanz, das später Markgräflerland genannte Gebiet, das protestantisch wurde, ist also inbegriffen.

Wie langsam und – verglichen mit der linksrheinischen Nachbarschaft – verzögert sich das Christentum im Breisgau entfaltete, vermittelt sie in einer der optisch ansprechenden handgezeichneten Kartenskizzen: Im 7. und frühen 8. Jahrhundert gab es im Elsass die Klöster Odilienberg (690), Murbach (727) und Luxeuil (610), am Bodensee Reichenau (727) und St. Gallen (719). Auf der vom Rheinknie umrandeten Fläche ist zu lesen: „Im Breisgau entsteht nur eine Pilgerstätte (643), Waldbrüder hüten das Grab des hl. Trudpert“. Im Text wird diese frühe und dünn belegte Phase ausgiebig aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet. Die heidnischen Alemannen praktizierten, was Pirmin, der erste Abt von Reichenau, seinen Mönchen verbot: „bei Felsen und Bäumen, Ecksteinen, Quellen und Kreuzwegen“ göttliche Kräfte zu feiern. Geheimnisvolle Wälder spielen auch in den Viten der ersten Zeugen des neuen Glaubens eine Rolle. Es waren „Einsiedler, die in aller Stille Gott dienen wollten: Ladelin im Wald der Ortenau, Gallus in einsamen Bergen am Bodensee, Trudpert in einem Schwarzwaldtal. Von jedem dieser drei sagte man später, er stamme aus Irland. Unbestritten ist das nur für den Gründer von Luxeuil, für Columban“. In Wort und Bild weist die Verfasserin auf den von Archäologen bei den Alemannen im Breisgau festgestellten Übergang zu neuem Begräbnisbrauchtum hin. Ab der Mitte des 7. Jahrhunderts, also vor der Unterwerfung der Alemannen durch die Franken, bestatteten sie ihre Toten nach christlichem Verständnis nicht mehr außerhalb in Reihengräbern, sondern ohne Grabbeigaben nahe beim Gehöft oder der Siedlung.

St. Trudpert ist ein Leitmotiv in diesem Buch. Das Bild der bestehenden Klosteranlage auf dem Einband lädt ein zu einer realen Wanderung ins Münstertal, der Text zum Studium der Vita des Heiligen und der Geschichte des 815 geweihten ältesten Klosters im Breisgau. Die Trudpert-Vita wurde von einem St. Galler Mönch verfasst. Die Bedeutung des Klosters St. Gallen als Wahrer alemannischer Interessen in den Auseinandersetzungen mit den Franken wird ausführlich angesprochen. Der Wanderweg dazu führt jedoch nicht nur nach Ebringen, das im frühen 8. Jahrhundert im ältesten schriftlichen Dokument aus dem Breisgau erwähnt wird, sondern auch nach Wittnau, wo St. Gallen ein Verwaltungszentrum unterhielt. Eine dort gefertigte Urkunde von 786, die den Nachlass des Heimo von Merzhäusern regelte, wird ausschnittsweise in Faksimile gezeigt. Klar steht darin die wohlthuende Nachricht, dass ein Höriger seine Freiheit erhielt. Weitere solcher Fälle finden sich im Abschnitt „Christliche Freiheiten für Unfreie“. Im Kapitel „Schulen christlicher Kultur“ fragt die Verfasserin nach der Ausbildung der Landpriester oder Leutpriester, ein Thema, das sie immer wieder aufgreift. Nicht alle beherrschten gutes Latein.

St. Margareten im Elztal, das zweitälteste Kloster im Breisgau, 918 auf Reichsland für Frauen gegründet und von Kaiserin Adelheid geschützt, ist ein lohnendes Ziel. Auch das war anfänglich eine Waldgeschichte, in der Nachbarschaft entstand bald danach Waldkirch. Die vom Investiturstreit ausgelösten Erneuerungsbewegungen werden gewürdigt: Ulrich kommt aus Cluny nach Rimsingen und bleibt dauerhaft an dem Ort, der bis heute seinen Namen trägt, im Möhlintal. Eindrucksvoll ist St. Blasius Strahlkraft dargestellt auf der Karte „1070-1161: eine bunte Klosterlandschaft entsteht“. Die Pfeile zeigen auf St. Cyriak, Gutnau, Bürgeln, Sitzenkirch, Weitenau und Berau. Den Zisterziensern, „wirtschaftlich tüchtigen Mönchen“, ist ein Großkapitel gewidmet. Auch das Kloster Tennenbach strahlt aus und bietet Wanderziele: Altäre aus dem 1829 abgebrochenen Kloster in den Pfarrkirchen von Kiechlinsbergen und Günterstal. Ein starkes Kapitel vermittelt den Inhalt des „Liber Decimationis“, eines Steuerverzeichnisses des Bistums Konstanz von 1275. Das Archidiakonats Breisgau war in fünf Dekanate eingeteilt. Mancher der darin genannten Pfarrorte verdankt dieser Quelle seine Erstnennung. Freiburg gehörte wie die Stadt Kenzingen mit 33 weiteren Kirchorten zum Dekanat Glotter. Auf zwei Karten lassen sich die Strukturen auf einen Blick erfassen. HERNER bei Freiburg hat schon seine eigene Kirche. Die Fußnoten verweisen u.a. auf Wolfgang Müllers im Jahrbuch Schau-ins-Land 94/95 (1976/77) veröffentlichte Forschungen zur Pfarrorganisation im Breisgau.

Es lohnt sich, dem individuellen Blick der Verfasserin auf und in das Freiburger Münster zu folgen und die Kapitel über die neuen Orden des 13. Jahrhunderts zu studieren. Innerhalb Freiburgs Mauern ließen sich zwischen 1233 und 1298 fünf Bettelordensgemeinschaften nieder: Dominikaner, Franziskaner, Wilhelmiten, Augustinereremiten und Antoniter; in der nämlichen Zeit wurden sechs Frauenklöster gegründet; um die Jahrhundertmitte erwarben die Johanniter und der Deutsche Orden Hofstätten in der Neuburg, wo sich auch der Hof der Tennenbacher Zisterzienser befand. Eine Planskizze zeigt ihre Lage. Die Mönche der Bettelorden waren in der Bürgerschaft gut integriert, sie wirkten in der Seelsorge, die Dominikaner boten Bildung an, „Ordensritter und Bürger blieben sich fremd“. Die Autorin legt einen Schwerpunkt auf Frauenklöster, die sie am Beispiel von Freiburg den gesellschaftlichen Schichten zuordnet, die sie gründeten und trugen: St. Maria Magdalena den Zünften, St. Katharina der bürgerlichen Oberschicht, Adelhausen den Adelsfamilien. Sie führt durch den Alltag der Nonnen, der nicht nur aus Kontemplation bestand, sondern irdisch bewältigt werden musste; ein wichtiges Amt hatte die Kellermeisterin. Im Kapitel „Schlichte Frauenmystik“ zeigt sie an einem Freiburger Beispiel, dass sich die Frömmigkeit bis in den Grenzbereich von Visionen steigern konnte. Für Wonnental nennt sie uns besser verständliche Ausgewogenheit zwischen klugem Wirtschaften und „frommer Fürbitte für die Menschen in der Welt draußen“.

Um zu zeigen, wo in Freiburg für Kranke und Altersschwache gesorgt wurde, führt Annemarie Ohler den Leser auf den Münsterplatz, wo sich das Heiliggeistspital befand, dessen Geschichte durch den Kunsthistoriker Sebastian Bock (2005) und den Historiker Hans-Peter Widmann (2006) gut erforscht ist. Während das „Gotteshaus der armen Kranken“ mitten in der Stadt lag, wurden die Aussätzigen außerhalb der Stadt im Gutleut- oder Leprosenhaus abgesondert untergebracht. Die Kapelle bei dieser Einrichtung wurde 1268 von Albertus Magnus eingeweiht. Die Autorin erinnert nicht nur an den großen gelehrten Dominikaner, sondern auch an die „tüchtigen Spitalmägde“ die die schmutzigen Arbeiten ausführten, und gleichermaßen an die Beginnen in den Regelhäusern, die freiwillig solche Dienste auf sich nahmen. Überschriften mit den Stichwörtern „fremd, verleumdet, verfolgt“ geht die Verfasserin auf die Geschichte der Juden in Freiburg ein. Zu Beginn des Kapitels führt sie den Leser in die Vorhalle des Freiburger Münsters und zeigt Synagoge und Ecclesia und Josef, der „in Nachdenklichkeit bei der Krippe“ sitzt. Der Skulpteur des 13. Jahrhunderts hat ihn durch den „Judenhut“ seinen Zeitgenossen als Juden kenntlich gemacht. Auch im Fensterschmuck fand sie Abbildungen zum Thema. Das Pogrom von 1349 war nicht das Ende der Freiburger Judengemeinschaft. Ab 1424 waren durch Ratsbeschluss Juden in Freiburg jedoch unerwünscht und durften die Stadt „höchstens auf der Durchreise betreten“. Diese Entscheidung fiel, als Freiburg freie Reichsstadt war von 1415 bis 1427, nachdem der Landesherr Herzog Friedrich von Österreich, der dem in Konstanz abgesetzten Papst Johannes XXIII. zur Flucht nach Freiburg verholffen hatte, vom König mit dem Bann belegt worden war.

Als Lichtblick im konfliktreichen 15. Jahrhundert, dessen „ungeheilte Risse in der Kirche“ die Autorin offen legt, erscheint die Gründung der Freiburger Universität 1457. Als berühmten Absolventen und Lehrer stellt sie den Kartäusermönch Gregor Reisch und sein enzyklopädisches Werk „Margarita philosophica“ vor, das der Erkenntnis entsprach, dass weltliches Wissen auch für Theologen unverzichtbar sei. Den Alltag der Studenten in den „Burse“ genannten Hausgemeinschaften mit ihren geistlichen Lehrern illustriert sie mit einem Bild aus den „Statuta Collegii Sapientiae“ von 1495, das zwei Studenten vor dem Bursengericht zeigt. Die letzte der mehrfach hervorgehobenen Kartenskizzen zeigt wieder das Archidiakonat Breisgau, im Norden und Westen begrenzt vom Bistum Straßburg, im Süden vom Bistum Basel, nun gehören die badischen Territorien aber nicht mehr zum Bistum Konstanz. Mit dem Jahr 1556, in dem der Markgraf von Baden-Durlach die Beschlüsse von Augsburg – *cuius regio, eius religio* – umsetzte, beendet die Autorin die Wanderungen durch das Mittelalter.

Ihr Buch ist in jeder Beziehung ein Unikat, man möchte sagen ein Hausbuch, das man gern immer wieder zur Hand nimmt, ansprechend und aussagekräftig illustriert, verfasst in gepflegter freundlicher Sprache, die sich eignet, auch komplizierte Zusammenhänge zu vermitteln. Ein Register wäre eine nützliche Zutat.

Renate Liessem-Breinlinger

Die Ortenauer Reichsritterschaft am Ende des Alten Reiches, hg. von JOACHIM BRÜSER und KONRAD KRIMM (Oberrheinische Studien 33), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2015, 377 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb.

Die Reichsritter gehören zu den ebenso eigentümlichen wie charakteristischen Erscheinungen in der Verfassung des Alten Reichs; der Ortenauer Reichsritterschaft, die die „am wenigsten erforschte“ (S. 8) unter den Ritterschaften ist, widmet sich der vorliegende Tagungsband. In einem grundlegenden Beitrag bilanziert Kurt Andermann den Mitglieder- und Güterbestand und bemüht sich um eine verfassungsgeschichtliche Einordnung der Ortenauer Ritterschaft, die „bis zum Schluss einen ganz merkwürdig unent-schlossenen, ja unfertigen Eindruck“ macht (S. 23). Nach seiner ansprechenden These blieb sie zunächst eine reine Steuererhebungsgemeinschaft unter starker Betonung der Unabhängigkeit ihrer Mitglieder und entwickelte sich erst nach dem 30-jährigen Krieg zu einer prestigeträchtigen und statussichernden Vereinigung und gemeinsamen Standes- und Interessenvertretung. Voraussetzung für und Verfahren bei der Aufnahme von Neumitgliedern beschreibt Joachim Brüser am Beispiel der Familie von Türckheim. Henning Volle befasst sich mit dem 1794 geschaffenen Ordens-Abzeichen der Reichsritter, Wolfgang M. Gall mit dem erst 1804 bezogenen Ritterhaus in Offenburg. Beides ist Ausdruck der späten Institutionalisierung, die das rasch nahende Ende der Ritterschaft 1806 freilich nicht mehr aufzuhalten vermochte. Die anschließende Integration der Reichsritter in das Großherzogtum Baden, das 1806-1848 sukzessive sämtliche Hoheitsrechte an sich zog und ihnen dafür ermöglichte, im Hof- und Staatsdienst Prestige und Wohlstand zu erwerben, untersucht Martin Furtwängler. Mit Realitätssinn und der Hoffnung, die Lage des eigenen Hauses zu verbessern, so sein Fazit, haben sie sich in die neue Situation gefügt (S. 104). Der politischen Kultur im Baden des 19. Jahrhunderts, die weitgehend dem Frühkonstitutionalismus verhaftet blieb, gilt der Beitrag von Daniel Menning. Sein Ausgangspunkt ist eine Denkschrift aus dem Archiv der Freiherrn Roeder von Diersburg, die er Frhr. Ludwig Rüdiger von Collenberg-Bödighausen zuschreibt. In ihr äußert sich – für die Gesamtsituation kennzeichnend – ein Konservativismus, der im Vergleich zu Preußen deutlich liberale Elemente aufweist (S. 117 f.). Mit dem Archiv der Reichsritterschaft befasst sich abschließend Konrad Krimm. Es war „juristischer Tresor und [...] der greifbare – und eben auch angreifbare – Körper des freien Reichsstandes“ (S. 148) und wurde deshalb bei Gefahr bei verschiedenen Familien geborgen, was seinerseits die Gefahr der Entfremdung mit sich brachte. Da Teile des Archivs in demjenigen der Familie von Türckheim überliefert sind, entwickelt Krimm die Hypothese, dass es auf diese Weise 1806 bewusst dem Zugriff Badens entzogen werden sollte (S. 138). Dieses Vorgehen hätte eine Parallele im Archiv des Ritterkantons Rhön-Werra, das über den letzten Ritterhauptmann in das Archiv der Familie von der Tann gelangte (heute: StA Marburg, Best. 109). Während das Türckheim-Archiv unangetastet blieb, wurden die ins Generallandesarchiv verbrachten Teile später zergliedert. Krimm versucht deshalb auf mehr als 170 Seiten eine virtuelle Rekonstruktion des ursprünglichen Bestandes, gegliedert in (re) konstruierte *Corpora*. Der ursprüngliche Zusammenhang wird insbesondere an den Rechnungsreihen evident (S. 267), doch fragt es sich, ob für solch ein Inventar nicht das Internet der geeignetere Ort wäre. Die Erschließung des Türckheim-Archivs (GLA 69 von Türckheim 1-4; Online-Findbuch) gab auch den Anlass zu der Tagung und dem Tagungsband. Sie unterstreicht einmal mehr, wie wichtig grundlegende Archivarbeit ist.

Clemens Joos

GEORG PATZER: Die Geschichte des Südwestens. Wie wir wurden, was wir sind, Konrad Theiss Verlag, Darmstadt 2015, 256 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Generell gesehen hat der Autor in diesem Werk die Weltgeschichte im Blick. Aus dieser Sicht heraus beschreibt er die historischen Ereignisse im Südwesten Deutschlands von allem Anfang an. Genauer gesagt, es beginnt mit der Schilderung des Zerfalls des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung. Eingebunden blieb der Südwesten im fränkischen Reich der Merowinger, im Reich Karls des Großen und später, nach der Teilung dieses Herrschaftsgebietes, im Hoheitsbereich deutscher Kurfürsten. Salier, Staufer und Habsburger errichteten Territorien, die im Mittelalter über den Südwesten hinaus bis nach Italien reichten.

Es ist von Rittern, Kreuzzügen, Auseinandersetzungen mit dem Papst und dem Wirken von Klöstern die Rede. Letztere versuchten die Bildungsinhalte der Antike (Griechen und Römer) beizubehalten und weiterzuentwickeln. Eine bedeutende Rolle spielten hierbei die ab dem 12. Jahrhundert in Italien und über hundert Jahre später auch die im Deutschen Reich gegründeten Universitäten.

Immer wieder lenkt Georg Patzer den Blick auch auf das Volk, das im Mittelalter nach seinen Recherchen bis zu 90 % aus Armen bestand. Die Lebenserwartung betrug nur etwa 35 Jahre. War dies die Folge einer Religion, die den Körper und seine Bedürfnisse zugunsten einer wie auch immer gearteten Geistigkeit vernachlässigte? Könnte man fragen. Oder spielte es eine Rolle, dass die Germanenstämme die hochentwickelten römischen Städte mieden? Trotz aller Nichtbeachtung gewannen die ehemals von Rom errichteten Niederlassungen im Mittelalter an Bedeutung. Trier, Mainz, Speyer profitierten wie auch Freiburg vom Fernhandel zwischen Holland und Italien. Die Eröffnung des Gotthardpasses schon im Jahr 1220 hat diese Entwicklung sicherlich beschleunigt.

Künftige historische Ereignisse, wie die Erfindung des Buchdrucks, die Reformation oder soziale Auseinandersetzungen (Bauernkriege etwa), hatten ebenfalls im Südwesten ihren Ausgangspunkt oder große Bedeutung. Auch der aufkommende Humanismus entwickelte sich mit Erasmus von Rotterdam und Melanchthon in diesem Teil Deutschlands sehr ausgeprägt. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf den Kartografen Martin Waldseemüller, der zusammen mit dem Humanisten Matthias Ringmann 1507 eine Karte der damals bekannten Welt herausgab. Auf ihr wurde das erste Mal der Name „Amerika“ (nach dem italienischen Seefahrer Amerigo Vespucci) für die neu entdeckten Gebiete im Westen vermerkt.

Auch später, im 18. Jahrhundert, stand der Südwesten an der Spitze des Fortschritts mit der Abschaffung der Folter und Leibeigenschaft, der Förderung von Bildung, Wirtschaft und Sozialfürsorge. Die Liberalität im Südwesten, hier nennt der Autor u.a. die Einführung von Verfassungen und republikanische Ansätze, hatten hier ihre Ursprünge. Im 19. Jahrhundert setzte sich diese Entwicklung mit der Teilnahme an revolutionären Bewegungen fort. Gleichzeitig fand ein intensiver Industrialisierungsprozess statt. Stets bildeten sich im Südwesten neben großen Unternehmen auch zahlreiche kleine Wirtschaftszweige. Dies übte vor allem in Zeiten von Wirtschaftskrisen, wie sie kurz nach dem Ersten Weltkrieg entstanden, eine stabilisierende Wirkung aus.

Der Autor beschreibt en détail auch die Geschichte des Südwestens in der NS-Zeit und in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Neben vielen anderen Dingen sollte hier vor allem auf neue politische Entwicklungen, wie die Gründung der Partei „Die Grünen“ und der Kampf gegen die Atomkraft, hingewiesen werden.

Insgesamt gesehen ist ein Werk entstanden, das die wesentlichen Gestaltungsmerkmale des Südwestens hervorhebt und dabei das globale Geschehen nicht aus den Augen verliert. Ein allgemeinverständlicher Text mit vielen Bildern und Fotos macht die Arbeit für alle historisch Interessierten sehr lesenswert.

Detlef Vogel

Schule und Bildung am Oberrhein in Mittelalter und Neuzeit, hg. von URSULA HUGGLE und HEINZ KRIEG (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte LX), Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2016, 200 S., zahlr. Farb- und S/W-Abbildungen.

Seit 2002 findet alle vier Jahre eine Fachtagung der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg in Neuenburg am Rhein statt. Als Ergebnis der jüngsten Tagung im Oktober 2014 liegen die Beiträge der zehn Autorinnen und Autoren jetzt als Buch vor. Darin werden die unterschiedlichsten Aspekte des Themas beleuchtet und Bezugslinien zur Gegenwart hergestellt.

Im ersten Kapitel zeigt Felix Heinzer in seiner Abhandlung über die hochmittelalterliche Handschrift „Hortus Deliciarum“ der Äbtissin Herrad von Landsberg, dass es im 12. Jahrhundert nicht nur um Wissen, sondern um die Verknüpfung von Wissen mit Praxis und Weisheit ging: „Wissen hat keinen autonomen Status, sondern findet seine Sinnhaftigkeit durch seine Einbettung in die Weisheit“. Das Original des „Hortus Deliciarum“ wurde im August 1870 beim Artilleriebeschuss Straßburgs durch die preußischen Truppen vernichtet. Ausgangspunkt im zweiten Kapitel ist die gegenwärtige schulische Be-

schäftigung mit Lyrik. Nervt Lyrik wirklich? Martina Backes untersucht diese interessante Frage an den Liebesliedern des Brunwart von Auggen. Heute scheint die Lyrik als literarische Gattung von der Lebenswelt und der sprachlichen Alltagspraxis weit entfernt. In der Liebeslyrik des Mittelalters wird ausdrücklich die didaktische und erzieherische Funktion herausgehoben, die allein eine umfassende Bildung vermittelt. Die Liebeslieder des Minnesängers Brunwart von Auggen sind auf diesem kulturgeschichtlichen Hintergrund zu sehen, die in der berühmten „Manessischen Liederhandschrift“ enthalten sind. Politisch betätigte er sich im 13. Jahrhundert als Schultheiß von Neuenburg am Rhein. Die beiden Beiträge von Jörg W. Busch und Heinz Krieg beschäftigen sich mit dem Reichschronisten Matthias von Neuenburg. Hierbei vor allem mit der Frage, wo er Lesen und Schreiben gelernt hat. Unter 1.600 Neuenburger Urkunden finden sich nur elf Belege für einen Schulmeister oder *scolasticus*, weniger für eine Schule. Ein Schulbesuch des Matthias von Neuenburg (1295-1365/1366) steht außer Frage, denn in den Matrikeln der Universität Bologna ist sein Studium bezeugt. Die Bedeutung seiner Chronik wird wissenschaftlich untersucht und kann zu den „wichtigsten erzählenden Quellen zur Reichsgeschichte des 14. Jahrhunderts gerechnet werden“. Thomas Zotz untersucht die Bedeutung der Lateinschulen am Oberrhein, die an die örtlichen Pfarrschulen angeschlossen waren. Am Anfang standen die Dom- und Stiftsschulen in Basel und Straßburg mit dem Chordienst der Schüler. Die Veränderungen in Zeiten des Humanismus und die Entwicklung der Lateinschule als Basis der Universität werden ausführlich bis zum Jahr 1773 am Beispiel Freiburgs beschrieben, in dem die Lateinschule zur Staatlichen Normal- schule umgewandelt wurde. Sind Schulen politische Instrumente? fragt Dieter Speck in seinem Beitrag. An verschiedenen Beispielen werden Schulkonzeptionen jesuitischer und protestantischer Prägung dargestellt, wobei die Tätigkeit der Jesuiten das Ziel hatte, das vorderösterreichische Territorium wieder vollständig zu rekatholisieren. In dem Beitrag von Eric Ettwiller wird gezeigt, wie die Germanisierung des Elsasses nach dem Anschluss an das Deutsche Kaiserreich vorangetrieben wurde. Das Elsass war zwar im Wesentlichen deutschsprachig, das Nationalbewusstsein aber bei allen Volksschichten französisch. Der Beitrag beschäftigt sich mit der schulpolitischen Zielsetzung, den weiblichen Teil der Bevölkerung über die Struktur des höheren Mädchenschulwesens zu „germanisieren“. Sowohl die Akteure als auch der Erfolg werden kritisch betrachtet. Die Gründung der Universität Straßburg 1872 ist das Thema von Eckard Wirbelauer, vor allem aber die politischen Dimensionen des vielfach verwendeten Begriffs „Reichsuniversität“. Beleuchtet werden alle Aspekte und Positionen über die Ausrichtung der neuen „Reichsuniversität“, besonders das Interesse des neuen Staates an der Einrichtung einer „Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät“. Wolfgang Hug zeichnet die Reformstufen der Lehrerbildung in Baden nach, von den Präparandenanstalten des 18. Jahrhunderts über die Schullehrerseminare des 19. Jahrhunderts bis zu den Lehrerbildungsanstalten und Pädagogischen Hochschulen des 20. Jahrhunderts. Bei allen Institutionen werden die politischen und gesellschaftlichen Kräfte und Strömungen untersucht. Auch der durch die 68er-Bewegung eingeleitete pädagogische Paradigmenwechsel wird beleuchtet. In allen Ausführungen wird erkennbar, dass es „auf die Lehrperson ankommt“. Gesellschaftliche Wandlungsprozesse zwischen 1945 und 1980 werden anhand von Abitursfeiern und Abitursreden verdeutlicht (Torsten Gass-Bolm). Im Wandel der Abiturreden und -feiern spiegeln sich gesamtgesellschaftliche Prozesse, die einen Paradigmenwechsel sichtbar machen: nach 1968 Demokratisierung statt Bildung.

Insgesamt ist der Tagungsband ein wertvolles Mittel, die Geschichte der Schule und verschiedener Bildungsmöglichkeiten am Oberrhein vom Mittelalter bis heute kennen zu lernen. Positiv erscheinen die unterschiedlichsten Sichtweisen, die durch ausführliche Quellen belegt und ergänzt werden. Die Beiträge zeigen durchgehend die wissenschaftliche Intensität der Autoren für die Thematik in der Verarbeitung eines umfangreichen und aktuellen Quellenstudiums.

Friedrich Schöpflin

„Solange die Welt steht, ist soviel Blut nicht geflossen“. Feldpostbriefe badischer Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918, hg. von dem Landesverein Badische Heimat e.V. und dem Landesverband Baden-Württemberg im Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., ausgewählt, mitgeteilt und kommentiert von MARCEL KELLNER und KNUD NEUHOF (Schriftenreihe der Badischen Heimat 9), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin 2014, X und 381 S., S/W-Abb.

Vorliegende Sammlung reiht sich ein in die Flut von Publikationen und Aktionen zum Jahrhundertgedenken an den Ersten Weltkrieg im Jahre 2014. Die Absicht des Landesvereins „Badische Heimat“ und des Landesverbandes Baden-Württemberg im „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“, durch eine „Geschichte von unten“ mit regionalem Bezug den Jetztlebenden eine Ahnung vom mörderischen Geschehen vor einhundert Jahren zu vermitteln, ist löblich, wenngleich der Quellen- und Erkenntniswert solcher Selbstzeugnisse im allgemeinen recht begrenzt erscheint. Dies gilt auch für die hier herangezogenen 272 Feldpostbriefe aus einem Konvolut von insgesamt 523 Briefen, also etwa der Hälfte des im Archiv der „Badischen Heimat“ aufbewahrten, durch EU-Finanzierung ab 2012 aufbereiteten und digitalisierten Bestandes. Hervorgegangen aus einem Aufruf der „Badischen Heimat“ im Mai 1915, hauptsächlich initiiert von John Meier, Gründer des Deutschen Volksliedarchives 1914, und Pfarrer Carl Kistner aus Haslach, mit der Zielsetzung, die „Einwirkungen des Krieges auf die badische Volksseele“ zu dokumentieren (S. 3), wie auch immer diese geartet sein mag. Diesem Aufruf war kein großer Erfolg beschieden, sodass im Oktober 1916 unter der Spitzmarke „Sammelt Soldatenbriefe!“ erneut die Werbetrommel gerührt wurde, um ein möglichst breites Spektrum aller Empfindungen und Eindrücke der im Kampfe Stehenden abbilden zu können. Dieses Ziel konnte bis Kriegsende nicht erreicht werden, zu sehr hatte sich die Situation an der Front zum Nachteil für die deutsche Seite gewendet. So war der Ertrag dieser Bemühungen im Vergleich zu den etwa 28,7 Milliarden Feldpostbriefen des Ersten Weltkrieges ein denkbar geringer, zudem erwiesen sich die desaströsen Verhältnisse der Nachkriegszeit in Verbindung mit den völlig veränderten politischen Verhältnissen als abträglich für eine weitere Befassung mit dem eingegangenen Material, das schließlich im Archiv der „Badischen Heimat“ in Vergessenheit geriet. Erst die Aktivitäten der Historiker anlässlich des bevorstehenden Gedenkjahres 2014 führten zu einer Reanimierung dieses Bestandes, der nun mit digitalen Möglichkeiten aufbereitet und zum Druck vorbereitet werden konnte und „einen in seinem Umfang bislang einzigartigen Blick in das Seelenleben und die Vorstellungswelten badischer Soldaten des Ersten Weltkrieges“ (S. 16) bietet, so die Editoren der Auswahl.

Vorangestellt dieser Zusammenstellung sind eine einleitende historische Einordnung der Kriegsbriefsammlung durch den Leiter des Staatsarchivs Freiburg, Kurt Hochstuhl, sowie das Kriegstagebuch eines 18-jährigen Freiburger Seminaristen, das, beginnend mit der Zuspitzung der internationalen Krise am 25. Juli 1914, bis zum 29. Mai 1915 geführt wurde und dessen Schreiber einen knappen Monat später den Soldatentod auf dem Schlachtfeld auf der Lorettohöhe erlitt. Die Intensität seiner Erlebnisse im Kriegseinsatz wird auch dem heutigen Leser eindrucksvoll angesichts seines kurzen Lebens vor Augen geführt. Nur wenige pathetische, dem damaligen Zeitgeist und seiner Jugend geschuldete Äußerungen zu Beginn werden abgelöst durch eine realistische Schilderung des Kommissalltags im 5. Badischen Infanterieregiment 113 mit all seinen Unzulänglichkeiten und Unbilden, dem dann der Einsatz an der Westfront unvergleichlich größere Beschwerlichkeiten und Widrigkeiten auferlegt, endend mit dem Tod auf dem Blachfelde. Dieses kontinuierlich geführte Diarium vermag mehr Einblicke in den täglichen Dienstablauf im Feld zu geben als die zumeist geschönten, unter Auslassung der Leiden und Ängste an der Front an die Lieben in der Heimat versandten Briefe, die, nach Hochstuhl, eine „gefilterte Authentizität“ (S. 11) widerspiegeln. Deren Quellenwert gerade für die Erforschung von Mentalitäten liegt vielmehr in einer zwar selektiven, jedoch autobiografischen Erfahrungswelt fernab jeglicher literarischer Ambition. Dieser Wert wird jedoch stark eingeschränkt durch eine innere wie äußere Zensur, die vieles ungesagt lassen musste. Letztlich vergewisserte sich der Schreiber solcher Briefe immer wieder seiner und seiner Angehörigen in der Heimat Identität in einem Inferno bis dahin ungekannten Ausmaßes. Zu berücksichtigen hinsichtlich der Aussagekraft solcher Briefe sind zudem Herkunft, soziales wie berufliches Umfeld und militärischer Rang der Verfasser. Auch unter diesem Gesichtspunkt unterliegt dieses Quellenmaterial in seiner Wertigkeit erheblichen Differenzierungen.

Die hier vorgelegte Auswahl „ohne Anspruch auf Repräsentativität nach rein inhaltlichen Gesichtspunkten“ (S. 14) versammelt die Berichte hauptsächlich aus dem Bereiche der Westfront, an der das XIV. (badische) Armeekorps den Krieg über eingesetzt war. Die bereits nach dem Großen Kriege bei der Abschrift – die Originale wurden in der Regel an die Absender zurückgegeben – durch Auslassungen, Streichungen und Anonymisierung in ihrem Quellenwert stark reduzierten Briefe verbreiten somit eher ein diffuses denn erhellendes Bild.

Wünschenswert, aber in diesem Rahmen wohl nicht zu leisten, wäre ein Vergleich mit den Feldpostbriefen anderer Kontingente des deutschen Heeres gewesen, bei dem dann erst hätte ersichtlich werden können, in wie weit sich die einzelnen Reichsteile voneinander unterschieden bzw. schon angenähert hatten. Denn eine „badische Volksseele“ schließlich, einst Anlass für die Sammlung, konnte der Rezensent in diesen Briefen trotz langen Suchens nicht verorten.

Den historischen Rahmen liefern jeweils eine Zeittafel des betreffenden Kriegsjahres, ein Glossar militärischer Fachbegriffe, eine Darstellung der Heeresorganisation und der militärischen Dienstgrade (bei denen jedoch Ärzteschaft und die zum Krieg gehörende gemütsstabilisierende Musik vergessen wurden), das Croquis des Schützengrabensystems sowie ein Abkürzungsverzeichnis und ausführliche Litteraturempfehlungen.

Karlheinz Deisenroth

HELGE STEEN: Bergbau auf Lagerstätten des Südlichen Schwarzwaldes – Ein Beitrag zur Bergbaugeschichte und Lagerstättenkunde zwischen Dreisamtal und Hochrhein (mit ergänzendem Kartenband), Books on Demand, Norderstedt 2013, 698 S. sowie Ergänzungsheft mit 130 S. und zahlr. Karten.

Die Bedeutung des historischen Bergbaus für die Geschichte der Stadt Freiburg, des Breisgaus und der angrenzenden Regionen wird oft betont und beschworen. Die Detailkenntnis steht dabei oftmals im Hintergrund; dem kann nun abgeholfen werden. Denn im Jahre 2013 ist ein gewichtiges Werk von Helge Steen erschienen, das alle bekannt gewordenen Erzlagerstätten des südlichen Schwarzwalds – zwischen Dreisamtal und Hochrhein – vorstellt. Als „Book on Demand“ ist es über den Buchhandel zu bestellen, wird aber in den Regalen der Buchläden nicht zu finden sein. Deshalb soll es hier angezeigt und ausdrücklich für den Leser empfohlen werden, der sich für historischen Bergbau und die Erzlagerstätten interessiert. Man entdeckt viel Neues, an mancher Lagerstätte ist man wohl schon auf einer Wanderung achtlos vorbeigegangen ...

Die Vielzahl der Erzgänge und Gruben ist beachtlich; neben einer kurzen Beschreibung, der Streichrichtung und der Nr. im reichhaltigen Literaturverzeichnis (273 Titel!) wird besonders die Lage durch Koordinaten angegeben. Die Nr. des jeweils gültigen Blattes der Topographischen Karte 1:25.000 ist leider nicht vermerkt, ist jedoch gut zu verschmerzen. In einem „Ergänzenden Kartenband“ sind nämlich Kartenausschnitte mit Höhenlinien und Wegen beigegeben. Wald und Wiesen sind durch verschiedene Grautöne unterschieden; teilweise sind Dutzende von Bergbauspuren wie Pinggen und Halden eingetragen. Das Werk fordert den Leser durch Beschreibungen in kleiner Schrift, die nur durch wenige Fotos und Übersichtskarten aufgelockert sind.

Trotzdem ist ein wichtiges Standardwerk entstanden, das der künftigen Forschung sowohl in der Geologie/Mineralogie/Lagerstättenkunde als auch in Bergbaugeschichte und Bergbauarchäologie nützlich sein wird. Künftig wird sich der Rezensent bemühen, die unter seiner Beteiligung bei den Prospektionen der Freiburger Bergbauprojekte (seit 1987 bis in die 1990er-Jahre) gewonnenen Beobachtungen und vor allem die zugehörigen datierenden Funde mit dem Katalog der Bergbaustellen von Steen zu verschneiden und zu parallelisieren. Der Autor ist zu bewundern, dass er – nur neun Jahre nach seinem inhaltsreichen Band „Geschichte des modernen Bergbaus im Schwarzwald“ (2004) – schon wieder ein voluminöses Standardwerk vorlegen kann. Die Arbeit im Gelände, in Archiven, Plansammlungen und Bibliotheken kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Der Aufwand hat sich gelohnt und reiche Früchte getragen!

Heiko Wagner

MARTIN STRASSBURGER: *Montanarchäologie und Wirtschaftsgeschichte des Bergbaus im Schauinsland vom 13. Jahrhundert bis um 1800*, hg. von BERND PÄFFGEN (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 275), Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2015, 548 S., 32 S/W-Abb., beiliegend CD mit Kata-logteil (539 S.) und 251 Tafeln.

Martin Straßburger behandelt in seiner Münchner Dissertation den Bergbau im Schauinsland (vgl. Schau-ins-Land 126 [2007], S. 69-88). Er breitet ein ungeheures Material an geologischem, bergbaukundlichem, historischem und archäologischem Wissen aus. Die zahlreichen Kapitel können hier leider nicht einzeln genannt und besprochen werden. Dass es bei dieser Fülle zu einigen Fehlern, z.B. bei der großräumigen Abgrenzung des Schwarzwalds (S. 24) kommt, ist gut verständlich. Die Forschungsgeschichte zum Bergbau im Schwarzwald wird von ihm etwas zu negativ gesehen; die von ihm vermisste Kooperation mit der Forschung im Elsass war zeitweise intensiv, und inzwischen wurden auch am Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen zwei Stellen für Archäologie und Denkmalpflege des Bergbaus geschaffen. Wichtig sind Straßburgers Detailbeschreibungen von sieben einzelnen Revieren am Schauinsland – die weiter entfernt liegenden wie St. Ulrich hätte man vielleicht auch weglassen können. Auf die Systematik der Befundgruppen wie Abbaurelikte, Siedlungsspuren u.a. folgt die Gliederung der Keramikfunde. Die Keramikbeschreibung (S. 256-264 und im Fundkatalog auf der CD) war eine ungeheure Fleißarbeit. Sie erscheint fast etwas zu fein für den Zweck der Arbeit, der ja nicht in der Töpfertechnik liegt. Eine Gliederung innerhalb des Katalogs nach Wertigkeit (Randscherben, Deckel, Henkel, Wandscherben etc.) hätte die Übersicht erleichtert. Absolute Fundstückzahlen sind schwer zu ermitteln und müssen mühsam ausgezählt werden; Angaben zu Begehungsdatum und -häufigkeit fehlen. Wegen der unterschiedlichen Fundsituationen werden Mengen- und Anteilsvergleiche von Warenarten vom Verfasser absichtlich unterlassen. Jedoch wäre eine Grafik hinsichtlich der Laufzeiten der verschiedenen Reviere hilfreich, in der man auch optisch zwischen schriftlichen, archäologischen und naturwissenschaftlichen Daten unterscheiden könnte.

Wichtiges Ergebnis ist die Chronologie des Bergbaus, besonders der relativ späte Beginn um etwa 1300. Schon die Datierung der archäologischen Funde führt zu einer Neubewertung des Schauinsländer Bergbaus: Er war weder Voraussetzung und Garant für den Aufstieg der Zähringer noch für den des lokalen Adels und der Freiburger Patrizierfamilien wie der Schnewlin. Die metallurgischen Reste der Freiburger Grabung „Harmonie“ (11./12. Jahrhundert) kann man nun nicht mehr mit den Lagerstätten des Schauinslands in Zusammenhang bringen (Weiterverarbeitung oder Erz aus anderen Lagerstätten?). Auch die Bedeutung für die Finanzierung des Münsterbaus ist wie vieles andere, das man bisher in der Literatur als gesichert ansah und immer wieder abschrieb, zu relativieren. Die Bedeutung des Bergbaus für das eher traditionelle Wirtschaftsgeschehen wurde ebenso überschätzt. Gewinne wurden häufig in der Landwirtschaft und im Handel gemacht und erst dann in den Bergbau investiert. Auch die oft genannte Unterbrechung der Schauinsländer Gruben im 14. Jahrhundert bestätigt sich in dieser Form nicht; die dafür herangezogenen Ursachen sind entweder unbewiesen oder sogar zu widerlegen.

Besonders für die frühe Neuzeit bis hin zum 19. Jahrhundert liegen recht zahlreiche Schriftquellen vor. Schriftquellen und Archäologie (Geländebefund) marschieren in der Arbeit getrennt, werden aber dann in der Auswertung nicht immer gut vernetzt. Ein Verdienst Straßburgers sind die langen Zitate von aufschlussreichen Texten. Sie zeigen Geldmangel und falsches Management, besonders aber Streitigkeiten und Zielkonflikte zwischen unterschiedlichen Landnutzungen. Die Konkurrenz zu Landwirtschaft und Flößerei – im Spannungsfeld von Basel, Breisach und Freiburg – involvierte Bergleute, Unternehmer, Bergrichter sowie Vögte, den Prior von Oberried, höhere Bergbehörden und die vorderösterreichische Regierung. Die Mobilität von Bergleuten und Materialien schaffte Verbindungen nach Badenweiler, Kollnau, Todtnau und ins Münstertal, in die Vogesen und nach Tirol. Besonders für die Stadtgeschichte von Freiburg sind viele Quellen nützlich. Interessant sind auch die Beziehungen zu den verschiedenen Grundherrschaften und generell die Einbindung in das Wirtschaftssystem der damaligen Zeit.

Diverse Abhandlungen über geologische, besonders aber über kulturgeschichtliche, soziologische und wirtschaftliche Aspekte sind etwas theorielastig geraten. Diese Kapitel stehen manchmal etwas

zusammenhanglos und beanspruchen viel Platz. Gerne verzichtet hätte man auf Formulierungen wie „Die Tätigkeit des Wohnens ist ein sozialer Prozess, der sich durch Kommunikations- und Handlungsvorgänge auszeichnet, die u.a. mit Hilfe der Sachkultur realisiert werden [...]“ (S. 255). Manche Passagen erinnern an Lehrbücher der diversen Wissenschaften und führen zu weit. Der Verfasser scheint eine Art „Lehrbuch der Montanarchäologie und Montangeschichte“ anzustreben, was im Zusammenhang mit Bergbau alles zu beachten ist und erforscht werden könnte oder müsste. Stattdessen hätte man lieber einen Teil der Abbildungen auf der CD in das gedruckte Buch übernehmen und damit besser mit dem Text verbinden können.

Das minimalistische Layout mit einheitlicher Größe der Überschriften und ohne Fettdruck in den Texten erschwert etwas die Lesbarkeit. Es kam zu recht zahlreichen Druckfehlern, beim Satzstellung teilweise zum Ausfall ganzer Worte und zu merkwürdigen Silbentrennungen. Angesichts von 548 Seiten geballter Quellen und 3.530 (!) Fußnoten ist das jedoch zu verschmerzen. Ein Verzeichnis der Quellen, eine umfangreiche Bibliografie aus vielen Wissensgebieten und ein Glossar mit bergmännischen und geologischen Begriffen beschließen den Band. Eine CD mit Katalogteil (gute Geländedokumentationen, Untertage-Beschreibungen der Einzelbefunde) und Tafeln liegt bei. Die Paperback-Bindung und das optische Erscheinungsbild des gewichtigen Buches entsprechen leider nicht der Bedeutung des Werkes. Besonders die Lagerstättenkarten der Erzgänge (Tafeln S. 2 und 5) hätte man sich am Beginn des gedruckten Buches gewünscht. Vielleicht auch einen festen Einband – in jedem Fall aber eine bessere Bindung (das Exemplar des Rezensenten zerfällt bereits). Es ist künftig dringend nötig, solche wichtigen und grundlegenden Materialvorlagen angemessen zu fördern und zu finanzieren. Dem Autor ist für die mühevollen Geländearbeit über und unter Tage und für seine Studien der Schriftquellen zu danken. Er hat damit ein grundlegendes Werk geschaffen, das die Montangeschichte des Schauinslands in bisher unerreichtem Umfang behandelt und neu bewertet. Es wird sicher Diskussionen und neue Forschungen anregen.

Heiko Wagner

Orts- und personengeschichtliche Literatur

Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte in der Neuzeit, hg. von CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL, R. JOHANNA REGNATH, HEINRICH SCHWENDEMANN und HANS-PETER WIDMANN (Schlaglichter regionaler Geschichte 2), Rombach Verlag, Freiburg 2015, 239 S., zahlr. Farb- u. S/W-Abb.

Bereits als der Vorgängerband des hier zu besprechenden für den Schau-ins-Land 133 (2014) rezensiert wurde, konnten die Herausgeber auf dessen beeindruckend erfolgreichen Verkauf zurückblicken – nach kaum einem halben Jahr auf dem Markt. Schon damals war die Fortsetzung der Reihe unter Beibehaltung des bewährten Konzepts in Planung, als deren Ergebnis nun der zweite Band „Auf Jahr und Tag“ besprochen werden kann.

Abermals gehen die darin enthaltenen Aufsätze auf Vorträge zurück, die im Rahmen einer Ringvorlesung präsentiert worden waren. Erneut dienen einzelne markante Daten der Stadtgeschichte als Aufhänger, anhand derer das politische und geschichtliche Umfeld in Freiburg und, wo nötig und möglich, auch im Reich oder sogar im europäischen Rahmen ausgeleuchtet wird. Die einzelnen Stichtage und Wendepunkte wurden dieses Mal aus der neuzeitlichen Geschichte gewählt, und den Planern der Vorträge und des Bandes gelang eine Auswahl, die auf ganz unterschiedliche Weise Faszination ausübt: glanzvoll, wie der Einzug der habsburgischen Prinzessin Maria-Antonia im Rahmen der Reise zu ihrer Hochzeit mit dem französischen Thronfolger Ludwig XVI. (1770); beklemmend, wie der Beitrag zur Hinrichtung dreier „Hexen“ in Freiburg (1599); spannend, wie die Geschichte der Stadt während des Bauernkriegs (1525). Gelegentlich wurde Freiburg eher zufällig (Neben-)Schauplatz größerer historischer Ereignisse, etwa beim Besuch des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. (1681) oder beim Treffen des russischen Zaren, des österreichischen Kaisers, des preußischen Königs und des badischen Großherzogs, die während des Kriegs gegen Napoleon im Jahr 1814 gleichzeitig in Freiburg Station machten. Es werden wichtige erstmalige Ereignisse aufgegriffen, wie etwa die Inthronisation des ersten Freiburger

Erzbischofs (1827) und die Zulassung von Frauen zum Studium an der Freiburger Universität (1900). Ein ausgesprochen wichtiger Aspekt der Stadtgeschichte ist die bauliche Entwicklung der Stadt. Ihr gelten zwei der Beiträge: Einerseits zur Ära des Oberbürgermeisters Otto Winterer, der wegen seines visionären Ausbaus der Stadt um 1900 bisweilen als der zweite Gründer Freiburgs bezeichnet wird, andererseits zum nicht minder vorausschauenden Wiederaufbau der Stadt nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg unter Federführung des damaligen Leiters des städtischen Hochbauamts Joseph Schlippe (ab 1948). Beide, Winterer und Schlippe, formten das heutige Erscheinungsbild der Stadt in weiten Zügen. Geschichte ist aber nicht nur glanzvoll, groß und schön, es gibt in ihr immer auch schreckliche und furchtbare Ereignisse. Solchen gelten zwei weitere Beiträge über die Deportation der Freiburger Juden ins Lager Gurs (1940), ein Kulminationspunkt nationalsozialistischer Gewaltherrschaft, und über die Stadt in den Bombenangriffen des Ersten und besonders des Zweiten Weltkriegs.

Den Organisatoren der Vorträge und den Herausgebern der Reihe kann man ein glückliches Händchen bei der Themenwahl zusprechen, das zu einem vielseitigen und durchweg gut lesbaren, spannenden und schön und reich bebilderten Band Freiburger Geschichte geführt hat. Boris Bigott

Aufgeklärter Kunstdiskurs und höfische Sammelpraxis. Karoline Luise von Baden im europäischen Kontext, hg. von CHRISTOPH FRANK und WOLFGANG ZIMMERMANN in Verbindung mit HOLGER JACOB-FRIESEN und PIA MÜLLER-TAMM, Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2015, 280 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Weiterhin ziehen historische Sammlungen das Interesse der geisteswissenschaftlichen Forschung auf sich: Neben Kloster-, Fürsten-, Gelehrten-, Schul- und Universitätsbibliotheken sind es museale, universitäre und höfische Sammlungen, nicht zuletzt Kunstsammlungen, die zu ertragreichen Fragestellungen einladen. Sie werden daher in den letzten Jahren in Ausstellungen, Tagungen, Erschließungs- und Digitalisierungsprojekten sowie in entsprechenden Publikationen gründlicher untersucht und aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet. Das vorliegende Beispiel, die von Christoph Frank und Wolfgang Zimmermann in Verbindung mit Holger Jacob-Friesen und Pia Müller-Tamm herausgegebene Sammlung von 21 Aufsätzen, stellt eine von zwei anspruchsvollen Veröffentlichungen dar, die zur Großen Landesausstellung „Die Meister-Sammlerin. Karoline Luise von Baden“ 2015 in Karlsruhe erschienen sind. Der Aufsatzband wird ergänzt durch einen Katalogband und online publizierte Informationen zur Korrespondenz der badischen Markgräfin. Der Aufsatzband ist in vier thematische Schwerpunkte unterteilt: (1) Regionalität und europäischer Horizont, (2) Kenntnis und künstlerische Praxis, (3) Kunstmarkt und Geschmacksbildung und (4) Repräsentation und Ästhetik. Angesichts der Materialfülle kann im Folgenden nur anhand von Beispielen und damit nicht in der wünschenswerten Vollständigkeit auf den Inhalt und die Vorzüge der Veröffentlichung eingegangen werden. Um den Ansatz der Publikation wenigstens einigermaßen angemessen vorzustellen, wird daher hier stellvertretend für die übrigen Teile, der Schwerpunkt „Regionalität und europäischer Horizont“ etwas ausführlicher betrachtet.

Diesen ersten Teil eröffnet Wolfgang Zimmermann mit seinem Beitrag über „Politische Allianzen – Herrschaftliche Konkurrenzen – Kulturelle Ambitionen“ und blickt dabei auf „das Oberrheingebiet in der Mitte des 18. Jahrhunderts“ mit einem „Fixpunkt“ auf den Jahren um 1750. Neben Karoline Luise steht ihr Mann, Markgraf Karl Friedrich von Baden, im Zentrum der Überlegungen. Wie Zimmermanns Aufsatz sind auch die Ausführungen von Wilhelm Kreutz über die „Aufklärung am Oberrhein – Institutionen, Sozietäten, Personen“ von über die Ausstellung hinausgehendem landes- und kulturgeschichtlichem Interesse. Dabei werden die lokalen Bezüge u.a. zu Mannheim, Karlsruhe, Freiburg, Emmendingen und Straßburg die an der Geschichte des Oberrheins und des Breisgaus Interessierten besonders ansprechen. Persönlichkeiten wie Johann Daniel Schöpflin, Johann August Schlettwein, Johann Lorenz Böckmann, Johann Georg Schlosser, Johann Georg Jacobi, Joseph Anton von Rieger, Johann Caspar Ruef, Karl Schwarl, Johann Georg Anton Sauter, Gottlieb Konrad Pfeffel, Isaak Iselin, Johan Caspar Lavater, Johann Ehrmann, Johann Lorenz Blessig oder Heinrich Leopold Wagner und Johann von Türkheim – viele von ihnen im Kontext freimaurerischer Netzwerke vorgestellt – lesen sich wie ein Who's who der badischen Aufklärung; sie mögen hier den Fokus dieses Artikels veranschaulichen. Den Briefverkehr der Karoline Luise von Baden „Zwischen Sankt Petersburg und Philadelphia“ stellt Thorsten Huthwelker am

Beispiel eines Ausschnitts, der Gelehrtenkorrespondenz, vor. Eine historische und vier moderne Karten illustrieren das Briefnetzwerk, wobei Karte vier mit gerade einmal vier eingetragenen Orten am wenigsten aufschlussreich erscheint. Auch der daran anschließende Beitrag von Christoph Frank unter dem Titel „Kunst, Korrespondenz und Marktgeschehen“ befasst sich mit den in Briefen bezeugten Beziehungen. Frank stellt darin ein besonders anschauliches Beispiel, die Korrespondenz im Zusammenhang mit der Auktion des Comte de Vence (Paris, 9. bis 17. Februar 1761) ins Zentrum seiner Darlegungen; der Aufsatz wird ergänzt von einem Anhang mit der verdienstvollen Edition beziehungsweise Teiledition von 19 Quellentexten. Es erstaunt, dass die zuletzt genannten beiden Autoren in ihren Beiträgen weder in der Sache auf das im Vorwort des Bandes vorgestellte Online-Informationssystem „Karoline Luise von Baden. Kunst und Korrespondenz“ eingehen noch die Adresse des Angebots nennen (www.karoline-luise.la-bw.de). Martin Schieders Aufsatz über die Parisreise der Karoline Luise im Jahr 1771, bei der sie sich in der Diktion Schieders als „Managerin“, „Diplomatin“, „Pädagogin“, „Amateurin“, „femme savante“, „Unterhalterin“ und „Kulturvermittlerin“ profilierte, schließt den ersten Teil der Sammlung ab.

Wer nun weiter blättert und auf Charlotte Guichards Arbeit „Amatrice“ über die Rolle der „Amateurin im Europa der Aufklärung“ stößt, kann hervorragend an die vorhergehenden Aussagen zur „Amateurin“ Karoline Luise anschließen, bemerkt aber wohl nicht, dass dieser Aufsatz den zweiten Teil des Buchs über „Kennerschaft und künstlerische Praxis“ einleitet. Zumindest wird die Gliederung nicht explizit als Zwischentitel oder sonstige typografische Hilfestellung aufgenommen. Dasselbe gilt für die Abgrenzung der übrigen Kapitel. Es mag ein lässliches Versehen oder eine bewusste Entscheidung gewesen sein, der hohen Wertschätzung für diesen Band tut das keinen Abbruch. Die folgenden Ausführungen Katharina Weilers über „Die Kunst des Kopierens“ am Beispiel der Karoline Luise, die Überlegungen Sarah Salomons zum „Mahlerei-Cabinet“ als ein „Laboratorium der Bilder“, Astrid Reuters Aufsatz „Künstlerische Praxis und Kennerschaft“ sowie Leila Sauvages Beitrag über den Pastellmaler Jean-Etienne Liotard und Karoline Luise von Baden, der den zweiten Abschnitt abschließt, verdienen nun ebenso wie die Arbeiten der folgenden beiden Teile eine eigene, eingehendere Würdigung, was im Rahmen dieser Besprechung nicht geboten werden kann. Genannt seien: Patrick Michel, der mit seinem Artikel über Karoline Luises Ambitionen auf dem Pariser Kunstmarkt zum Teil an Martin Schieders Beitrag über ihre Parisreise 1771 anschließt, Everhart Korthals Altes, der als Beispiel für ihre Bezüge zum niederländischen Kunstmarkt eine Versteigerung in Den Haag von 1763 vorstellt, dazu passend Holger Jacob-Friesens Ausführungen über ihren Agenten in Den Haag und Max Tillmanns Darstellung der Niederländerbegeisterung in Frankreich sowie Thomas Kirchners Aufsatz über Karoline Luise und die zeitgenössische französische Malerei, die den dritten Abschnitt bilden.

Der vierte Teil, der sich der Funktion und Form europäischer Kunstsammlungen widmet, bietet mit den Arbeiten von Merit Laine über die Gemäldesammlung der Königin Luise Ulrike von Schweden und von Frédéric Bußmann über Pariser Sammlungen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwei Themen, die geografisch außerhalb des Reichs verortet sind; diesen stehen vier deutsche Beispiele gegenüber: die „Appartements im Karlsruher Schloss“ (Ulrike Grimm), Karolines Sammlung mit Blick auf „Rahmen und Darbietung“ (Dietmar Lüdke), ein Vergleich ihrer Sammlung mit der Friedrichs II. von Preußen (Christoph Martin Vogtherr) und die Schilderung des Wirkens der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth (Peter O. Krückmann). Schließlich ist es im Fall dieser Veröffentlichung besonders notwendig, auf die gute Qualität, kluge Auswahl und geschickte Platzierung der überreichen Abbildungen und Illustrationen hinzuweisen. Hier hat der ausführende Kunstverlag zusammen mit den Autorinnen und Autoren sowie den weiteren Beteiligten hervorragende Arbeit geleistet. Einzig die bisweilen stark verkleinerten Manuskriptseiten, die dadurch in ihrer Lesbarkeit eingeschränkt sind, wären kritisch anzumerken (zum Beispiel S. 109 Sammlung von Klebezetteln mit Linnéschen Artenbezeichnungen). Diese kleine Schwäche wird in manchen Fällen – wie etwa bei Christoph Frank (S. 44f. Johann Georg Willes Autograph) oder Astrid Reuter (S. 115 Anleitung zur Herstellung von Pastellfarben) – durch dankenswerterweise beigegebene Transkriptionen wettgemacht. Ein Anhang mit ausführlichem Literaturverzeichnis, Angaben zu Autorinnen und Autoren sowie Bildnachweis und – was bei diesem Umfang und Reichtum an Material unverzichtbar ist – mit einem Register der Personennamen rundet die gelungene Veröffentlichung ab.

Johannes Mangei

JUTTA BENDT: Ricarda Huch in Freiburg (Spuren 108), Deutsche Schillergesellschaft, Marbach 2015, 16 S., 15 S/W-Abb.

„Wir lesen die Zeitung immer nur mit Ekel“ – so schrieb Ricarda Huch am 29. Juli 1935 aus Freiburg ihrer langjährigen und engen Freundin Marie Baum nach Heidelberg. Nicht aus eigenem Antrieb hatte es die berühmte Historikerin und Schriftstellerin ein knappes Jahr zuvor an die Dreisam verschlagen. Vielmehr folgte sie der Familie ihrer Tochter Marietta, die mit dem an der Universität lehrenden Juristen Franz Böhm verheiratet war. Seit der Machtübertragung an die Nationalsozialisten wurde es sehr ruhig um die Goethe-Preisträgerin von 1931, und selbst das literaturinteressierte Freiburger Publikum nahm ihre Gegenwart kaum wahr.

Jutta Bendt hat es sich zur Aufgabe gemacht, die nur knapp anderthalb Jahre währende Freiburger Zeit im bewegten Leben der heute kaum noch bekannten Schriftstellerin zu beleuchten. Das hierfür gewählte Format, die in ansprechender Ausstattung erschienenen, nur einen Druckbogen umfassenden „Spuren“-Hefte der Marbacher Schillergesellschaft, eignet sich vorzüglich für dieses Vorhaben. Denn obwohl Ricarda Huch in Freiburg tatsächlich kaum Spuren hinterlassen hat, wäre es doch sehr schade gewesen, wenn ihre Anwesenheit im Dunkeln geblieben wäre. Die mit Unterstützung der hiesigen Archive geführte Recherche ergab u.a., dass Ricarda Huchs Anwesenheit nicht einmal im Adressbuch registriert war, denn sie lebte in der Wohnung ihres Schwiegersohns in der Günterstalstraße 72, die im März 1936, noch während ihrer Freiburger Zeit, in Adolf-Hitler-Straße umbenannt wurde. Dies muss der zwar nationalkonservativ, gleichzeitig aber „intellektuell eigensinnig und unorthodox in Denken und Handeln“ (S. 1) agierenden, vor allem mutig und dezidiert anti-nationalsozialistisch eingestellten Schriftstellerin höchst absurd erschienen sein. Hatte sie, 1926 als erste Frau überhaupt in die Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste berufen, doch dort am 9. April 1933 demonstrativ ihren Austritt erklärt, weil sie weder deren Gleichschaltung noch den Ausschluss ihrer Kollegen Heinrich Mann und Alfred Döblin hinnehmen wollte.

In ihrer Freiburger Zeit arbeitete Ricarda Huch intensiv am zweiten Band ihrer „Deutschen Geschichte“, deren erster Band 1934 erschienen und von der offiziellen Literaturkritik verrissen worden war. Ihre sozialen Kontakte in Freiburg beschränkten sich auf wenige Kollegen und Vertraute ihres Schwiegersohns Franz Böhm, dem Mitbegründer der „Freiburger Schule“ und Vordenker der sozialen Marktwirtschaft. Aus den vielen Briefen, die sie und ihre Tochter an Marie Baum nach Heidelberg schickten und die heute im Literaturarchiv Marbach liegen, rekonstruiert Jutta Bendt akribisch die Stimmungslage im Hause Böhm und vermittelt damit ganz nebenbei erstaunliche Einblicke in das damalige Innenleben der Universität, vor allem des Instituts für Rechts- und Staatslehre, denn beide Frauen berichteten ihrer Freundin bzw. Patin ausführlich über die heimischen Tischgespräche.

Als Franz Böhm im Sommer 1936 eine Lehrstuhlvertretung in Jena annahm, endete auch für Ricarda Huch ihre Freiburger Zeit, der sie letztlich sogar positive Aspekte abgewinnen konnte. Zumindest brachte sie Anfang Mai 1937 zu Papier, sie erinnere sich „an das verlorene Paradies“ in Freiburg zurück. Seit 1982 hält auch die Dreisamstadt mit einer Ricarda-Huch-Straße die Erinnerung an ihre frühere Bewohnerin wach.

Ute Scherb

Freiburger Münster. Verborgene Schätze. Die Sammlungen des Münsterbauvereins, hg. vom Freiburger Münsterbauverein (Schriftenreihe Münsterbauverein 6), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin 2015, 184 S., 154 Farb- und S/W-Abb.

Als Band 6 der verdienstvollen neuen Schriftenreihe des Freiburger Münsterbauvereins ist im 125. Jubiläumsjahr 2015 eine Vorstellung seiner verschiedenen Sammlungen erschienen.

Ihre Entstehung und Funktion beleuchtet Münsterbaumeisterin Yvonne Faller in ihrem einführenden Aufsatz. Schon vor der Vereinsgründung im Jahr 1890 führte eine auswärtige Expertenkommission eine umfassende Bestandsaufnahme durch. Angesichts des dabei festgestellten schlechten Bauzustandes des Münsters ergriff Oberbürgermeister Otto Winterer die Initiative und rief die Bürgerschaft zur Gründung eines Münsterbauvereins auf. Bereits im Gründungsjahr standen Mittel zur Verfügung, mit denen über

Hundert großformatige Fotoaufnahmen bei dem Architekten und Denkmalpfleger Albrecht Meydenbauer in Auftrag gegeben werden konnten. Sie stellen eine immens wichtige Dokumentation des Bauzustandes vor 1900 dar und bilden den Grundstock der Fotosammlung, die heute über 50.000 Objekte umfasst. Zeitgleich wurde die Fertigung von Gipsabgüssen wichtiger Skulpturen und architektonischer Details begonnen, eine Arbeit, die bis heute fortgeführt wird. Zu den etwa 4.000 Abgüssen kommen mehrere Tausend Originale: von einzelnen Bruchstücken bis zu kompletten, teilweise museal präsentierten Skulpturen und Architekturteilen. Zu dem rund 2.300 Stücke beinhaltenden Planarchiv der Münsterbauhütte gehören etwa 1.600 von Hand gezeichnete Pläne, die die Restaurierungsarbeiten am Münster dokumentieren und durch die Wiedergabe von Bauzuständen vor der Restaurierung wichtige Quellen darstellen. Seit 1990 werden die Pläne digital erstellt und in Papierform archiviert. Dazu zählen inzwischen auch verzerrungsfreie Pläne des Turms, die erst nach dem Brand im Jahr 1994 erstellt wurden und zur Grundlage der 2006 begonnenen Turmsanierung wurden.

Einen besonderen Bestand bilden die Gemälde im Besitz des Münsterbauvereins, die zwischen 1891 und 1917 im Zusammenhang mit Lotterien zusammengetragen wurden. Ein Teil der Gewinne musste zur Förderung von Kunst verwendet werden, indem Gemälde und Skulpturen vor allem von regionalen Künstlern angekauft wurden. Da die als Gewinne gedachten Kunstwerke auf wenig Interesse stießen, ging der Verein dazu über, auf Kunstausstellungen Arbeiten badischer Künstler für die Städtischen Sammlungen zu erwerben, deren Kuratoren als Sachverständige in der Ankaufkommission saßen. In der finanziell schwierigen Situation nach dem Ersten Weltkrieg brachte die Stadt 1921 einige Gemälde zur Auktion und übertrug den Erlös an den Münsterbauverein. Die verbliebenen noch immer zahlreichen Gemälde und Graphiken, bilden heute als Dauerleihgaben des Vereins einen wichtigen Bestand im Augustinermuseum, dem zum Jubiläum 2015 eine Ausstellung im vorgenannten Museum gewidmet war.

Der Einführung folgen ausführlichere Beiträge zu den einzelnen Sammlungen durch die jeweils zuständigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Münsterbauhütte: Heike Mittmann und Stephanie Zumbink beschreiben die Stein- und die Abgussammlung, Andreas Schedlbauer stellt die Plansammlung vor. Zusammen mit Tilmann von Stockhausen, dem Direktor des Augustinermuseums, präsentiert Heike Mittmann die Gemäldesammlung, Andrea Hess beschäftigt sich mit der Graphischen Sammlung und führt zusammen mit Uwe Zäh in die Fotografische Sammlung ein. Franz Degner berichtet über den Aufbau der digitalen Datenbank, die die gesamten Sammlungen erfassen und erschließen soll. Stand in den weiter zurückliegenden Jahren die Digitalisierung von Plan- und Fotoarchiv im Mittelpunkt, so werden inzwischen auch die anderen Sammlungen aufgenommen und verwaltet, zu denen als weitere Konvolute die Dokumentation von Arbeitsabläufen, die Schadenskartierung, Gutachten oder wissenschaftliche Textdokumente kommen. Die dabei zur Anwendung kommende Software „imdas pro“ wird auch von den Städtischen Museen Freiburg genutzt.

Den inhaltsreichen und mit vielen historischen und aktuellen Aufnahmen bebilderten Band, der über einen weitgehend unbekanntem, gleichwohl wichtigen Arbeitsbereich des Münsterbauvereins informiert, schließt ein Quellen- und Literaturverzeichnis ab.

Peter Kalchthaler

HEIKO HAUMANN: Eine „Judenaktion“ 1938 in Elzach. Die Ausschreitungen gegen die Familie Türkheimer – Hintergründe, Verantwortung, Folgen, hg. von der Stadt Elzach, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, 136 S., zahlreiche S/W-Abb.

In Elzach gab es keine Synagoge. Dennoch fanden sich am 10. November 1938, als reichsweit jüdische Geschäfte und Synagogen zerstört wurden, Eiferer, die gegen die einzige jüdische Familie am Ort eine „Aktion“ inszenierten: Sie zogen vor das Haus des geachteten Tierarztes Dr. Bruno Türkheimer, die Schuljugend warf Fensterscheiben ein, man bedrängte die Familie und gab dem NS-Bürgermeister den willkommenen Vorwand, sie vorübergehend in „Schutzhaft“ zu nehmen. Bruno Türkheimer wurde im KZ Dachau inhaftiert, dann entlassen, weil er im Ersten Weltkrieg als Soldat gekämpft hatte; Ende des Jahres gelang der Familie Türkheimer die Auswanderung nach San Francisco.

Heiko Haumann untersucht in seiner konzentrierten Studie diese in den Quellen sogenannte „Judenaktion“ und ordnet sie mit zehn Leitfragen, die nach den Ereignissen, ihren Voraussetzungen, den Beteiligten,

den Folgen und der juristischen Bewertung nach 1945 fragen – sowie mit der drängendsten von allen: „Warum griff niemand ein?“ (S. 56) – in größere Zusammenhänge ein. In den Portraits der Akteure, die biografisch zumeist auch Profiteure des Regimes waren, und der Darstellung der zunehmenden Repressionen gegen Bruno Türkheimer und seinen Schwager Oskar Moser wird erkennbar, wie in einem kleinen Städtchen Freundschaften, Jagd- und Fischereigemeinschaften, gemeinsames Engagement in der „Bürgerlichen Vereinigung“, gemeinsame Fasnetsbegeisterung (S. 20), und Nachbarschafts- und Familiensolidaritäten nach und nach an Profilierungssucht, Gewinnstreben und persönlicher Bereicherung, unterfüttert mit einer bössartigen Ideologie, zerbrachen und schließlich jede Mitmenschlichkeit – bezeichnenderweise ist noch 1949 vom „Neben-“ statt vom Mitmenschen die Rede (S. 119) – verschwinden ließen. Facetten für die Freiburger Geschichte sind dabei die Bemühungen von Oberbürgermeister Franz Kerber, Oskar Mosers Jagd in Biederbach zu übernehmen (S. 44 Anm. 89) und der Ausschluss seiner Kinder von der Ludendorff-Schule (Kepler-Gymnasium) und den Domsingknaben (S. 43).

Die Studie bezieht ihre Anschaulichkeit daraus, dass sie ausgesprochen quellennah angelegt ist: Heiko Haumann hat dafür wohl alle heute noch erreichbaren Quellen aus der Zeit der Geschehnisse selbst wie aus der Rückschau darauf zusammengetragen, sie zusammen- bzw. gegeneinandergestellt und nur behutsam kommentiert. Ein umfangreicher Dokumentenanhang ermöglicht die Lektüre der Originale. Auf diese Weise werden die einzelnen Perspektiven auf die Geschehnisse deutlich, die Perspektiven vor und nach 1945 und nicht zuletzt auch das, was nach 1945 unverändert blieb – und insgesamt ein System verteilter Verantwortlichkeiten und lokaler Interessengeflechte, das es allen Beteiligten später ermöglichte, die Schuld von sich zu weisen und eine juristische Aufarbeitung scheitern ließ: Bezeichnenderweise stellte die Freiburger Spruchkammer 1952 fest: „Aber schon die Tatsache, dass sie sich [= die Gewaltaktionen 1938] bedauerlicherweise in ganz Deutschland abgespielt haben, mahnt zur Vorsicht bei Vorwürfen gegen einzelne vermutete lokale Urheber“ (S. 131). Sowohl nach ihrem Inhalt als auch in ihrem methodischen Zugriff ist Haumanns Studie deshalb weit über Elzach hinaus von Bedeutung. Dass sich Haumann neben eigenen Zeitzeugenbefragungen auch auf Aussagen von Oskar Moser und, aus der Söhnegeneration, von Fred Günter Türkheimer und Otto Riegger stützen kann, ist der Umsicht des ehemaligen Elzacher Stadtarchivars zu verdanken, der diese Interviews 1989 und 1996 führte. Clemens Joos

THOMAS LIEBERT: Die historische Wasserführung der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau. Bodenfunde, Baubestand und Schriftquellen als Spiegel der Wasserbaukunst des Ordens (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 26), Theiss Verlag, Darmstadt 2015, 136 S., 71 Farb- und S/W -Abb., eine topographische Karte.

Flumen Dei repletum est aquis [...] Nec modo in praefatas, sed et in exteris etiam regiones, quasi inundatione facta, illa se sanctorum examina effuderunt [...]. Schon dieses Zitat aus der „Vita Sancti Malachiae“ (VI, 9-13) des Ordensgründers Bernhard von Clairvaux (1090-1153) hebt den engen Zusammenhang zwischen dem Element „Wasser“ und dem geistlichen sowie materiellen Alltagsleben des Zisterzienser hervor. Diese im Auftrag des hessischen Landesamts für Denkmalpflege vom Archäologen Thomas Liebert vorgelegte Studie stellt die Entstehungs- und Ausübungsprozesse des Wassermanagements in der Zisterzienserabtei Eberbach im Rheingau detailliert und aufschlussreich zusammen. Art und Nutzung der Wasserinfrastruktur werden vom 12. bis zum 18. Jahrhundert analysiert. Im Detail stellt der Autor z.B. den Verlauf des Kisselbaches in enge Verbindung mit der Ansiedlung der Zisterzienser. Aus einer in Reproduktion wiedergegebenen Pergamenturkunde geht hervor, dass der Wassergang zum Gebrauch des Wassers des Kisselbaches ab 1429 zwischen den Bürgern der Gemeinde Erbach und dem Kloster Eberbach nach einem exakt festgelegten Leitungsquerschnitt aufgeteilt war.

Die schriftlichen Quellen – etwa aus dem Hauptstaatsarchiv Hessen in Wiesbaden oder aus dem „Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau“ – sind systematisch mit aktuellen archäologischen Befunden in Zusammenhang gebracht worden, wie aus zahlreichen Abbildungen zu erkennen ist. Besonders hervorzuheben sind hier die Abb. 30 (S. 65), welche den Gesamtplan des Leitungsnetzes im „neben [dem] Kloster Maulbronn [...] am besten erhaltenen Zisterzienserkloster Deutschlands“ wiedergibt sowie die nach dem Stand der letzten Ausgrabung (23.02.2014) beigelegte topographische Karte, aus der auch für

den Laien die hohe Bedeutung des Wassers für den Alltag der Mönchsgemeinde deutlich wird: Brunnenhäuser, Eiskeller, Mühlen und Wasserhäuser bildeten nur die augenfälligsten Baumaßnahmen.

Insgesamt besteht die Veröffentlichung Lieberts aus 13 Teilen, die, ausgehend von den naturräumlichen Voraussetzungen des Untersuchungsgebietes, anhand der verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten der Wassernutzung von der Wasserver- und Entsorgung bis zum Brunnensystem reichen.

Zweifellos ist diese 2015 erschienene Veröffentlichung eine Bereicherung für alle, die sich für historische und baugeschichtliche Fragestellungen zu Klosteranlagen im mitteleuropäischen Raum interessieren.

Marco Leonardi

Okkultes Freiburg. Ereignisse - Personen - Schauplätze, hg. von GÜNTHER KLUGERMANN, ANNA LUX und UWE SCHELLINGER, Herkules Verlag, Kassel 2015, 89 S., zahlr. S/W-Abb., ein Stadtplan.

Dieses hübsch präsentierte und fadengebundene Bändchen entspringt den Ergebnissen zweier Hauptseminare von 2013/2014 des Historischen Seminars der Albert-Ludwigs-Universität und befasst sich anhand zahlreicher Fallbeispiele mit der Frage, ob Freiburg im Breisgau und seine Einwohner seit jeher eine besondere Affinität zum „Okkulten“ haben und ob somit die Bezeichnung *locus occultus* Sinn macht. Als ein solcher Ort wurde Freiburg in den 1980er-Jahren von dem Journalisten Albert Sellner bezeichnet.

Im Vorwort werden die Begriffe „Okkultismus“ bzw. „das Okkulte“ definiert und in historische Zusammenhänge gebracht. Dann geht es auch schon flugs in die Freiburger Stadtgeschichte mit Episoden, die von den Studierenden in Freiburger Archiven recherchiert wurden. Aufgeteilt sind diese Begebenheiten in 27 Stationen (mit Freiburger Adressen, da die ausgearbeiteten Beschreibungen der diversen Vorkommnisse als begleitete Stadtrundgänge angeboten wurden) und weitere 25 kurz umzeichnete „Orte des Okkulten“. Die Beiträge, die jeweils nur zwei bis drei Seiten betragen, sind mit weiterführenden Literaturangaben versehen.

So ist z.B. die Station 4, die von einem als spirituell wahrgenommenen Erlebnis des Karl May im Wirtshaus von St. Ottilien berichtet, weitaus spannender, wenn man seinen Roman „Der verlorene Sohn“ gelesen hat. Bewunderer von Karl May dürften diese Station sowieso als Höhepunkt des gesamten Bandes betrachten (die Reaktion der Verlegergattin Paula Fehsenfeld: köstlich!). Wissenswertes erfährt man auch über den gebürtigen Freiburger Hans Bender (Stationen 16 und 17), der 1950 das Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene gründete, die Parapsychologie salonfähig machen wollte und dessen Vorlesungen an der Albert-Ludwigs-Universität als „Benders Geisterstunde“ für Furore gesorgt haben. Ein Elektro-Therapeutisches Institut (Station 13), das tatsächlich in den 1930er-Jahren in der Friedrichstraße existierte und auf die heilförderliche Wirkung von Radium (sic!) setzte, hätte man eigentlich nicht für möglich gehalten.

Und so versetzt einen dieses Kaleidoskop des Okkulten 52 Mal in Erstaunen und lässt einen teilweise fassungslos zurück. Da viele Autoren auch viele Stile mitbringen, können diese mal mehr, mal weniger gefallen. Der durchweg respektvolle Ton ist einerseits angenehm; durchaus wäre hier Häme gegenüber Humbug und Hokuspokus eine Option gewesen (und hätte die Idee des Buchs zerstört). Ist man andererseits mit der Thematik des Okkulten nicht wirklich vertraut, wundert man sich an manchen Stellen natürlich. Wie da in aller Selbstverständlichkeit von medialen Fähigkeiten, von „Spuk“ und der Parapsychologie als wissenschaftliche universitäre Fachrichtung gesprochen wird, dürfte für den einen oder anderen Leser gewöhnungsbedürftig sein. Eine durchaus vorhandene ironische Distanz zum Thema hätte teilweise gerne etwas ausgeprägter zum Zuge kommen dürfen.

Aber Spaß macht das Ganze trotzdem! Den Airdale-Terrier „Butzi“ (Station 30) schließt sicher jeder ins Herz; und er dürfte, ohne zu viel verraten zu wollen, Lorient inspiriert haben. Dass den genialen Regisseuren William Friedkin („The Exorcist“) und – dem hierzulande leider völlig unterschätzten, in Italien in einem Atemzug mit Michelangelo Antonioni und Federico Fellini genannten – Dario Argento („Suspiria“) jeweils eine Station gewidmet ist, erfreut das Herz des Cineasten.

Wem das alles zu splitterhaft erscheint, dem sei empfohlen, das Büchlein tatsächlich als eine Art „Stadtführer“ zu nutzen und anhand der vorgegebenen Adressen Freiburg (diesmal als *locus occultus*!)

quasi neu zu „erlaufen“ – man kommt garantiert an Plätze, an denen man noch gar nie war bzw. die man mit einem Mal mit völlig anderen Augen sieht. So wird das Fragmentarische, Anekdotenhafte praktisch mit Leben erfüllt.

Eine spannende, unterhaltsame und vergnügliche Lektüre für Neugierige, Wissende und Skeptiker, und die, die es wahlweise werden wollen. Boris Kramb

WERNER SCHÄFFNER: Thaddäus Rinderle aus Staufen. Mathematikprofessor an der Albertina in Freiburg (1748-1824). Über sein Mönchsleben im Benediktinerkloster St. Peter und seine Tätigkeiten als Hochschullehrer, Selbstverlag, Staufen 2014, 104 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Eine liebevoll gestaltete Broschüre über Thaddäus Rinderle (1748-1824) hat der frühere Bäcker, Bankkaufmann und Lehrer Werner Schäffner im Zusammenhang mit dem 190. Todesjahr des Mathematikprofessors aus dem Benediktinerkloster St. Peter vorgelegt. Zu Rinderles Verdiensten gehören neben seiner Tätigkeit in Seelsorge und Lehre Arbeiten in der Uhrmacherkunst, vor allem seine astronomisch-geographische Weltzeituhr (S. 46f.), die Mitwirkung bei der Herstellung von Globen (S. 48ff.) und der Beitrag zum Hochwasserschutz am Rhein durch eine dazu von ihm konzipierte hölzerne Konstruktion (S. 51-55).

Zu Recht verweist Schäffner bereits eingangs auf die weiterhin einschlägige Darstellung von Kurt Schmidt „Thaddäus Rinderle (1748-1824). Mönch und Mathematiker“, die 1981 in der Reihe „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige“ erschienen ist. Während es sich dabei um eine wissenschaftliche Publikation handelt, stellt die jüngst veröffentlichte Schrift eher eine persönliche Würdigung mit zahlreichen Exkursen und subjektiven Bewertungen dar. Sie zeichnet sich neben zwei umfänglichen Abschnitten zum Benediktinerorden und zur Freiburger Universität vor allem durch mehr als 80 Abbildungen von unterschiedlicher Qualität aus, die auch manches Detail dokumentieren, das anderweitig nicht überliefert ist. Der subjektive Charakter der Broschüre äußert sich u.a. in den fett hervorgehobenen Einschätzungen des Autors wie „Es ging Rinderle weniger um die Mauern als um die Menschen!“ und „Professor Rinderle hat sich vor keinerlei Arbeiten gedrückt!“ (S. 71), die den hohen Grad seiner Identifikation mit dem Biografierten zum Ausdruck bringen. Den persönlichen Duktus der Schrift verstärken häufige Unterstreichungen, einzelne spekulative Angaben und Vermutungen, die Auskunft über „Nachforschungen bei Wikipedia“, über den Ablauf schriftlicher Anfragen und offene Fragen wie die nach einer „mathematischen Weltformel“. Gelegentliche Wiederholungen und anachronistische Äußerungen stören den Gesamteindruck nicht entscheidend. Kurios sind die nachgestellten Fotografien, die einen als Mönch verkleideten Angehörigen der Familie Rinderle als Thaddäus Rinderle mit Vermessungsgeräten des 21. Jahrhunderts zeigen (S. 89 und Umschlag-Rückseite).

Dem Autor ist für seine mit viel Herzblut geschriebene Erinnerung an den zuletzt seltener gewürdigten Gelehrten aus dem Breisgau zu danken. Johannes Mangei

CAROLA SCHARK U.A.: Dem Vergessen entreißen. Gedenkbuch zum 70. Jahrestag der Bombardierung Freiburgs am 27. November 1944, hg. vom Landesverein Badische Heimat e.V. und der Stadt Freiburg i.Br. (Schriftenreihe der Badischen Heimat 10), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin/Wien 2014, 311 S., 78 S/W-Abb.

In Überblicksdarstellungen liest man leicht über die Zahl der Toten hinweg, die Kriege gefordert haben. Es ist das Verdienst der Hobbyhistorikerin Carola Schark, in mühsamer Puzzlearbeit ein würdiges „Gedenkbuch“ erarbeitet zu haben (S. 89-308). Gestützt auf dürre Bergungslisten und zahlreiche weitere Quellen, hat sie dem Grauen Namen und vielen Opfern Gesichter gegeben. Das Gedenkbuch reicht von „Abend, Angelina, *1903, Karlstr. 7 (Kolpinghaus)“ über „Familie Keller, Habsburgerstr. 11, Anna *1902, Baldur *1941, Dieter, *1939, Kurt *1929, Wolfgang *1935“ sowie „Unbekannt“ (seitenweise Einträge, manche mit einer Ergänzung wie „Kind, weiblich“) bis zu „Zynjak (Zynick) Iwan (Johann), *1920, Weberstr. 12“ (wohl ein Zwangsarbeiter, nach Deutschland verschleppt).

In Geleitworten verweisen Dieter Salomon, Oberbürgermeister von Freiburg, und Sven von Ungern-Sternberg, Präsident des Landesvereins Badische Heimat, behutsam auf schlecht vernarbte Wunden bei Überlebenden und Angehörigen der Opfer. Weitere Beiträge sorgen für thematische und zeitliche Tiefenschärfe: Freiburg unter dem Hakenkreuz (Andreas Meckel), Schutzmaßnahmen am Münster (Heike Mittmann), Jugendliche Dachdecker auf dem Münster (Bernhard Adler), Luftangriffe auf Freiburg (Carola Scharf; die Tabelle reicht vom 10.05.1940, als ein irrtümlicher Angriff der Luftwaffe 57 Menschen in den Tod riss, über die Katastrophe am 27.11.1944 mit 2.797 Toten, bis zum letzten Angriff am 16.04.1945, wohl ohne Tote; unter Bombenabwürfen und Bordwaffenbeschuss hatten die Freiburger insgesamt an 44 Tagen zu leiden, vor allem seit September 1944).

Willkommen sind die Kurzbiografien zu Opfern der Angriffe, aber auch zu vom Regime Verfolgten, ferner zu Männern der Kirche, der Universität sowie zu Nationalsozialisten. Abbildungen laden zum Betrachten ein. Viele bislang unveröffentlichte Fotos stammen aus Privateigentum; anders als die Besitzerin, ist die Lieblingspuppe dem Inferno entkommen (S. 117). Andere Fotos werfen Schlaglichter auf den oft vernachlässigten Alltag: „Not-Aborte“, „Schutzraum für 25 Personen“ („25“ handschriftlich; S. 226 bzw. 229) oder „Drei Kreuze erinnern an die nicht geborgenen Opfer“ (S. 250). Faksimilia veranschaulichen den Frevel an Juden („Bescheinigung“ über abgepresste „Edelmetallgegenstände“, 1939; ein Zeitungsausschnitt zu „Große öffentliche Versteigerung“ von Möbeln, Wäsche u.a., 1941; S. 41 bzw. 43). Urkunden verdeutlichen das Funktionieren der Verwaltung bis zum bösen Ende: In Ermangelung der gebotenen Formulare hat man Vordrucke verwendet, wie sie zur Beurkundung von Geburten noch vorlagen; „Geburt“ ist ausgeixt, darüber „Sterbe“ geschrieben und ergänzt um „beim Terrorangriff gefallen“ (S. 138).

Zu bedauern ist das Fehlen eines Registers (Namen, Orte, Sachen) sowie die unbefriedigende Art der Nachweise zu Kurzbiografien (etwa „aus Freiburg im Ersten Weltkrieg“, „aus Helga und ihr Zahn der Zeit“; S. 111 bzw. 126).

Der Rezensent erlaubt sich, eine Anregung abzuwandeln, die er 2011 in dieser Zeitschrift (130. Jahreshaft, S. 182) vorgetragen hat: Der Oberbürgermeister möge das Buch „Dem Vergessen entreißen“ öffentlich zugänglich machen, zusätzlich das „Gedenkbuch“ als Separatdruck in größerer Schrift. Geeignete Stellen wären das Rathaus, die Pforte des Hauptfriedhofs und der Westturm des Münsters, unterhalb der Gedenktafel, die zum Frieden ruft.

Norbert Ohler

DIRK SCHINDELBECK: „Wir waren nur verhandelbare Masse“. Nachkriegsschicksale aus dem Waisenhaus in Freiburg-Günterstal, Stiftungsverwaltung Freiburg, Freiburg 2014, 399 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Die Zuständigen in Politik, Verwaltung, Kirche und Waisenhausstiftung sind „ihrer Verantwortung für die Kinder im Waisenhaus nicht gerecht geworden“. Das räumt Stiftungsdirektor Lothar A. Böhler im Geleitwort ein. Es ist deshalb höchst verdienstvoll, dass die Stiftungsverwaltung die Studie in Auftrag gegeben und das Ergebnis öffentlich gemacht hat.

Sorgfältig redigiert und vorzüglich illustriert, ergänzt die Untersuchung die 2013 erschienene „Geschichte des Waisenhauses in Freiburg-Günterstal“ (vgl. die Rezension in dieser Zeitschrift, 134. Jahrbuch [2015], S. 201). In einer ausführlichen Einleitung, „Was Biographien erzählen“, bettet Schindelbeck das Thema in die wissenschaftliche Literatur und in die Sozialgeschichte der Nachkriegszeit ein. Er erläutert ungewöhnliche Schwierigkeiten, die zu meistern waren. Da es nur wenige schriftliche Quellen zum Heim gibt, mussten Aussagen ehemaliger Zöglinge auch dann ernstgenommen werden, wenn sich Widersprüche ergaben, vor allem bei der Beurteilung des Personals. Im thematisch und zeitlich geordneten Hauptteil, „Vom Leben im Waisenhaus zwischen 1939 und 1985“, kommen 70 Ehemalige zu Wort. Ordensschwwestern, Erzieher, Praktikanten, Hausangestellte und andere werden im Schlussteil vorgestellt: „Lebens- und Arbeitsort Waisenhaus“.

Zeitweilig haben 190 bis 250 Mädchen und Jungen in dem Haus gelebt, insgesamt 2.500 bis 3.000, die einen für Monate, andere von der frühen Kindheit an bis zur Volljährigkeit. Offenkundig war es für viele, wenn nicht die meisten, eine Zeit unvorstellbarer Leiden. Doch zunächst zu Lichtseiten, die sich vielen eingepägt haben: Weihnachten und die Erstkommunion, das Sommerfest und das Feuerwerk an

Silvester; Gesellschaftsspiele, Bolzen im Hof und einmal sogar Völkerball Jungen gegen Mädchen (sonst waren die Geschlechter streng getrennt); kleine Geschenke, die nicht gleich weggenommen wurden; Ausflüge in die Umgebung, auch zum Schauinslandrennen, sowie eine Fahrt auf dem Rhein. Zeitweilig kam einmal im Monat eine Frau und steckte ihnen durch das vergitterte Fenster eine Leckerei zu; erst später erfuhr Pater Hans S. (geb. 1952, 1955-1962 im Haus), wer die gute Fee war: Gertrud Luckner, die Juden das Leben gerettet und mit knapper Not das KZ Ravensbrück überlebt hatte.

In den Biografien überwiegen die Schattenseiten. Am meisten hatten Kinder zu leiden, um die sich kein Außenstehender kümmerte: Ausbeutung durch harte Arbeit in Haus, Stall und Garten; „pure und perverse Gewalt“ (brutale Prügel, oft heimlich verabfolgt; Terrorregime älterer Jungen); ekelhafter Essenszwang; individuelle und kollektive Strafen (Entzug der Lieblingspuppe, Fernsehverbot); unflätige Beschimpfungen; tief verletzende Erniedrigungen (vor allem, aber nicht nur von Bettnässern). Mädchen hatten unter der unterlassenen sexuellen Aufklärung, Jungen unter größter Missachtung der Schamswelle und sexuellem Missbrauch zu leiden. Wer sich widerborstig zeigte, geriet vom Regen in die Traufe, wurde als Hütebub zu Bauern oder in ein Heim für Schwereziehbares geschickt, ohne vorherige Aussprache. Die Ordensschwestern wurden als scheinheilig und heimtückisch erlebt; dem Pfarrer ist nicht vergessen, dass er das Beichtgeheimnis bedenklich gehandhabt hat. Dazu kam, dass Kinder nicht ihren Fähigkeiten entsprechend gefördert, der Wunsch, eine weiterführende Schule besuchen zu dürfen, abgeblockt wurde. Wenige Zöglinge haben das Abitur geschafft, noch weniger ein Studium abgeschlossen. Es verwundert nicht, dass Erlittenes in Worten wie „der reinste Horror“, „bestialisch“, „Sadismus“ zusammengefasst wird. Seit etwa 1967/1970 hat sich eine gewisse Humanisierung angebahnt, erst recht, als 1975 die Schwestern in ihr Mutterhaus oder in Altenheime umzogen.

Zu den Langzeitfolgen der „Hölle auf Erden“ gehört, dass viele Ehemalige bis heute ihren Rachedurst an Nonnen kühlen möchten, aus der Kirche ausgetreten sind, die Religion hassen. Nicht wenige sind straffällig geworden, leiden unter Traumata, Drogenproblemen und der Unfähigkeit, sich langfristig zu binden. Von anderen ist der vorzeitige Tod bekannt geworden.

Wie hat es dazukommen können? Die Schwestern waren unzulänglich ausgebildet und überfordert, was zu Alkoholproblemen führte. Es fehlte an wirksamen Kontrollen und vor allem an geeignetem Personal.

Weltweit müssen Millionen von Waisen ohne Familie aufwachsen. Frauen und Männer, denen sie anvertraut sind, sollten wissen, welchen Versuchungen das Personal ausgesetzt ist. Dazu eine Anregung: Damit Kinder weniger zu leiden haben, sollte man aus dem gewichtigen Werk (Großformat 21 x 27,5 cm; 1,375 kg) die Einleitung und ein Konzentrat des Hauptteils zusammenfassen und in einer Internet-Broschüre denen zugänglich machen, die es angeht.

Norbert Ohler

ULRICH ZASIUS: „Geschichtsbuch“ der Stadt Freiburg im Breisgau. Eine Sammlung exemplarischer Einzelfälle zur städtischen Politik, Rechts- und Verwaltungspraxis im Spätmittelalter, hg. von HANS SCHADEK, Bd. 2: Biographien, von ROSEMARIE MERKEL und HANS SCHADEK (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 40/2), Stadtarchiv Freiburg, Freiburg 2015, 504 S., 25 Abb.

Vor drei Jahren legte Hans Schadek eines der wertvollsten Zeugnisse zur spätmittelalterlichen Stadtgeschichte Freiburgs in einer kritischen Edition vor: Das „Geschichtsbuch“ der Stadt Freiburg im Breisgau. Dessen Autor war kein Geringerer als der damalige Stadtschreiber und spätere Professor des Zivilrechts Ulrich Zasius. Ihm verdankte die Stadt auch eine Neufassung ihres Rechtes. Während der kurzen Zeit seines Schreiberamtes suchte er der Verwaltung eine neue Struktur zu geben und führte neben den bereits bestehenden Buchserien neue Reihen ein, darunter auch das *bûch der stat geschichten oder der stat geschicht*. Er wollte damit ein Instrumentarium schaffen, mit dem künftige städtische Politik und Rechtsvertretung effektiver gestaltet werden konnte. Die Aufzeichnung der *hendel, so der stat begegnen*, sollte *zuo einer ewigen gedachtnus* dienen, *das man sich hienach wisse darnach zu richten*. Erwartungsgemäß bietet der Text viele Namen von Personen, die darin verwickelt waren. Ihre Zahl war so groß, dass sie den Anmerkungsapparat der neuen Edition schlichtweg gesprengt hätte. Er ist ohnehin mit fast 1.100 Anmerkungen schon stattlich genug geworden.

Diese Erkenntnis führte zu dem hier anzuzeigenden Ergänzungsband. Er besteht aus zwei Teilen: Biographien I und Biographien II. Zwischen beide ist ein Abbildungsteil mit 25 Bildtafeln eingeschoben. Ein Literaturverzeichnis und ein Register, das auf über fünfzig Seiten beide Bände erschließt, runden den nahezu doppelt so starken Kommentarband mit den alphabetisch geordneten Biographien ab.

Die Bezeichnung „Biographie“ als Beschreibung von Lebensläufen kann eigentlich nur für den zweiten Teil des Bandes gelten. Darin stellt Hans Schadek 17 markante Persönlichkeiten aus dem Freiburger Stadtgeschehen vor, darunter Konrad Stürzel (Kanzler Maximilians), Junker Hans von Baldeck (Rat am Ensisheimer Hofgericht), den Buchhändler Hans Herlin und Graf Konrad III. von Tübingen. Es gelangen ihm lebendige Porträts, die dazu anregen, die entsprechenden *hendel* im „Geschichtbuch“ nachzuschlagen.

Ganz anders dagegen der erste Teil der Biographien, der auf nahezu 300 Seiten 84 Personen genauer vorstellen sollte, die Zasius bzw. seine Nachfolger erwähnen. In gewiss langer, mühsamer Kärnerarbeit sammelte hier Rosemarie Merkel alle archivalischen Belege zu den einzelnen Namen, zu deren Herkunft, familiärem Umfeld, Beruf und öffentlicher Ämterlaufbahn, den Besitz- und Eigentumsverhältnissen usw. usf. Aber das Aneinanderreihen von Informationen über eine Person macht noch keine Biographie. Die Einzelbelege bleiben allzu oft nebeneinander stehen, ohne inneren Zusammenhang. Der Leser wird nicht zum Lesen angeregt, sondern höchstens zum Nachschlagen der Belege. Und er ist lediglich dafür dankbar, dass ihm diese mühsame Arbeit im Stadtarchiv, Universitätsarchiv und Erzbischöflichen Archiv abgenommen wird.

Aus der Nachrichtenflut hebt sich erstaunlich oft die überragende Stellung heraus, die das Freiburger Münster im Gemeinwesen der Stadt gespielt hat. Stiftungen für Messen und Jahrtage, Altarpfründen und Kapellen, Teilhabe an der Marienbruderschaft oder die Münsterpflegschaft zeugen von der engen Verbundenheit einzelner Familien mit ihrem Münster. Bis heute halten einige Namen der Chorkapellen die Erinnerung an sie fest: Heimhofer, Lichtenfels, Locherer, Snewlin, Stürzel oder Villinger. Deren Namen spielen auch im „Geschichtbuch“ von Ulrich Zasius eine große Rolle. Und sie erhalten über den Kommentarband ganz konkrete Rollen als Ausbürgerpfleger, Baumeister, Gutleuthauspfleger, Kaufhausherrn, Mühlenmeister, Pfleger, Spitalpfleger, Zunftmeister usw. Kurzum: ein farbenfrohes Bild aus der Rechts- und Verwaltungspraxis des Spätmittelalters.

Eugen Hillenbrand

Vereinschronik 2016

Vorstand

Dr. CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL, 1. Vorsitzende (bis 18. Januar 2016)
RENATE LIESSEM-BREINLINGER, 2. Vorsitzende
(ab 19. Januar 2016 kommissarische 1. Vorsitzende)
ANITA HAFNER, Schriftführerin
N.N., Kassenführer

Ausschuss

Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Prof. Dr. JÜRGEN DENDORFER, UWE FAHRER,
Dr. KARL-ERNST FRIEDERICH, Dr. ISO HIMMELSBACH, CLEMENS JOOS M.A.,
FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. UTE SCHERB, Prof. Dr. DIETER SPECK,
Dr. THOMAS STEFFENS (bis 18. April 2016), Dr. HANS-PETER WIDMANN,
Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. KARL SIEGFRIED BADER (†)
Prof. HERMANN BROMMER (†)
Dr. ULRICH P. ECKER
Dr. HANS SCHADEK

Veranstaltungen 2016

- | | |
|-------------|---|
| 18. Januar | Vortrag „Die Hochwasserkatastrophe vom Juli 1480 in der Schweiz und am Oberrhein aus dem Blick der historischen Hochwasserforschung“ von Dr. Iso Himmelsbach. |
| 27. Januar | Gedenkveranstaltung zum Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. (Veranstaltung der Stadt Freiburg) |
| 20. Februar | Vormittagsexkursion nach Staufen mit Renate Liessem-Breinlinger, Axel Knobloch und Jörg Martin. |
| 7. März | Vortrag „Die ‚Englische Kolonie‘ in Freiburg bis 1914“ von Dr. Ulrich P. Ecker. |
| 9. April | Familienführung durch das Freiburger Münster mit Stephanie Zumbrink M.A. und Norbert Keller. |

18. April Mitgliederversammlung mit Kurzvortrag über „Friedrich Meinecke und seine Freiburger Jahre (1906-1914)“ von Dr. Stefan Meinecke.
9. Mai Vortrag „Religiöse Frauengemeinschaften am südlichen Oberrhein: neue Strategien zu ihrer Erforschung“ von PD Dr. Christine Kleinjung.
4. Juni Exkursion ins Hanauer Museum Kehl zur Sonderausstellung „Zwischenzeit, Kehl zwischen 1944 und 1953“ mit Führung durch Dr. Ute Scherb. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg)
18. Juni Exkursion zu Basels Kunstdenkmälern mit Renate Liessem-Breinlinger und Dr. Martin Möhle. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg)
16. Juli Bahngeschichtliche Exkursion nach Stuttgart „Standseilbahn und ‚Zacke‘, zwei historische Bahnen im Regelbetrieb“ mit Renate Liessem-Breinlinger. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg)
22. Oktober Vormittagsexkursion nach Breisach mit Wanderung über den Münsterberg zum Tullaturm mit Renate Liessem-Breinlinger, Uwe Fahrer, Dr. Günter Schruft und Dr. Helmut Volk.
8. November „Antonie Bell und Emil Gött. Ein literarisches Café“ mit Renate Liessem-Breinlinger und Prof. Dr. Dr. h.c. Volker Schupp. (In Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg und dem Waldhof – Akademie für Weiterbildung)

Vortragsreihe „Auf Jahr und Tag – Leben im mittelalterlichen Freiburg“

In Kooperation mit der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut Freiburg i.Br. e.V., dem Landesverein Badische Heimat e.V., dem Freiburger Münsterbauverein e.V. und dem Stadtarchiv Freiburg.

17. Oktober Vortrag „Herzog Bertold V. von Zähringen – Der Stadtherr und seine Stadt“ von Dr. Heinz Krieg.
31. Oktober Vortrag „Johannes von Gmünd – Die Münsterbauhütte und ihre Meister“ von Prof. Dr. Thomas Flum.
14. November Vortrag „Obristzunftmeister Peter Sprung – Handwerker und Zünfte“ von Willy Schulze.
28. November Vortrag „Die Damen Malterer – Vom Aufstieg einer Familie“ von Dr. Boris Bigott.
12. Dezember Vortrag „Anna von Munzingen – Frauenmystik in Freiburg“ von Prof. Dr. Martina Backes.

Kassenbericht 2015

1.	Einnahmen	EURO
	Mitgliedsbeiträge	18.417,03
	Zuschüsse	6.060,00
	Verkauf Schau-ins-Land	1.208,00
	Spenden	435,00
	Exkursionen	1.100,00
	Sonstige Einnahmen	1,56
	Summe Einnahmen	27.221,59
2.	Ausgaben	
	Jahrbuch 2014	11.281,99
	Vorträge Honorare/Reisekosten	670,00
	Vorträge Miete/Nebenkosten	1.523,63
	Ausgaben Vereinsprogramm	1.844,25
	Exkursionen	0,00
	Geringfügige Wirtschaftsgüter GWG	0,00
	Sonstige Ausgaben	3.576,42
	Aufwandsentschädigungen	475,00
	Werkverträge	0,00
	Summe Ausgaben	19.372,28
3.	Jahresergebnis aus dem Jahr 2015	7.849,31
4.	Überschuss Vorjahre per 31.12.2014	4.785,11
5.	Überschuss per 31.12.2015	12.634,42

Mitgliederwesen

	<i>Mitglieder</i>
Stand 1. Oktober 2016:	759 (davon 111 Tauschpartner)
davon Sektion Bad Krozingen:	149
Sektion Ebringen:	17
Sektion Hachbergerland:	39
Sektion Staufen:	51
Sektion Waldkirch:	20
Neuzugänge:	12
Austritt/Tod:	40

Vom 1. Oktober 2015 bis 30. September 2016 verstorbene Mitglieder (soweit bekannt)

- Karl Dirscherl, Bad Krozingen († 20.12.2015)
- Prof. Dr. Helmut Engler, Freiburg († 25.10.2015)
- Magdalene Hohmeyer, Staufen († 2016)
- Dr. Johannes Loehrke, Freiburg († 11.08.2016)
- Valerie Lueg, Staufen († 04.10.2015)
- Herbert Röder, Bad Krozingen († 06.04.2016)
- Wilhelm Roesler, Bad Krozingen († 2016)
- Margarete Schill, Bad Krozingen († 03.04.2016)
- Dr. Josef Spinner, Umkirch († 24.01.2016)
- Gertrud Uhlig, March († 11.11.2015)

Mitgliedsbeitrag

Hauptverein jährlich € 30,00

Sektionen Bad Krozingen, Ebringen, Hachbergerland (Emmendingen), Staufen und Waldkirch jährlich € 25,00

Bankverbindung

Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau

Konto-Nr. 20 286 02

BLZ 680 501 01

IBAN: DE 11680501010002028602

SWIFT-BIC: FRSPDE66

Abbuchungsermächtigung erwünscht.

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

Internet

www.breisgau-geschichtsverein.de